

Franz von Kutschera

Sprachphilosophie

2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage

Wilhelm Fink Verlag München

Lehrbuchsammlung

1. Ex.

Vorwort zur 1. Auflage

Dieses Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die ich in den letzten Jahren an den Universitäten München und Regensburg gehalten habe. Ich konnte dabei voraussetzen, daß die Hörer an einem einführenden Logikkurs teilgenommen hatten. Für das Verständnis dieses Buches sind Logikkenntnisse nicht notwendig, für die Abschnitte 2.4.7 und 3.2 sind sie aber empfehlenswert.

Meinen Regensburger und Münchner Kollegen Herbert E. Brekle, Ludwig Söll und Wolfgang Stegmüller möchte ich für viele wertvolle Hinweise und kritische Bemerkungen herzlich danken. Dank schulde ich auch meinen Mitarbeitern Herrn Dr. Dietrich J. Schulz, Fräulein Ulrike Fenzl und Herrn Hermann Seeberger für ihre wertvolle Hilfe bei der Erstellung des Manuskripts und beim Lesen der Korrekturen.

Regensburg, im Mai 1971

Franz v. Kutschera

Vorwort zur 2. Auflage

Für die zweite Auflage wurde das Buch gründlich überarbeitet. Zwei Abschnitte wurden neu gefaßt und wesentlich erweitert: Der Abschnitt 3.2 enthält nun eine Darstellung der Grundgedanken der intensionalen Semantik, der Abschnitt 2.4.5 eine solche der Theorie der Sprechakte.

Dem Fink-Verlag möchte ich meinen Dank dafür aussprechen, daß er unter Zurückstellung wirtschaftlicher Überlegungen meinen umfangreichen Änderungswünschen entgegengekommen ist.

Regensburg, im Oktober 1974

Franz v. Kutschera

ISBN 3-7705-1182-4

© 1975 Wilhelm Fink Verlag, München

Satz und Umbruch: Fertigsatz GmbH, München

Druck: fotokop wilhelm weihert, Darmstadt

Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Sigloch, Stuttgart

Einbandgestaltung: A. Krugmann, Stuttgart

Inhalt

<i>Einleitung</i>	11
1 VORBEREITENDE UNTERSCHIEDUNGEN	16
<i>1.1 Sprache und sprachliche Äußerungen</i>	16
<i>1.2 Deskriptive Aussagen</i>	25
<i>1.3 Anführung und Gebrauch von Zeichen</i>	28
2 BEDEUTUNGSTHEORIEN	31
<i>2.1 Realistische semantische Theorien</i>	31
2.1.1 Naturalismus und Konventionalismus in der realisti- schen Semantik	32
2.1.2 Grundgedanken der realistischen Semantik	38
2.1.3 Wittgensteins Bildtheorie der Sprache im Traktat	51
2.1.4 Die Semantik Freges	57
2.1.5 Carnaps Methode der Extensionen und Intensionen	66
2.1.6 Der Wahrheitsbegriff der realistischen Semantik	72
<i>2.2 Behavioristische Bedeutungstheorien</i>	78
2.2.1 Charles Morris	80
2.2.2 B. F. Skinner	88
<i>2.3 Die Sprachphilosophie Quines</i>	94
2.3.1 Quines Eliminierung der Bedeutungen	95
2.3.2 Quines Argumente gegen die Annahme analytischer Urteile	104
2.3.3 Quines These von der Indeterminiertheit der Überset- zungen	118
<i>2.4 Wittgensteins Sprachphilosophie in den „Philosophischen Untersuchungen“</i>	132
2.4.1 Die Preisgabe der ontologischen Voraussetzungen des Traktats	133
2.4.2 Sprachspiele	136
2.4.3 Wortgebrauch und Wortbedeutung	139
2.4.4 Bedeutung und Gebrauch von Prädikaten	152
2.4.5 Sprechakte	166
2.4.6 Privatsprachen	183
2.4.7 Familienähnlichkeiten, Typenbegriffe und sprachliche Felder	190

3 THEORIEN DER GRAMMATIK	204
3.1 <i>Die traditionelle Grammatik</i>	207
3.1.1 Die Lehre von den Wortarten	208
3.1.2 Die Lehre vom Satz	215
3.2 <i>Die logische Grammatik</i>	222
3.2.1 Der Aufbau der Logiksprache L	223
3.2.2 Logische Analyse natursprachlicher Sätze	234
3.3 <i>Die generative Grammatik</i>	262
3.3.1 Generative Syntax	262
3.3.2 Generative Semantik	276
3.3.3 Eingeborene Ideen	283
4 SPRACHE UND WIRKLICHKEIT	289
4.1 <i>Die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung</i>	289
4.2 <i>Der Anteil des Wortschatzes</i>	303
4.3 <i>Der Anteil der Grammatik</i>	310
4.4 <i>Die erkenntnistheoretische Problematik der Relativitätsthese</i>	329
 <i>Literaturverzeichnis</i>	 345
 <i>Stichwortverzeichnis</i>	 358
 <i>Verzeichnis der logischen Symbole</i>	 362

Für meinen Sohn Franz Benedikt

Einleitung

Die Sprache ist in unserem Jahrhundert zu einem der aktuellsten Themen der Philosophie geworden. Der Anstoß zur Beschäftigung mit der Sprache hat sich von den verschiedensten philosophischen Fragestellungen her ergeben: von der Erkenntnistheorie durch eine Wendung der Vernunftkritik in eine Sprachkritik, von der Logik aufgrund ihrer Beschäftigung mit Kunstsprachen und mit der logischen Analyse der natürlichen Sprachen, von der Anthropologie durch die Hervorhebung der Sprache als wesensbestimmender Leistung des Menschen und durch die Entdeckung von Korrelationen zwischen Sprachform und Weltbild, von der Ethik durch ihre Beschäftigung mit den sprachlichen Formen ethischer Aussagen und deren Abgrenzung gegenüber deskriptiven Sätzen.

Ganz allgemein läßt sich diese philosophische Hinwendung zur Sprache auch an dem Wandel in der Formulierung philosophischer Probleme ablesen. Wo man früher z. B. nach der „Natur der Kausalität“ fragte, oder nach dem „Inhalt des Begriffes der Kausalität“, empfindet man es heute als adäquater, das Problem als eine Frage nach dem Wortgebrauch zu formulieren und zu fragen: „Was sagt man, wenn man sagt, daß ein Ereignis A ein Ereignis B bewirkt?“¹

Die philosophische Aufmerksamkeit hat sich im Verlauf dieser Entwicklung teilweise so ausschließlich auf die Sprache konzentriert, daß man Philosophie überhaupt mit Sprachkritik identifiziert hat.

Das gilt insbesondere für die beiden Hauptströmungen der *analytischen Philosophie*, für die von Bertrand Russell ausgehende und sich über Rudolf Carnap zu Nelson Goodman und Willard van Orman Quine fortsetzende Bestrebung einer logischen Analyse der Wissenschaftssprache, speziell der philosophischen Sprache, in der man versucht, den Sinn der Terme und Sätze dieser Sprache mit den Hilfsmitteln der modernen Logik zu klären und zu präzisieren, und, mehr noch, für die von George Edward Moore ausgehende, dann durch Ludwig

¹ Dieses Beispiel gibt P. Alston in [67], S. 388. – Die Ziffern in eckigen Klammern bezeichnen die im Literaturverzeichnis aufgeführte Arbeit des Verfassers nach der Jahreszahl ihres Erscheinens.

Wittgenstein geprägte und in der Ordinary-Language-Philosophie der Oxford School (Gilbert Ryle, John Langshaw Austin) fortentwickelte andere Hauptrichtung der analytischen Philosophie, in der man versucht, die philosophische Sprache durch die Analyse des umgangssprachlichen Gebrauchs ihrer Terme zu klären.

Schon Gottlob Frege sagt im Vorwort zu seiner „Begriffsschrift“: „Wenn es eine Aufgabe der Philosophie ist, die Herrschaft des Wortes über den menschlichen Geist zu brechen, indem sie die Täuschungen aufdeckt, die durch den Sprachgebrauch über die Beziehungen der Begriffe oft fast unvermeidlich entstehen, indem sie den Gedanken von demjenigen befreit, womit ihn allein die Beschaffenheit des sprachlichen Ausdrucksmittels behaftet, so wird meine Begriffsschrift, für diese Zwecke weiter ausgebildet, den Philosophen ein brauchbares Werkzeug werden können.“²

Aus dem „Wenn“-Satz Freges wird dann eine kategorische Behauptung und schon für Russell besteht die wichtigste Aufgabe der Philosophie „in criticizing and clarifying notions which are apt to be regarded as fundamental and accepted uncritically. As instances I might mention: mind, matter, consciousness, knowledge, experience, causality, will, time.“³ Und Carnap schreibt im Vorwort zur 2. Auflage seines Buches „Der logische Aufbau der Welt“: „Die neuen Bestimmungen [der Begriffe] sollen den alten in Klarheit und Exaktheit überlegen sein und sich vor allem besser in ein systematisches Begriffsgebäude einfügen. Eine solche Begriffserklärung, heute oft „Explikation“ genannt, scheint mir immer noch eine der wichtigsten Aufgaben der Philosophie zu sein.“⁴

Für Wittgenstein ist schon im „Traktat“ alle Philosophie Sprachkritik⁵ und in den „Philosophischen Untersuchungen“ ist Philosophie nichts anderes als ein ständiger Kampf gegen die „Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“.⁶ Für viele Anhänger der Ordinary-Language-Philosophie endlich bedeutet die Hinwendung der Philosophie zur Sprache, der „linguistic turn“, die große Revolu-

2 Frege [79], S. VI f.

3 Russell [56], S. 34 f.

4 Carnap [28], S. X.

5 Wittgenstein [22], 4.0031.

6 Wittgenstein [53], 109.

tion der modernen Philosophie. So sagt Austin: „... it cannot be doubted that they [diese Methoden der Sprachkritik] are producing a revolution in philosophy. If anyone wishes to call it the greatest and most salutary in its history, this is not, if you come to think of it, a large claim.“⁷

Angesichts der Vielzahl von philosophischen Bestrebungen und Richtungen, die sich unter den Titel einer *Sprachphilosophie* sammeln, kann es nicht Wunder nehmen, daß dieser Titel keinen präzisen und wohlbestimmten Inhalt hat. Daher wollen wir kurz umreißen, mit welchen Themen sich diese Arbeit beschäftigen soll und welche Absichten uns dabei leiten.

Wir wollen im folgenden, zunächst ganz generell gesagt, *Funktion* und *Leistung* der Sprache untersuchen. Aus der Fülle der Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen lassen, wollen wir drei Problemkreise herausgreifen, die uns von besonderer und grundsätzlicher Bedeutung zu sein scheinen: Das Problem der *grammatischen Gliederung* und Synthese sprachlicher Ausdrücke, das Problem ihrer *Bedeutung* und das Problem des *Anteils der Sprache an der Erfahrung*.

Nach einigen Vorbemerkungen behandeln wir im 2. Kapitel die Frage, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht, wie sie festgelegt wird und wie sprachliche Mitteilung funktioniert. Im 3. Kapitel folgt dann eine Erörterung des grammatischen Grundproblems, wie die sprachliche Zusammenfügung bedeutungsvoller Ausdrücke zu neuen Sinneinheiten funktioniert. Im 4. Kapitel endlich wird das Verhältnis von Sprache und Erfahrung diskutiert, die Frage, inwieweit sich in den Formen einer Sprache gewisse Interpretationsschemata für die Erfahrung ausdrücken, inwieweit die Formen der Sprache die Art und Weise prägen, wie die Wirklichkeit erfahren wird.

Diese drei Problemkreise sind auch Grundprobleme der Sprachwissenschaften, speziell der allgemeinen Sprachwissenschaft als linguistischer Grundlagendisziplin, und so ergeben sich hier vielfach Überschneidungen der sprachphilosophischen und der sprachwissenschaft-

⁷ Austin [62], S. 3 f. – Zur analytischen Philosophie vgl. z. B. die Darstellungen in Savigny [70] und Lorenz [70], Kap. I. Speziell zur Ordinary-Language-Philosophie vgl. Savigny [69].

lichen Forschung. Beide lassen sich nicht scharf voneinander abgrenzen. Daher ergibt sich für die Sprachphilosophie die Forderung, sich über die für ihre Fragen relevanten Ergebnisse der Linguistik zu informieren und sie zu berücksichtigen, und es ergibt sich die Chance, die sprachphilosophischen Thesen mit linguistischen Argumenten zu stützen. Die Philosophie bewegt sich hier also nicht in einem erfahrungsunabhängigen Bereich.

Für die Frage nach Funktion und Leistung der Sprache interessieren wir uns hier vor allem aus folgenden Gründen: Für alle Wissenschaften stellt die Sprache das elementarste und wichtigste Hilfsmittel dar, das wir ständig verwenden. Wenn wir Behauptungen aufstellen (beschreiben, klassifizieren, Hypothesen oder Theorien formulieren), argumentieren, Festsetzungen treffen (definieren, Meßvorschriften angeben, usw.), so gebrauchen wir die Sprache.

Weil die Sprache ein so wichtiges Instrument der Wissenschaften ist, ist eine gründliche Kenntnis dieses Instrumentes für die einzelwissenschaftliche Arbeit selbst sehr nützlich. Die natürlichen Sprachen, die wir auch in den Wissenschaften vorwiegend verwenden, sind ja nicht primär für wissenschaftliche Zwecke gemacht und bedürfen zu ihrem wissenschaftlichen Gebrauch vielfacher Ergänzungen und Präzisierungen. Der Wissenschaftler ist also nicht nur *Konsument* der Sprache, sondern in gewissem Maße auch *Konstrukteur* und kann sich zumindest in dieser Rolle nicht naiv den Sprachgewohnheiten anvertrauen, sondern benötigt Einsichten in die Natur sprachlicher Ausdrucksmittel. Funktion und Leistung der Sprache sind in diesem Sinn Thema der *wissenschaftlichen Propädeutik*.

Für die *Erkenntnistheorie* ist besonders die Frage nach der Leistung der Sprache für die Formung und Organisation der Erfahrung von eminentem Interesse. Besteht Sprechen nur im Ausdrücken sprachunabhängiger Denk- oder Wahrnehmungsinhalte, an denen sich durch ihren Ausdruck nichts ändert, oder sind diese Inhalte immer schon sprachlich bestimmt, so daß die Formen unserer Sprache Formen unserer Erfahrung sind? Aber auch das Bedeutungsproblem, das, wie wir sehen werden, mit dieser Frage eng zusammenhängt, ist von erkenntnistheoretischer Relevanz.

Diese beiden Fragestellungen aus Propädeutik und Erkenntnistheorie sind für die folgenden Erörterungen von Funktion und Leistung der

Sprache leitend und bestimmen die philosophische Ausrichtung dieser Untersuchungen.

1 Vorbereitende Unterscheidungen

1.1 Sprache und sprachliche Äußerungen

Bevor wir auf die Hauptthemen dieses Buches – Grammatik, Bedeutung und Anteil der Sprache an der Erfahrung – eingehen, sollen in diesem Kapitel zunächst einige vorbereitende Unterscheidungen eingeführt werden.

Wenn wir im folgenden von „der“ Sprache reden, so ist das im Sinne einer generellen Aussage über alle, oder alle im jeweiligen Kontext betrachteten Sprachen zu verstehen. Was eine *Sprache* ist, erfassen wir zunächst exemplarisch: Bei den folgenden Erörterungen beziehen wir uns zumeist auf *natürliche*, d.h. historisch gewachsene Sprachen wie *Deutsch, Englisch, Griechisch, Japanisch* usw. Innerhalb dieser Sprachen lassen sich verschiedene Entwicklungszustände unterscheiden, sowie Sprachschichten, wie die *Hochsprache*, die als Ideal und Norm geltende Schicht der Sprache, die in Literatur, Schule, Rundfunk, Presse usw. verwendet wird, die *Alltagssprache* oder *Umgangssprache*, in der die hochsprachliche Norm aufgelockert ist und Satzbau, Wortwahl und Aussprache freier gehandhabt werden. Daneben kann man noch die mundartlichen Varianten der Sprache unterscheiden, und endlich gibt es noch unzählige Sonderformen, die z. B. von der sozialen Stellung ihrer Träger abhängen und sich oft nur in kleinen Details unterscheiden.¹ All diese Entwicklungsformen, Sprachschichten und -varianten hat man genau genommen zu spezifizieren, wenn man Aussagen über eine natürliche Sprache macht.

Von den natürlichen Sprachen unterscheidet man die *künstlichen* Sprachen, die insbesondere in Logik und Mathematik auftreten und durch explizite Konventionen definiert werden. Beispiele solcher Kunstsprachen sind vor allem die logischen Symbolsprachen.

¹ Vgl. dazu Grebe [66], S. 25 ff.

Im weiteren Sinn des Wortes „Sprache“, den wir im folgenden aber nicht verwenden werden, kann man auch von einer *Gebärdensprache*, einer *Signalsprache* (die aus einzelnen Flaggen-, Licht- oder Tonsignalen besteht) oder einer *Tiersprache* reden, und eine Sprache allgemein als ein System von Zeichen auffassen.

Eine sprachliche *Äußerung* liegt vor, wenn X zu Y sagt: „Gestern abend war ich im Kino“, wenn Y den X fragt „Wie war der Film?“, wenn X den Y mit „Guten Morgen“ begrüßt, wenn Y den X auffordert „Leih mir deinen Schirm!“, usf. Eine solche sprachliche Äußerung ist eine *Handlung* des Sprechers, mit der er sich (in der Regel) an einen Hörer wendet. Daher nennt man Äußerungen auch *Sprechhandlungen* oder *Sprechakte* (*speech acts*). Es kann auch eine Gruppe von Personen als Sprecher auftreten (eine Regierung gibt z. B. eine Erklärung ab, Ärzte geben ein Bulletin heraus, usw.), und auch der Hörer ist nicht immer ein einzelnes Subjekt, sondern er kann eine mehr oder minder fest umrissene Gruppe sein (ein Vortragender spricht zu seinem Auditorium, ein Manifest wendet sich an die Öffentlichkeit, usw.).

Von der sprachlichen Äußerung als Handlung unterscheiden wir das *Ergebnis* dieser Handlung, vom Sprechen das Gesprochene. Auch das Ergebnis einer sprachlichen Äußerung bezeichnet man oft als sprachliche *Äußerung*, und da wir im folgenden vor allem von Äußerungsergebnissen sprechen werden, wollen wir uns diesem Gebrauch anschließen. Wo aber eine Unterscheidung notwendig ist, wollen wir vom *Äußerungsvollzug* und vom *Äußerungsergebnis* sprechen.

Man muß ferner *Handlungsformen* von ihren einzelnen *Realisierungen* unterscheiden: einen bestimmten Walzerschritt (durchgeführt von einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit) von der Form des Walzerschritts, die typische Form einer Kniebeuge von einer bestimmten Kniebeuge, usw. Ebenso müssen wir auch sprachliche Handlungsformen von ihren konkreten, singulären Realisierungen, den Äußerungsvollzügen, unterscheiden, z. B. die Begrüßungsform „Guten Morgen“ von der Begrüßung des Y durch X mit „Guten Morgen“ in einem besonderen Einzelfall.

Die entsprechende Unterscheidung machen wir auch im Bereich der Ergebnisse von Sprechakten und unterscheiden so z. B. ein bestimmtes Vorkommnis eines geschriebenen Wortes von dem graphischen Worttyp, dem es angehört. So kommt auf dieser Seite der Worttyp „und“ an

verschiedenen Stellen vor, d. h. es gibt auf dieser Seite mehrere Vorkommnisse des Worttyps „und“. Mit *Typ* und *Vorkommnis* wollen wir die fragliche Unterscheidung auch für Äußerungsvollzüge ausdrücken. Vorkommnis und Typ verhalten sich wie Element und Klasse: eine Äußerung als Handlung oder als Ergebnis ist immer Element einer Klasse von Handlungen oder Ergebnissen, die den Typ, die Form der Äußerung darstellt.

Die Formen von Äußerungen nennen wir *Ausdrücke*. Ein Ausdruck ist also eine Form von Äußerungen, sei es als Handlungen oder als Ergebnisse. Wo die Unterscheidung wichtig wird, sprechen wir genauer von *Ausdruckshandlung* und *Ausdrucksergebnis*.

Die Besonderheit sprachlicher Äußerungen besteht nun darin, daß wir uns mit ihnen untereinander verständigen, etwas mitteilen, jemand auffordern, fragen, usw. daß sie, allgemein gesagt, bedeutungsvoll sind. Sprechakte haben also zwei Aspekte: den *phonetischen* (oder graphischen) *Aspekt*, daß eine Folge von Laut- (oder Schrift-) Zeichen produziert wird: die Laute G-u-t-e-n-M-o-r-g-e-n werden ausgesprochen. Damit wird aber zugleich eine Handlung vollzogen, die über das Produzieren von Lauten hinausgeht: das Begrüßen des Angesprochenen; das ist der *semantische Aspekt*. Jede Äußerung hat also einen phonetischen und einen semantischen Aspekt. Diese beiden Aspekte erfassen nicht zwei getrennte Akte, sondern sie sind zwei Ansichten desselben Akts. Der phonetische Aspekt sieht von der Bedeutung, der kommunikativen Funktion der Äußerung, ab und faßt nur die Besonderheiten der Lautgestalt ins Auge, der semantische Aspekt abstrahiert von diesen phonetischen Besonderheiten und fixiert allein die Bedeutung der Äußerung. Dabei ist „Bedeutung“ hier zunächst nichts anderes als die Funktion einer Äußerung im kommunikativen Prozeß.

Wie für Äußerungsvollzüge lassen sich auch für Äußerungsergebnisse phonetische und semantische Aspekte unterscheiden, und diese Unterscheidung überträgt sich in analoger Weise auch auf Ausdrücke. Äußerungs- und Ausdrucksergebnisse werden uns im folgenden nur als Ergebnisse der phonetischen Teilakte, d. h. als Lautfolgen oder Formen von Lautfolgen, bzw. als Zeichenreihen oder Zeichenreihengestalten interessieren, und in diesem Sinn phonetischer oder graphischer Objekte werden wir Aussagen darüber verstehen.

Sprachliche Äußerungen haben nun nicht von sich aus eine Bedeu-

tung, z. B. nur aufgrund ihrer Lautgestalt (sonst könnten wir ja fremde Sprachen verstehen, ohne lernen zu müssen, was ihre Ausdrücke bedeuten), gewinnen ihre Bedeutung vielmehr erst im Rahmen eines Systems von Regeln, die besagen, wie sie, einzeln und in Verbindung, in bestimmten Situationen und zu bestimmten Zwecken verwendet werden. Sprachliche Äußerungen sind also konventionelle Handlungen und bedürfen zu ihrer Effektivität vereinbarter Gebrauchsregeln. Diese Regeln sind bei natürlichen Sprachen nicht explizit formuliert und die Konventionen nicht förmliche Verabredungen. Regeln und Konventionen sind vielmehr Gewohnheiten und Normen, die intuitiv erfaßt und befolgt werden, ihre explizite Formulierung und Präzisierung ist erst Aufgabe der Sprachwissenschaft und geschieht in Grammatiken und Wörterbüchern, die den Sprachgebrauch kodifizieren.

Sprachliche Konventionen sind generelle Regeln, sie beziehen sich also nicht auf einzelne Äußerungen, sondern auf Ausdrücke. Eine solche Konvention besagt z. B. nicht, daß Fritz den Hans am Morgen des 1. 1. 1973 in München unter diesen und jenen besonderen Umständen morgens mit „Guten Morgen“ begrüßen kann, sondern beinhaltet, daß jeder jeden anderen (der Deutsch versteht) morgens mit „Guten Morgen“ begrüßen kann. Aufgrund dieser allgemeinen Konvention erhält eine bestimmte Äußerung des Ausdrucks „Guten Morgen“ dann die Funktion einer Begrüßung. Die Bedeutung der Äußerung wird also durch die Bedeutung des geäußerten Ausdrucks bestimmt – und durch die *pragmatischen Umstände* der Äußerung (wer ist der Sprecher, wer der Angesprochene, wann und wo findet die Äußerung statt, etc.). Die Bedeutung einer Äußerung wie „Ich habe dich gestern hier gesehen“, in der sog. *Indexausdrücke* (engl. *indexical expressions*) vorkommen („ich“, „du“, „gestern“, „hier“ etc.) hängt offenbar entscheidend von den pragmatischen Umständen ab; sie ist wahr oder falsch je nachdem, wer spricht, zu wem er spricht und wann und wo er spricht. Die Bedeutung des Ausdrucks „Ich habe dich gestern hier gesehen“ als Äußerungstyp ist daher so weitgehend indeterminiert, daß wir ihm keinen Wahrheitswert zuordnen können, selbst wenn wir über das relevante Tatsachenwissen verfügen.

Sprachliche Konventionen beziehen sich also auf Ausdrücke. Sie betreffen zunächst Handlungsformen (z. B. die Funktion des „Guten Morgen“-Sagens), man kann sie aber auch als Regeln für Ausdrucks-

ergebnisse formulieren, als Regeln, die besagen, wie phonetische, bzw. graphische Zeichen oder Zeichenreihen verwendet werden können. Obwohl die Frage, ob Bedeutung primär den Ausdrücken als Handlungsweisen oder als Objekten zukommt, von großem prinzipiellen Interesse ist – wir werden darauf im Abschnitt 2.4.5 eingehen – kann man doch, ohne diese Frage zu präjudizieren, die übliche Ausdrucksweise übernehmen, nach der die semantischen Konventionen die Verwendung von Ausdrucksobjekten regeln.

Ein sprachlicher Ausdruck ist als Bedeutungsträger dann nicht ein bloßes Objekt, z. B. eine Lautfolge, sondern ein nach bestimmten Regeln verwendetes Objekt. Und eine Sprache können wir nicht als eine Menge von Ausdrucksobjekten auffassen, sondern nur als eine Menge von Ausdrücken zusammen mit den Regeln zu ihrem Gebrauch.

Eine Sprache im engeren Sinn des Wortes ist ferner nicht nur eine Kollektion von einzelnen isolierten Ausdrücken, sondern ein System zur Bildung von prinzipiell unendlich vielen Ausdrücken (z. B. Sätzen) aus endlich vielen Grundausrücken (z. B. Wörtern), so daß unter den Regeln der Sprache nicht nur Gebrauchsregeln für einzelne Ausdrücke vorkommen, sondern auch Regeln für die Zusammensetzung von Ausdrücken und für den Gebrauch solcher zusammengesetzter Ausdrücke, nach denen ihre Bedeutung aus der Bedeutung ihrer Ausdruckskomponenten bestimmt wird.

Die Auffassung der Sprache als ein Regelsystem hat Ferdinand de Saussure, einer der Begründer der modernen Sprachwissenschaft, durch den Vergleich einer Sprache mit einem Schachspiel verdeutlicht:² Ein Schachspiel ist ein System von Regeln über die Aufstellung und Bewegung der Schachfiguren auf dem Schachbrett und von Regeln über die Wegnahme von Figuren, Gewinn und Verlust. Ebenso wie es hier nicht auf die Figuren allein ankommt, sondern auf die Regeln zu ihrer Verwendung, so daß es falsch wäre zu sagen, ein Schachspiel sei bestimmt durch die Menge der Figuren, so kommt es in einer Sprache auf die Regeln an, nicht nur auf die Ausdrücke der Sprache. Und wie sich die Funktion einer Figur nicht für sich allein charakterisieren läßt, sondern nur

2 Vgl. dazu de Saussure [16], Einleitung Kap. V; 1. Teil, Kap. III, § 4; 2. Teil, Kap. III. – Der Vergleich von Sprache und Spiel ist auch für die Sprachphilosophie Wittgensteins grundlegend. Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.2.

unter Bezugnahme auf die Funktion der anderen Figuren und damit auf das Ganze des Spiels, so läßt sich auch die Funktion der sprachlichen Ausdrücke nur unter Bezugnahme auf das Sprachganze bestimmen.

Man sagt üblicherweise, daß die Folge von Lauten /tsu :kʃpitsə/ und die Folge von graphischen Zeichen Z-u-g-s-p-i-t-z-e beide dasselbe Wort darstellen. Wie ist das aber zu verstehen, wo doch beide Ausdrücke als Vorkommnisse wie als Typen völlig verschieden sind?

Wenn wir Lyons in [69], S. 56ff folgend von verschiedenen, z. B. phonetischen und graphischen *Realisierungen* eines Wortes sprechen, so liegt folgende Auffassung nahe: Die lautsprachlichen Realisierungen der Wörter sind primär, nicht nur historisch (weil es eine Lautsprache vor der Schriftsprache gab), sondern auch insofern wir eine Schriftsprache ohne phonetische Interpretation kaum als Sprache ansehen würden, während die schriftliche Realisierung sprachlicher Äußerungen uns meist nur als ein prinzipiell entbehrliches, praktisch allerdings sehr wichtiges, *Commodum* erscheint (wir gebrauchen eben die Sprache vorwiegend als Lautsprache).³ Insofern könnte man die phonetische Realisierung des Wortes mit dem Wort selbst identifizieren und sagen, daß andere Realisierungen, wie z. B. die graphische, das Wort nur insofern darstellen, als eine phonetische Interpretation dieser Realisierungen erklärt ist, nach der sie das Wort symbolisch repräsentieren.

Wir wollen hier aber wieder de Saussure folgen⁴ und einen abstrakteren Standpunkt einnehmen: Danach sind die verschiedenen Realisie-

3 Zu beachten ist allerdings, daß Laut- und Schriftsprache, wie das z. B. im Japanischen aus historischen Gründen der Fall ist, verschiedene Sprachen sind, die sich nur teilweise entsprechen, so daß die lautsprachliche Wiedergabe eines schriftlichen Texts oft Übersetzungscharakter hat. Vgl. dazu auch die Anm. 6.

4 Die Aussagen in [16] zu diesem Punkt sind freilich nicht eindeutig. So vertritt de Saussure in der Einleitung, Kap. VI, § 2 bzgl. des Verhältnisses von phonetischer und graphischer Realisierung die vorstehend skizzierte Auffassung. – Vgl. zum folgenden auch die Ausführungen von L. Hjelmslev in [43] sowie Francis Bacon: "For the organ of tradition, it is either Speech or Writing: for Aristotle saith well, *Words are the images of cogitations, and letters are the images of words*; but yet it is not of necessity that cogitations be expressed by the medium of words. For *whatsoever is capable of sufficient differences, and those perceptible by the sense, it is in nature competent to express cogitations*. And therefore we see in the commerce of barbarous people that understand not one another's language, and in the practice of

rungen eines Wortes prinzipiell gleichberechtigt – wenn sie auch jeweils ihre eigentümlichen Vorzüge haben⁵ – und das Wort selbst ist ein abstraktes Objekt, das wir mit der Klasse seiner Realisierungen identifizieren können.

Nun haben wir aber oben gesehen, daß Wörter keine isolierten Objekte sind, sondern nur im Rahmen des Regelsystems einer Sprache als bedeutungsvolle Ausdrücke fungieren. Daher sprechen wir besser von verschiedenen Realisierungen einer Sprache. Eine Sprache ist dann ein Regelsystem zum Gebrauch gewisser, zunächst nur nach Anzahl und Verschiedenheit spezifizierter abstrakter Objekte (z. B. der Wörter). Eine Realisierung der Sprache entsteht aus diesem System durch die Identifizierung dieser abstrakten Ausdrücke mit konkreten Objekten (Lautfolgen, Folgen graphischer Zeichen etc.). Umgekehrt kann man, ausgehend von Sprachrealisierungen, d. h. von Systemen $\langle A, \mathcal{R} \rangle$, wo A eine Menge von konkreten Objekten und \mathcal{R} eine Menge von Regeln zu ihrem Gebrauch ist, zwischen zwei Systemen $\langle A_1, \mathcal{R}_1 \rangle$ und $\langle A_2, \mathcal{R}_2 \rangle$ eine Äquivalenzbeziehung definieren, die besteht, wenn es eine Abbildung φ von A_1 auf A_2 gibt, so daß die Regeln aus \mathcal{R}_1 über die Objekte a aus A_1 entsprechende Bestimmungen treffen, wie die Regeln aus \mathcal{R}_2 über die Ausdrücke φa aus A_2 . Eine Sprache ist dann eine Klasse derart äquivalenter Systeme.⁶

divers that are thumb and deaf, that mens' minds are expressed in gestures, though not exactly, yet to serve the turn." (Proficiency and Advancement of Learning Divine and Human (1605), Bacon [57], Bd. III, S. 399). Und fast wörtlich ebenso: „Hoc igitur plane statuendum est: quidquid scindi possit in differentias satis numerosas ad notationum varietatem explicandam (modo differentiae illae sensui perceptibilis sint) fieri posse vehiculum cogitationum de homine in hominem. Nam videmus nationes linguis discrepantes commercia non male per gestus exercere.“ (De dignitate et augmentis scientiarum, Liber sextus, Caput I, in Bacon [57], Bd. I, S. 651). Diese Stelle zitiert auch Brekle in seiner Einführung zu Cordemoy [77], S. XXIX.

⁵ Vgl. dazu Lyons [69], S. 62 f.

⁶ Diese Bestimmung enthält eine gewisse Idealisierung. Tatsächlich ist die Entsprechung zwischen den verschiedenen Realisierungen nicht immer eindeutig: Derselbe graphische Ausdruck kann phonetisch mehrdeutig sein (z. B. „read“ im Englischen – /red/ oder /ri:d/) und derselbe phonetische Ausdruck kann graphisch mehrdeutig sein (z. B. /ku:/ im Französischen – „cou“ (Hals) – „coup“ (Schlag)). – Lyons weist in [69], S. 39 ff. darauf hin,

Auch diese abstrakte Auffassung der Sprachen läßt sich an dem Vergleich mit dem Schachspiel illustrieren: Für das Schachspiel ist es nicht wesentlich, aus welchem Stoff die Schachfiguren bestehen und wie sie aussehen, wichtig sind nur die Anzahl der Figuren und die Unterschiede zwischen ihnen. Ebenso kommt es für eine Sprache nicht darauf an, wie ihre Ausdrücke konkret beschaffen sind, aus welchem Material (Lauten oder graphischen Zeichen) sie bestehen und welche Gestalt sie haben, wichtig sind nur die bzgl. der Regeln relevanten Unterschiede. De Saussure spricht in diesem Zusammenhang auch von der abstrakten *Form* einer Sprache und der *Substanz* ihrer Realisierungen.

Aus diesen abstrakten Betrachtungsweisen der Sprachen ergibt sich, daß wir in den folgenden Erörterungen von den Fragen, die sich auf die Realisierung von Sprachen beziehen, absehen können. Speziell werden wir uns auch nicht mit der Theorie der phonetischen Realisierungen, der *Phonologie*, befassen.

Der Sprachwissenschaftler sieht seine Aufgabe darin, die Sprache zu beschreiben, so wie er sie vorfindet, tatsächliche Normen sprachlicher Korrektheit zu erfassen, nicht aber darin, neue Normen aufzustellen. Seine Sätze wollen also *deskriptiv*, nicht *normativ* sein.

Wenn der Sprachwissenschaftler aber eine Grammatik des Deutschen aufstellt und in Wörterbüchern die Bedeutungen der deutschen Wörter erklärt, beschreibt er nicht einfachhin, sondern er präzisiert auch: die expliziten grammatikalischen Regeln sind präziser als die intuitiven umgangssprachlichen Gewohnheiten, die Abgrenzung und Erläuterung der Bedeutungen und ihrer Unterscheidungen bestimmen diese Bedeutungen genauer. Die Arbeit des Sprachwissenschaftlers kann in gewissem Maße auch sprachschöpferisch sein, wenn die wissenschaftliche Beschreibung der Sprache auf diese zurückwirkt und neue Sprachnormen setzt. Die hochsprachliche Norm des Deutschen ist z. B. durch die deutschen Grammatiken und Wörterbücher sicherlich beeinflusst worden. Diese Normierungs- und Rückkopplungseffekte sind

daß im Maße sich Laut- und Schriftsprache nicht nur in einzelnen unwesentlichen Punkten unterscheiden, sondern z. B. auch in ihren grammatischen Distinktionen, sie den Charakter verschiedener Sprachen annehmen können. Diese Divergenz erklärt sich nach Lyons aus den verschiedenartigen Situationen und Zwecken, in und zu denen wir Laut- und Schriftsprachen verwenden.

aber eher gering: Sicher handelt es sich in keinem Fall um ganz neue grammatikalische Regeln oder neue Bedeutungsfestsetzungen, sondern um präzisierende Explikationen. Zudem kann der Sprachwissenschaftler in den grammatikalischen Regeln eine gewisse Variationsbreite des tatsächlichen Sprachgebrauchs berücksichtigen; er zielt nicht, wie der Logiker, auf ein Regelsystem ab, das alle Fälle eindeutig regelt. Daher kann man die Sätze der Sprachwissenschaft tatsächlich als deskriptiv ansprechen.

Wie lassen sich nun sprachliche Regelmäßigkeiten feststellen? Hier tritt das folgende Problem auf: Das empirische Material, von dem der Sprachwissenschaftler ausgeht, besteht aus konkreten Äußerungen der Angehörigen der betreffenden Sprachgemeinschaft. Diese sprachlichen Äußerungen, die Sprache als *parole* oder als *performance* – wie F. de Saussure, bzw. N. Chomsky, das nennen – bzw. deren Ergebnisse, sind aber nicht das, was den Sprachwissenschaftler in erster Linie interessiert, sondern die Sprache als Regelsystem, als *langue* oder *competence*.⁷ Diese Sprachnorm muß nun aus den vorliegenden Äußerungen induktiv erschlossen werden. Das gelingt aber nicht unmittelbar, denn unter den sprachlichen Äußerungen gibt es viele inkorrekte, die durch zufällige oder charakteristische Fehler eines Sprechers entstehen. Bevor man aber nicht die Regeln kennt, kann man diese unkorrekten Äußerungen nicht eliminieren und kann so seine Hypothesen über sprachliche Normen nicht direkt an den tatsächlich vorliegenden Äußerungen überprüfen.

Die Situation des Sprachwissenschaftlers ist aber keinesfalls grundsätzlich schlechter als z. B. die des Physikers. Auch in der Physik kann man ja Gesetzmäßigkeiten durch Beobachtungen nur dann überprüfen, wenn die Meßergebnisse nicht durch Störungen beeinflusst werden. Wann eine Störung vorliegt, kann man aber auch hier nur dann sagen, wenn man die Gesetzmäßigkeiten schon kennt. Darin liegt hier wie dort aber kein *circulus vitiosus*, sondern man kann durch Variationen der Beobachtungsbedingungen systematisch die gegenüber diesen Variationen konstanten Gesetzmäßigkeiten und ihren Geltungsbereich aufdecken.⁸

7 Zur Unterscheidung von *performance* und *competence* vgl. Chomsky [65], S. 10, 25, 139, 197.

8 Vgl. dazu auch Chomsky [65], S. 3 f.

1.2 Deskriptive Aussagen

Sprachliche Äußerungen kommen im Kontext ganz verschiedener Situationen und Verhaltensweisen vor und dienen den verschiedensten Zwecken. Die Sprache hat also eine Fülle verschiedener Funktionen. Wir verwenden Sprache, wenn wir *fragen, befehlen, behaupten, vorlesen, uns begrüßen, begründen, werten, lügen, Witze erzählen, bitten* oder *beten*. Je nach der Verwendungsweise von Sprache, dem *Redetyp*, wie wir auch sagen wollen, wird sich auch der Modus ändern, in dem sprachliche Ausdrücke bedeutungsvoll sind, denn „bedeutungsvoll sein“ heißt für uns ja zunächst nichts anderes als „eine bestimmte Funktion in einem Kontext von Sprachverwendung haben“.

In der Sprachwissenschaft kann man keinen dieser Redetypen und keinen Bedeutungsmodus verabsolutieren und ausschließlich zum Gegenstand der Betrachtung machen, wenn man nicht von vornherein den Untersuchungsbereich sehr stark einschränken will. Nachdem wir uns aber hier unter dem Aspekt der wissenschaftlichen Propädeutik vor allem für den wissenschaftlichen Redetyp, für die Art und Weise, in der Sprache in den Wissenschaften vorwiegend verwendet wird, interessieren, werden wir uns im folgenden über weite Strecken ausschließlich mit diesem Redetyp befassen und werden nur im Abschnitt 2.4.5 ausführlicher auf andere Redetypen eingehen.

Für die wissenschaftliche Sprachverwendung sind in erster Linie sprachliche Äußerungen vom Typ des Aussage- oder Behauptungssatzes wichtig. Diese Sätze werden verwendet, um Mitteilungen zu machen, Informationen zu geben, etwas zu beschreiben, festzustellen, daß etwas der Fall ist. Mit solchen Sätzen behaupten wir, daß etwas sich so und so verhält. Sie sprechen über etwas und haben daher, wie wir sagen, einen *deskriptiven Gehalt* oder eine *deskriptive Bedeutung*.

Die folgenden Analysen werden sich also sehr stark auf Behauptungssätze konzentrieren. Dafür liegen auch sprachwissenschaftlich die detailliertesten Untersuchungen vor, während die Analyse von Fragen, Befehlen etc. erst in jüngster Zeit die nötige Aufmerksamkeit gefunden hat. Eine gewisse (nachträgliche) Legitimierung dieses Interessenschwerpunktes wird sich im Abschnitt 2.4.5 ergeben.

Um die Eigentümlichkeit der behauptenden Rede und der deskripti-

ven Bedeutung noch etwas näher zu erläutern und um von vornherein zu betonen, daß sie nur eine unter vielen anderen Formen der Sprachverwendung bzw. Bedeutung ist, wollen wir kurz auf eine Unterscheidung von K. Bühler hinweisen. Dieser Hinweis hat, im Rahmen dieser vorbereitenden Bemerkungen, nur vorläufigen Charakter; im Abschnitt 2.4.5 werden wir noch einmal genauer darauf zurückkommen.

K. Bühler unterscheidet bei jeder Äußerung drei Komponenten: *Sprecher*, *Bezug* (das, worauf sich die Äußerung bezieht) und *Hörer*, und ordnet jeder dieser Komponenten eine Bedeutungskomponente der Äußerung zu: dem Sprecher die *expressive* Komponente oder *Kundgabe*, dem Bezug die *deskriptive* Komponente und dem Hörer die *evokative* Komponente oder den *Appell*.

Mit *Kundgabe* ist das gemeint, was der Sprecher in der Äußerung an eigenen Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen, an Einstellungen oder Zielen ausdrückt. So z. B. seinen Abscheu, wenn er sagt „Pfui“, seine Zustimmung in „Bravo“, seine Absicht in dem Satz „Ich fahre morgen nach Rom“. Die Kundgabe liegt auch oft in der Verwendung einzelner emotiv oder wertgefärbter Wörter, wie in der Verwendung von „Nigger“ statt „Neger“ oder von „Kommis“ statt „Gehilfe“. Mit Kundgabe ist hingegen nicht das gemeint, was sich aus der Äußerung über den Sprecher erschließen läßt – wie etwa seine Erregung aus seinem schnellen, abgerissenen Sprechen – Kundgabe ist also nicht das, wofür die Äußerung ein Anzeichen oder Symptom ist, und auch nicht das, was der Sprecher in seiner Äußerung explizit über sich selbst, seine Gefühle, Ziele etc. aussagt, wie in „Ich (persönlich) finde das großartig“ oder in „Ich habe den Plan, eine Studienreise nach Afrika zu unternehmen“.

Der *Appell* soll diejenige Bedeutungskomponente einer Äußerung sein, mit der sie auf eine Reaktion des Hörers abzielt, sie hervorzurufen sucht. Dieser Appell wird besonders deutlich im Befehl, der den Hörer zu einer Handlung, und in der Frage, die ihn zu einer Antwort auffordert. Ein Appell liegt aber auch in der evokativen Bedeutung von Wertaussagen wie „Das ist gut“ im Sinne einer Aufforderung an den Hörer, so zu handeln, oder „Das ist schlecht“ im Sinne einer Aufforderung zur Unterlassung¹; ferner in der suggestiven Bedeutung solcher Aussagen wie „Ist das nicht abscheulich!“ oder „Es ist doch ganz offensichtlich, daß er das nur getan hat, um sich einen Vorteil zu verschaffen“. Der Appell liegt hingegen nicht in der tatsächlichen oder beabsichtigten

Wirkung einer Äußerung auf den Hörer.²

In den verschiedenen Redetypen treten diese Bedeutungskomponenten in verschiedener Stärke auf. Wir wollen hier nun nicht die Meinung vertreten, daß sich die verschiedenen Redetypen allein durch die relative Stärke des Vorkommens dieser drei Bedeutungskomponenten hinreichend charakterisieren lassen. Das wäre ein viel zu einfaches Bild von den sprachlichen Funktionen. Allgemein wird man vielmehr die Redetypen nur durch ihre Funktion in dem gesamten Lebens- und Handlungszusammenhang charakterisieren können, in dem sie verwendet werden, und auch die Bedeutungsmodi werden ebenso vielfältig sein wie diese pragmatischen Kontexte des Sprachgebrauchs. Darauf gehen wir im 2. Kapitel näher ein. Hier genügt es, daß wir die deskriptive Bedeutung durch die Abhebung von der evokativen und expressiven Bedeutung genauer bestimmen können.

Auch in den Sätzen, die man in der Grammatik als Aussagesätze charakterisiert (und Frage-, Befehls- und Ausrufesätzen gegenüberstellt), spielen expressive und evokative Bedeutungskomponenten eine Rolle. So ist in dem Satz „Das war eine außerordentlich gute Aufführung“ die expressive Komponente dominierend, die Bewertung der Aufführung durch den Sprecher steht ganz im Vordergrund, während über die objektive Beschaffenheit der Aufführung nichts ausgesagt wird – es sei denn, es wird auf sachliche Bewertungskriterien Bezug genommen. Auch der Satz „Vermutlich ist Fritz krank“ enthält durch den Ausdruck „vermutlich“ eine expressive Komponente, die die Einstellung des Sprechers zur Geltung des Sachverhalts ausdrückt. Und der Satz „Das kann man doch nicht tun!“ enthält neben der expressiven auch eine starke evokative Komponente.

In den Aussagesätzen, wie sie in den Wissenschaften vorwiegend verwendet werden, ist demgegenüber die deskriptive Komponente domi-

1 Die emotiven und evokativen Komponenten in ethischen Aussagen und Wertaussagen hat insbesondere Stevenson in [44] herausgearbeitet. Seine emotive Theorie dieser Aussagen beruht gerade darauf, daß ihnen ein deskriptiver Gehalt abgesprochen wird.

2 K. Bühler unterscheidet in [34], S. 28 ff. *Ausdruck* (eher allerdings im Sinn eines Anzeichens für Gefühle etc. des Sprechers als im Sinn der Kundgabe), *Darstellung* und *Appell*. Unter Zugrundelegung dieser Unterscheidung spricht er dann von sprachlichen Ausdrücken als *Symptomen*, *Symbolen* und *Signalen*.

nierend. Die expressive Komponente liegt allein im behauptenden Charakter dieser Sätze und die evokative Komponente tritt ganz zurück.

Als eine letzte Bestimmung deskriptiver Aussagen kann man anführen, daß nur diese Aussagen wahr oder falsch sind, denn nur sie behaupten, daß etwas der Fall ist, und lassen sich so mit Tatsachen konfrontieren. Der Wahrheitswert eines Aussagesatzes, d. h. seine Wahrheit oder Falschheit, kann freilich vom Äußerungskontext abhängen, wenn er Indexausdrücke enthält, die in ihrem Bezug erst durch den Äußerungskontext definiert werden und sich daher in verschiedenen Kontexten auf verschiedene Personen, Dinge, Zeitpunkte und Orte beziehen können. Erst wenn man diese Indexausdrücke durch Ausdrücke mit kontextunabhängigen Bedeutungen ersetzt, wird die Aussage als solche, unabhängig von den Umständen ihrer Äußerung, wahr oder falsch.

1.3 Anführung und Gebrauch von Zeichen

Die Eigenschaft von Zeichen, etwas zu bedeuten, erfordert insbesondere beim Sprechen über die Sprache eine genaue Unterscheidung von Zeichen und Bezeichnetem, des sprachlichen Ausdrucks als einer Folge von Lauten oder graphischen Zeichen und seiner Bedeutung. So einfach es auch zunächst ist, den Namen „Felix“ von dem Menschen Felix zu unterscheiden, den er bezeichnet, das Adjektiv „rot“ von der Eigenschaft, rot zu sein, oder den Satz „Felix hat rote Haare“ von dem Sachverhalt, daß Felix rote Haare hat¹, so schwer fällt doch erfahrungsgemäß eine präzise Unterscheidung in Kontexten, wo von Ausdrücken die Rede ist.

Wenn ich sage „Felix hat rote Haare“, so *gebrauche* ich das Wort „Felix“, um über den Menschen Felix zu sprechen. Von dem Wort „Felix“ ist in diesem Satz nicht die Rede. Wenn ich aber über diesen Satz spreche und z. B. sage, daß in ihm das Wort „Felix“ vorkommt,

1 Mit diesen Beispielen soll keine Bedeutungstheorie vorweggenommen werden, etwa in dem Sinn, daß wir generell voraussetzen würden, daß Prädikate Eigenschaften bedeuten. Die Beispiele sollen nur die in jeder Untersuchung von Sprachen notwendigen Unterscheidungen illustrieren.

so *gebrauche* ich nicht das Wort „Felix“, sondern *erwähne* es, *führe* es an. Ebenso *gebrauche* ich in dem Satz „München hat mehr als eine Million Einwohner“ das Wort „München“, um über die Stadt München zu sprechen, während ich das Wort „München“ in dem Satz „„München“ hat zwei Silben“ anführe, um über dies Wort zu reden.²

Es ist angezeigt, den Unterschied zwischen Gebrauch und Anführung eines Wortes graphisch deutlich zu machen. Dafür setzt man üblicherweise fest, daß Ausdrücke, die nicht gebraucht, sondern erwähnt werden, in Anführungsstriche zu setzen sind, so, wie wir das oben schon getan haben. Der Ausdruck zusammen mit diesen Anführungszeichen bildet dann einen neuen Ausdruck, den wir gebrauchen, um über den ursprünglichen Ausdruck zu reden. Nach dieser Konvention steht also ein Ausdruck nie für sich selbst: „Felix“ steht nie für „Felix“, sondern immer nur für Felix. Für „Felix“ hingegen steht „„Felix““, für „„Felix““ wiederum „„„Felix““, usw. Wir mußten daher statt „München hat zwei Silben“ schreiben: „„München“ hat zwei Silben“. In diesem Satz kommt also nicht der Ausdruck „München“ vor (es ist nicht von München die Rede), sondern der Ausdruck „„München““, da von „München“ die Rede ist.

Im Zusammenhang mit der Unterscheidung von Gebrauch und Anführung steht auch die Unterscheidung der Sprache, über die man spricht, als *Objektsprache* von der Sprache, mit der man über sie spricht, als *Metasprache*. Wenn man also im Deutschen über die englische Grammatik spricht, so ist Englisch die Objekt- und Deutsch die Metasprache. Diese Unterscheidung bezieht sich immer auf einen Verwendungszusammenhang von Sprachen: man kann ja auch englisch über die deutsche Sprache reden, und dann ist Englisch die Meta- und Deutsch die Objektsprache. Ferner können Objekt- und Metasprache zusammenfallen, so wenn man im Deutschen über die deutsche Grammatik redet. Aus systematischen Gründen empfiehlt es sich aber immer, Objekt- und Metasprache zu unterscheiden, also auch im letzteren Fall die metasprachliche Verwendung des Deutschen von seiner Behandlung als Objektsprache zu trennen. Das ist um so wichtiger, als Verstöße

² Die Terminologie „Gebrauch“ – „Anführung (Erwähnung)“ (englisch „use“ – „mention“) hat Quine eingeführt, vgl. Quine [51 b], § 4. – Die Unterscheidung selbst ist schon alt und wurde z. B. in der scholastischen Suppositionstheorie sehr ausführlich behandelt.

gegen diese Unterscheidung zu sog. semantischen Antinomien führen können.³

Zum Abschluß dieser vorbereitenden Bemerkungen sei noch die wichtige Unterscheidung von *Syntax*, *Semantik* und *Pragmatik* erwähnt, die von Charles Morris in [46] terminologisch fixiert worden ist. Sie orientiert sich an der Unterscheidung von sprachlichem Ausdruck, seiner Bedeutung und dem Kontext, in dem er verwendet wird, und bezieht sich auf sprachwissenschaftliche Untersuchungen. Danach wird eine Untersuchung, die sich nur auf sprachliche Ausdrücke bezieht, auf ihre Laut- oder Schriftgestalt, und dabei von deren Bedeutung und den Kontexten ihrer Verwendung absieht, als *syntaktisch* bezeichnet. Wird neben den Ausdrücken auch ihre Bedeutung behandelt, so spricht man von einer *semantischen* Untersuchung, und wird endlich auch der praktische Verwendungszusammenhang einbezogen, so spricht man von einer *pragmatischen* Untersuchung.⁴

Wo der Terminus „Semantik“ in diesem Sinn gebraucht wird, verwendet man auch oft die alte stoische Bezeichnung „Semiotik“ für eine alle drei Aspekte umfassende Theorie sprachlicher Ausdrücke, oder genereller noch: für eine allgemeine Zeichentheorie.⁵

3 Vgl. dazu Tarski [35] und [44], sowie die Darstellung in Kutschera [64].

4 Nach einigen der im 2. Kapitel referierten Bedeutungstheorien ist freilich die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks gar nichts anderes als sein Gebrauch, so daß sich die Semantik nicht sinnvoll von der Pragmatik trennen läßt.

5 In diesem Sinn wird die Bezeichnung „Semiotik“ z. B. von Locke, Peirce und Morris verwendet.

1 Bedeutungstheorien

2.1 Realistische semantische Theorien

In diesem Kapitel wollen wir uns dem ersten Hauptthema dieser Arbeit zuwenden, der Frage nach der Bedeutung der sprachlichen Äußerungen. Diese Frage richtet sich zunächst auf alle Verwendungsarten von Sprache, auf alle Redetypen, wie Behaupten, Fragen, Befehlen usw. Das Hauptinteresse der Sprachphilosophie, speziell unter dem Aspekt der wissenschaftlichen Propädeutik, konzentriert sich aber, wie schon in 1.2 gesagt wurde, auf die behauptende Rede als den wichtigsten Typ wissenschaftlicher Sprachverwendung. In diesem Sinn wollen wir uns im folgenden ebenfalls vor allem auf die Untersuchung von Bedeutungsproblemen im Zusammenhang mit deskriptiven Äußerungen konzentrieren.

Wenn wir von „Sätzen“ sprechen, so sind damit also meist Behauptungssätze gemeint, und unter „Bedeutung“ verstehen wir meist die deskriptive Bedeutung im Sinne von 1.2.¹

Nachdem wir im 3. Kapitel auf die Bedeutungskomposition eingehen wollen, werden wir uns in diesem Kapitel auch weniger mit der Frage beschäftigen, wie sich die Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke aus der Bedeutung ihrer Teile ergibt, als mit der Frage, wie sich die Bedeutungen einfacher Wörter, bzw. einfacher sprachlicher Strukturen charakterisieren lassen.

Über die semantische Funktion sprachlicher Äußerungen im Zusammenhang der behauptenden Rede gibt es nun recht verschiedene Theorien. Wir wollen im folgenden einige besonders wichtige Typen solcher Theorien vorstellen und diskutieren.²

1 Die Grenze zwischen deskriptiver Bedeutung und anderen Bedeutungsmodi wird in 2.4.5 genauer angegeben.

2 Neben manchen anderen Bedeutungstheorien, die kein allgemeineres Interesse erwecken konnten, behandeln wir im folgenden z. B. auch die soge-

Die erste und älteste Gruppe von Bedeutungstheorien, die wir in diesem Kapitel behandeln wollen, bilden die *Abbildtheorien* oder *realistischen* semantischen Theorien. Die letztere Bezeichnung erklärt sich daraus, daß diese Theorien, wie im folgenden deutlich werden wird, einen Begriffsrealismus voraussetzen. Sie fassen die Bedeutung als konventionelle Beziehung zwischen Zeichen und konkreten oder begrifflichen Entitäten auf, die unabhängig von den sprachlichen Zeichen gegeben sind. Nach dieser Auffassung hängt die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks nicht von seinem Gebrauch in konkreten Situationen ab, sondern der Gebrauch richtet sich nach der Bedeutung, so daß eine scharfe Trennung zwischen Semantik und Pragmatik möglich ist.

2.1.1 *Naturalismus und Konventionalismus in der realistischen Semantik*

Die älteste uns erhaltene Abhandlung über die Sprache ist Platons „Kratylos“ (ca. 388 v. Chr.). Darin befaßt sich Platon mit einem Problem, das sich am Anfang jeder Untersuchung über sprachliche Bedeutung stellt, der Frage: Wodurch erhält ein Ausdruck seine Bedeutung? Hat er diese Bedeutung von Natur aus, oder wird sie ihm durch eine Konvention zugeordnet.

Bzgl. dieser Frage stehen sich zwei Positionen gegenüber, die man in der Geschichte der Semantik als (semantischen) *Naturalismus* und *Konventionalismus* bezeichnet hat.

Ein Naturalismus in dem Sinn, daß man aus der Lautgestalt eines Wortes allein schon dessen Bedeutung erschließen kann, ist nie ernstlich vertreten worden und wäre auch offenbar absurd. Denn dann müßten wir fremde Sprachen nicht mühsam erlernen, sondern würden

nannte *Verifikationstheorie* nicht, die sich in der Formel von M. Schlick ausdrückt: „The meaning of a proposition is the method of its verification“ ([36], S. 148), obwohl sie in den sprachphilosophischen Diskussionen eine gewisse Rolle gespielt hat. Denn die Theorie gehört in den Zusammenhang der Diskussion empirischer Sinnkriterien, diese aber zur Methodologie der empirischen Wissenschaften. Vgl. dazu Kutschera [72], 3.4.

sie unmittelbar verstehen. Und die Erscheinung von Homonymen, d.h. von Wörtern mit gleicher Lautgestalt und verschiedener Bedeutung, wäre unverständlich.³

Der Naturalismus, wie ihn auch Platon im *Kratylos* charakterisiert, behauptet nur, daß es eine natürliche Affinität zwischen der Lautgestalt eines Wortes und seiner Bedeutung gibt. Eine Möglichkeit für eine solche Affinität liegt in der Wortbildung durch phonetische Imitation von Lauten zur Bezeichnung dieser Laute, und damit mittelbar zur Bezeichnung von Tieren, Gegenständen oder Vorgängen, für die diese Laute typisch sind, also in der sog. *Onomatopöie*. Beispiele onomatopoetischer Wörter sind „Kuckuck“, „lispeln“, „blöken“.⁴ Solche Wörter sind aber selten und nur die wenigsten Dinge, über die wir sprechen, sind durch typische Laute charakterisierbar. Deswegen betont Platon bei seiner Darstellung des Naturalismus im *Kratylos* auch, daß die naturalistische These, die Wörter charakterisierten durch ihre Lautgestalt das, was sie bezeichnen, nicht so zu verstehen ist, daß sie Laute nachahmen, sondern so, daß sie das Wesen der Dinge darstellen.⁵

Diese Darstellung beruht nach naturalistischer Ansicht auf einer Affinität von Lauten und Lautfolgen mit Eigenschaften, Vorgängen, Handlungen etc. So soll z.B. das *r* als Vibrationslaut Bewegung andeuten, die Okklusiven *d*, *t*, *b*, *p* sollen das Bindende, Dauernde andeuten, usw.⁶ Kraft solcher Affinitäten sind gewissen Wörtern ihre Bedeutungen unmittelbar zugeordnet. Aus diesen Wörtern werden dann andere gebildet, die also aufgrund ihrer Zusammensetzung und etymologischen Ableitung eine natürliche Bedeutung haben.⁷ Hinzu kommen endlich Metaphern, d.h. Übertragungen von Wörtern auf Dinge, die mit den ursprünglich durch das Wort bezeichneten Gegenständen gewisse Verwandtschaften aufweisen („*Flaschenhals*“, „*Flußkenie*“, etc.), sowie mannigfache Abwandlungen der abgeleiteten Wörter, die ihre Herkunft verdunkeln können.

3 Vgl. auch die Darstellung des Naturalismus in Lyons [69], S. 4 ff.

4 Vgl. dazu auch Grebe [66], S. 419 ff.

5 *Kratylos* 423b–e. (Zitiert nach der Ausgabe von H. Stephanus, Paris 1578). 6 426c–427b.

7 Vgl. 422d–e. – Platon gibt von 393b–421c eine Reihe von etymologischen Analysen an, die allerdings fast ausnahmslos völlig unhaltbar sind.

Platon betont nun selbst, daß die Affinität von Lauten und Eigenschaften sehr dürftig ist,⁸ und betrachtet seine etymologischen Analysen selbst mit Skepsis.⁹ Er schwächt den von ihm vertretenen Naturalismus deswegen stark ab, indem er betont, daß auch Konventionen bei der Bedeutungsbestimmung der Wörter eine Rolle spielen.¹⁰ Die Kritik am Naturalismus hingegen, daß er das Vorkommen von Synonyma, d.h. von Ausdrücken mit gleicher Bedeutung, aber verschiedener Lautgestalt, und die Verschiedenheiten der natürlichen Sprachen untereinander nicht erklären könne, weist Platon durch den Hinweis ab, daß es, ebenso wie es verschiedene Bilder des gleichen Gegenstandes gibt, die alle gewisse, wenn auch verschiedene Entsprechungen zu diesem aufweisen, auch verschiedene phonetische Darstellungen ein und derselben Sache geben könne.¹¹

Wenn Platon im *Kratylos* trotz der von ihm anerkannten Schwierigkeiten der naturalistischen Position doch im wesentlichen an ihr festhält, so aufgrund des folgenden Arguments:¹² Es gibt wahre und falsche Sätze. So ist der Satz „Katzen miauen“ wahr und der Satz „Hunde miauen“ falsch. Wenn es nun eine Sache der bloßen Konvention wäre, ob man Katzen als „Katzen“ bezeichnet, so könnte man sie ebenso gut auch „Hunde“ nennen und statt „Katzen miauen“ sagen „Hunde miauen“. Diese Sätze haben aber verschiedene Wahrheitswerte, und deswegen kann man nicht einfach „Hunde“ statt „Katzen“ sagen, sondern Katzen müssen „Katzen“ genannt werden, d.h. es gibt für alle Dinge Bezeichnungen, die ebenso objektiv richtig und falsch sind, wie die mit ihnen gebildeten Sätze objektiv wahr und falsch sind.

Dieses Argument ist aber deswegen unhaltbar, weil ein Satz nicht aufgrund seiner Lautgestalt allein wahr oder falsch ist, sondern erst aufgrund einer semantischen Interpretation dieser Lautgestalt.¹³ D.h.

8 Vgl. 435c.

9 Vgl. z. B. 399a.

10 435a–b.

11 432d. So sind das deutsche „Kikeriki“, das englische „cock-a-doodle-doo“ und das französische „coquerico“ verschiedene onomatopoetische Bildungen mit demselben Darstellungsgehalt. Vgl. dazu Grebe [66], S. 419.

12 Vgl. 385b–d.

13 Deswegen wendet man das Prädikat „wahr“ auch oft nicht auf Sätze, sondern auf die Satzbedeutungen, die Propositionen an, wie das z. B. schon die Stoiker taten.

der Satz „Hunde miauen“ ist nicht als solcher falsch, sondern nur bei der üblichen Interpretation der Wörter „Hund“ und „miauen“. Interpretiert man aber das Wort „Hund“ so, wie normalerweise das Wort „Katze“, so wird dieser Satz wahr.

Mit diesem Argument entfällt aber die wichtigste Begründung für eine nicht-konventionalistische Auffassung der Bedeutungen, und der Konventionalismus wird dann zur plausibelsten Position.¹⁴ Dabei braucht man nicht anzunehmen, daß die sprachlichen Zeichen ursprünglich völlig willkürlich gewählt worden sind – es mag z.B. insbesondere durchaus Affinitäten geben zwischen Lauten und Inhalten der Kundgabe¹⁵ – aber für die Sprachen, wie sie uns heute vorliegen, ist eine natürliche Affinität zwischen Lautgestalt und Bedeutung sicher nur mehr in wenigen Einzelfällen, wie z.B. den onomatopoetischen Bildungen, nachweisbar, und daher kann man praktisch davon ausgehen, daß die Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem willkürlich ist und auf Konventionen beruht.

Dieser semantische Konventionalismus ist aber nun in mehreren Hinsichten einzuschränken: So betont Platon im *Kratylos*, daß die sprachlichen Konventionen nicht explizite und förmliche Verabredungen (*συνθήκη*) sind, sondern überlieferte Gewohnheiten (*ἔθος*) des Sprachgebrauchs¹⁶, und daß sprachliche Bedeutungsfestsetzungen nicht von jedermann beliebig vorgenommen werden können.¹⁷ Die

14 Die Formulierung des Konventionalismus im *Kratylos* wird von Hermogenes in 384c–d gegeben: „... ich kann nicht annehmen, daß es einen anderen Maßstab für die Korrektheit des Wortgebrauchs gibt als den, der sich auf Konvention (*συνθήκη*) und Übereinstimmung (*ὁμολογία*) gründet. Denn mir scheint, welchen Namen jemand einem Ding beilegt, der ist auch korrekt, und wenn man ihn durch einen anderen ersetzt und den ersten nicht mehr verwendet, so ist der letzte nicht weniger richtig als der erste, gerade so, wie wenn wir unseren Sklaven andere Namen geben. Denn kein Name gehört einem Gegenstand von Natur aus (*φύσει*) zu, sondern durch Festsetzung (*νόμῳ*) und Gebrauch (*ἔθει*) derjenigen, welche diesen Namen einführen und ihn zur Bezeichnung verwenden.“

15 Es gilt ja allgemein auch, daß nicht alle nichtsprachlichen Zeichen für alle Zwecke gleichermaßen geeignet sind. So eignet sich das Zeichen „→“, weil es eine Richtung andeutet, besser als Wegweiser als das Zeichen „○“, usw.

16 Vgl. 435a–b.

17 390d–e.

Sprache kann ihre Verständigungsfunktion ja nur dann erfüllen, wenn alle Beteiligten die Wörter in gleicher Weise (d. h. in der gleichen Bedeutung) verwenden und wenn die Gebrauchsnormen (*νόμος*) praktisch konstant bleiben.¹⁸

Während die bisherigen Aussagen zur Kontroverse Naturalismus – Konventionalismus für alle Bedeutungstheorien gelten, ergeben sich für eine realistische Bedeutungstheorie, wie sie Platon vertritt¹⁹, noch weitere Einschränkungen für den Konventionalismus, die von anderen Bedeutungstheorien nicht, oder nicht im gleichen Maße gefordert werden.²⁰ Für Platon weisen die Dinge an sich gewisse objektive Eigenschaften, Beziehungen und Unterschiede auf. Es ist nun Aufgabe der Sprache, diese Eigenschaften angemessen auszudrücken. Wenn z.B. eine Sprache objektiv gegebene Unterschiede nicht ausdrücken kann, und etwa für Gold und Eisen das gleiche Wort hat, dann ist sie nicht adäquat.²¹

Diese Forderung Platons, daß eine adäquate Sprache alle realen Entitäten abbilden können muß, die im wesentlichen den Ausdrucksreichtum der Sprache betrifft, ist in einem wichtigen Punkt zu ergänzen:

Die Sprache ist ja nicht nur eine Menge von isolierten Namen zur Bezeichnung von Entitäten (Dingen, Eigenschaften und dergl.), sondern ein System, in dem wir aus endlich vielen sprachlichen Grundeinheiten (z.B. Wörtern) unendlich viele Sätze erzeugen können. Diese Sätze haben so eine grammatische Struktur und diese Struktur muß ihrer Bedeutungsstruktur entsprechen und damit, in realistischer Auffassung, der ontologischen Struktur der Sachverhalte, über die sie sprechen. D. h. man kann nicht eine Sprache so aufbauen, daß man

18 Vgl. 388d. Zur Frage, worin sprachliche Konventionen bestehen, wenn sie nicht explizite Verabredungen sind – und sprachliche Ausdrücke können ja nicht allererst durch sprachliche Übereinkünfte eingeführt werden, – vgl. D. Lewis [69].

19 Vgl. 386d–e.

20 Vgl. dazu den Abschnitt 2.4 und das 4. Kapitel.

21 Da der Philosoph (*διαλεκτικός*) derjenige ist, der das Wesen der Dinge richtig erfaßt, ist es auch seine Aufgabe, die rechten sprachlichen Normen festzulegen, d. h. er muß als Sprachgesetzgeber (*νομοθέτης, ὀνοματουργός*) fungieren (390c–d).

willkürlich irgendwelche Zeichen für Entitäten einführt, sondern diese Zeichen müssen ein System bilden, in dem die Zeichen grammatisch so kombiniert werden können, daß sie die ontologischen Relationen abbilden, in denen die bezeichneten Entitäten stehen. Wenn man z. B. ausdrücken will, daß ein Ding α in der Relation ϱ zu einem Ding β steht, so benötigt man nicht nur sprachliche Zeichen für α , β und ϱ (z.B. a , b , R), sondern auch eine syntaktische Relation zwischen diesen Zeichen, mit der man die Beziehung zwischen α , β und ϱ darstellen kann (z.B. als $R(a, b)$). Die Grammatik muß daher in Entsprechung zur Ontologie aufgebaut werden. Nicht beliebige Zeichensysteme kommen als Sprachen in Frage, sondern nur solche, deren Grammatik den Ausdruck ontologischer Unterschiede und Beziehungen erlaubt.

Platon vergleicht die Sprache auch mit einem Vorrat von Werkzeugen (*ὄργανον*), die so geartet sein müssen, daß man mit ihnen die Dinge sprachlich bearbeiten kann, die also sachgerecht konstruiert sein müssen zum Beschreiben, Unterscheiden, Vergleichen etc. der Dinge. Wie man nicht mit beliebigen Werkzeugen beliebige Materialien bearbeiten kann, sondern nur mit solchen Werkzeugen, die zum Material und dem jeweiligen Bearbeitungsvorgang passen, so kann man nicht mit beliebigen sprachlichen Ausdrücken beschreiben, unterscheiden, usw., sondern nur mit einem solchen sprachlichen Organon, das sachgerecht konstruiert ist. Und in dieser Forderung der Sachgerechtigkeit findet der Konventionalismus seine Grenze.²²

Damit ergibt sich folgende Auffassung der realistischen Semantik: die Sprache als ein abstraktes Zeichensystem im Sinne von 1.1 muß der Ontologie des Gegenstandsbereichs entsprechen, auf den sich die Sprache bezieht. Insbesondere müssen die ontologischen Strukturen durch grammatische Strukturen darstellbar sein, und jeder grammatischen Struktur muß eindeutig eine bestimmte ontologische Struktur entsprechen. Im Idealfall wären Sprache und Ontologie isomorphe Strukturen.

Die Sprache als abstraktes Zeichensystem ist also von dem Sinnbereich, den sie darstellen soll, bestimmt. Hier haben Konventionen

22 Dieser Vergleich der Wörter mit Werkzeugen (*ὄργανον ὃσα τί ἐστι καὶ ὄνομα* 388 a), der später für Wittgensteins Sprachphilosophie grundlegend wurde (vgl. 2.4), findet sich also schon im „Kratylos“.

keinen Platz. Konventionell sind allein die verschiedenen verwendeten Realisierungen der Sprache.

In diesem Sinn sagt später Leibniz in seinem „Dialog“ (1677): „Selbst wenn die Charaktere willkürlich sind, so hat doch ihr Gebrauch und ihre Verbindung etwas, das nicht willkürlich ist – eine Entsprechung zwischen den Charakteren und Dingen, und die Relationen zwischen verschiedenen Charakteren, die die gleichen Dinge bezeichnen. Dieses Verhältnis oder diese Beziehung ist die Grundlage der Wahrheit.“²³

Diese Grenzen des Konventionalismus für die realistische Semantik bestehen aber nach alldem nur darin, daß die Konventionen dem Zweck der sprachlichen Konstruktionen dienen, vorgegebene ontologische Strukturen und Differenzen adäquat darzustellen; daß sie also, unter realistischem Aspekt, zweckdienlich sind. Die Zweckdienlichkeit ist aber eine auch für den Konventionalismus selbstverständliche generelle Forderung.

2.1.2 Grundgedanken der realistischen Semantik

Wir wollen nun zunächst die Grundgedanken der konventionalistischen Abbildtheorien darstellen, um dann in den folgenden Erörterungen einige wichtige, in der modernen Literatur vorgeschlagene Theorien dieser Art zu diskutieren.

Die einfachste Form nimmt die realistische Semantik an, wenn man sagt, daß sprachliche Ausdrücke nur *eine* semantische Funktion haben, die darin besteht, daß sie (aufgrund von Konventionen) gewisse Entitäten *bezeichnen*.

So besteht die Bedeutung eines *Eigennamens* darin, daß er einen Gegenstand bezeichnet: Ich stelle einen jungen Mann vor und sage: „Das ist Friedrich Schulze“, ich zeige auf ein Dorf und sage „Das ist

23 Dialogus, in: Die philosophischen Schriften von G. W. Leibniz, hrsg. von C. J. Gerhardt, Bd. VII, Berlin 1890, S. 192. Das Zitat lautet: „Nam etsi characteres sint arbitrarii, eorum tamen usus et connexio habet quiddam quod non est arbitrarium, scilicet proportionem quandam inter characteres et res, et diversorum characterum easdem res exprimentium relationes inter se. Et haec proportio sive relatio est fundamentum veritatis.“

Frieding“, ich zeige auf einen Berg und sage „Das ist die Birkkarspitze“, ich zeige auf ein Sternbild und sage „Das ist der Orion“. Ich weise also jedesmal einen Gegenstand vor und lege fest, daß ein bestimmter Ausdruck als Name für diesen Gegenstand fungieren soll. Darin besteht dann die ganze semantische Funktion dieses Ausdrucks.

Für *Prädikate* geht man ähnlich vor und sagt z.B.: Das Prädikat „rot“ steht für die Eigenschaft, die du an diesen und diesen Gegenständen beobachten kannst, nicht aber an diesen und jenen; das Prädikat „größer als“ steht für die Beziehung, die z.B. zwischen den Gliedern jener und dieser Paare von Gegenständen besteht, nicht aber zwischen den Gliedern dieser und jener Paare. Prädikate bezeichnen also Eigenschaften oder Beziehungen oder, allgemein gesagt, *Attribute*.

Für *Sätze* der einfachen Gestalt Subjekt-Prädikat-Objekt(e), symbolisch $F(a_1, \dots, a_n)$, endlich legt man fest, daß sie den *Sachverhalt* bezeichnen, daß das durch F bezeichnete Attribut auf das n-tupel der durch a_1, \dots, a_n bezeichneten Gegenstände zutrifft. Der Satz „Die Birkkarspitze ist ein Berg“ bezeichnet also den Sachverhalt, daß die Birkkarspitze ein Berg ist, der Satz „München liegt zwischen Garmisch und Nürnberg“ bezeichnet den Sachverhalt, daß München zwischen Garmisch und Nürnberg liegt, usw. Was einfache Sätze bezeichnen, wird also definiert als Funktion dessen, was die in ihnen vorkommenden Eigennamen und Prädikate bezeichnen, sowie der Art und Weise, wie die Sätze aus diesen Termen gebildet sind. Die Bedeutung eines Satzes bestimmt sich ja aus der Bedeutung der in ihm vorkommenden Wörter und der Stellung dieser Wörter im Satz – „Fritz schlägt Hans“ bedeutet etwas anderes als „Hans schlägt Fritz“, obwohl in beiden Sätzen die gleichen Wörter vorkommen, so daß auch die Anordnung eine wichtige Rolle spielt. Man nennt ferner einen Satz *wahr* genau dann, wenn der Sachverhalt besteht (wirklich vorliegt), den er bezeichnet. Der Satz „Die Birkkarspitze ist höher als 2000 m“ ist danach also wahr genau dann, wenn die Birkkarspitze höher als 2000 m ist.²⁴

Kraft Festsetzung stehen also, das ist das Fazit dieser Theorie,

24 Zum Wahrheitsbegriff der realistischen Semantik vgl. auch den Abschnitt 2.1.6.

sprachliche Ausdrücke in einer konventionellen Zuordnungsbeziehung zu gewissen Entitäten (Gegenständen, Attributen, Sachverhalten), die man als *Namensrelation* bezeichnet, und allein in dieser konventionellen Beziehung besteht die semantische Funktion der Ausdrücke. Das ist nach dieser Theorie das ganze Geheimnis der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke.

Wenn wir bisher von *Attributen* (Eigenschaften und Beziehungen) und *Sachverhalten* gesprochen haben, so bedarf das noch einer weiteren Erläuterung: Diese Termini werden oft so gebraucht, daß sie etwas Reales bezeichnen sollen, so daß Attribute und Sachverhalte etwas sind, das in der Welt tatsächlich vorkommt. Den Attributen und Sachverhalten werden in diesem Sinn dann *Begriffe* und *Propositionen* als etwas nur Gedachtes, als Konstruktionen des Denkens im Sinn des Konzeptualismus gegenübergestellt, oder als Entitäten, die einen eigenen Realitätsbereich im Sinne des Platonismus bilden. Während z.B. ‚rot‘ eine Qualität ist, die in der Welt vorkommt, also eine Eigenschaft, wäre ‚Primzahl‘ ein Begriff, und während ‚Diese Rose ist rot‘ ein Sachverhalt ist, der tatsächlich in der Welt vorkommt, wäre ‚17 ist eine Primzahl‘ eine Proposition, die in der Welt nicht vorkommt.

Aber diese Unterscheidung zwischen Attributen und Begriffen einerseits und Sachverhalten und Propositionen andererseits müßte erst genauer präzisiert werden: was „wirklich“ oder „real“ heißt, ist allgemein nicht festgelegt: Das Wort „wirklich“ hat ja in verschiedenen Kontexten ganz verschiedene Bedeutungen, wie die Beispiele „Ein wirklicher (d.h. treuer) Freund“, „Eine wirkliche (d.h. keine eingebildete) Krankheit“, „Eine wirkliche (d.h. wirksame) Hilfe“ zeigen.

Bezeichnen etwa mit bestimmten Prädikaten auch alle logisch aus ihnen erzeugbaren Prädikate Attribute (mit „rot“ auch „nichtrot“, mit „Kreis“ und „viereckig“ auch „viereckiger Kreis“)? Wenn ja, wie kommt es, daß alle logisch möglichen Begriffsbildungen auch real verwirklicht sind? Wenn nein, so gibt es Sätze, die mithilfe logischer Verknüpfungen aus Sätzen gebildet sind, die Reales bezeichnen, selbst aber nichts Reales bezeichnen, d.h. es gibt Sätze, die in gewissen Kontexten ihre Bedeutung ändern.

Naheliegende Definitionen für Attribute und Sachverhalte wären folgende: Man könnte 1. Attribute als Begriffe auffassen, die nur für

empirische Gegenstände (konkrete Dinge oder Tiere, Pflanzen, Menschen) definiert sind (wie ‚rot‘, ‚Einhorn‘, aber nicht ‚Primzahl‘), oder 2. als Begriffe, unter die ein empirischer Gegenstand fällt (‚rot‘, aber nicht ‚Einhorn‘), und man könnte 3. Sachverhalte als Propositionen auffassen, die sich auf empirische Gegenstände beziehen (wie ‚München hat weniger als eine Million Einwohner‘, aber nicht ‚3 ist eine Primzahl‘), oder 4. als Propositionen, die wahr sind, d.h. die besagen, was tatsächlich der Fall ist (wie ‚München hat mehr als eine Million Einwohner‘ – aber nicht ‚München hat weniger als eine Million Einwohner‘). Aber nach den Definitionen (2) und (4) wäre dann die Bedeutung eines Prädikates, bzw. eines Satzes von empirischen Umständen abhängig: Wenn die Murmeltiere ausstürben, würde das Wort „Murmeltier“ seine Bedeutung ändern und der Satz „München hat weniger als eine Million Einwohner“ hätte seit 1950 seine Bedeutung verändert.²⁵ Bei den Definitionen (1) und (3) bleibt aber der Terminus „empirisch“ im Vagen, und zudem ist die Unterscheidung „empirisch – nichtempirisch“ für die Semantik kaum erheblicher als z.B. die Unterscheidung „belebt – unbelebt“.

Wir wollen daher im folgenden keinen solchen Unterschied machen und die Termini „Attribut“ und „Begriff“, bzw. „Sachverhalt“ und „Proposition“ synonym verwenden. Wir wollen uns zunächst auch nicht auf Fragen nach der Natur und dem ontologischen Status von Begriffen und Propositionen einlassen. Diese Fragen werden sich im Verlauf der weiteren Diskussionen klären.

Eine andere Version der realistischen Semantik ergibt sich, wenn man die begrifflichen Entitäten – vielleicht weil ihr ontologischer Status als zu undurchsichtig erscheint – mit psychischen Erlebnisinhalten, meist „Vorstellungen“ genannt, identifiziert, und in diesem Sinne sagt, daß sprachliche Ausdrücke Vorstellungen bezeichnen. Das Wort „Diese Rose“ würde demnach nicht unmittelbar diese Rose bezeichnen, sondern zunächst eine Vorstellung von der Rose und erst vermittelt der Beziehung zwischen der Rose und der Vorstellung von ihr hätte dann der Ausdruck einen Bezug auf die Rose selbst. Und das

²⁵ Die Bedeutung dieses Satzes hängt von dem Zeitpunkt ab, in dem er geäußert wird. Aber sie hinge – und das ist unser Argument – nach (4) nicht nur davon ab.

Wort „rot“ würde nicht die Eigenschaft ‚rot‘ bezeichnen, sondern eine „Allgemeinvorstellung“ ‚rot‘. Aber die Natur solcher Vorstellungen bleibt dabei gänzlich im Dunkeln – noch tiefer womöglich als die der Begriffe. Zudem ist eine Vorstellung als psychischer Zustand (oder Erlebnisinhalt) jeweils Zustand eines Subjekts: Zwei Vorstellungen verschiedener Personen, selbst wenn sie sich auf das Gleiche beziehen, sind verschieden: X kann nicht eine Vorstellung von Y haben und umgekehrt. Das würde aber dazu führen, daß der Satz „Diese Rose ist rot“ ganz Verschiedenes für verschiedene Sprecher und Hörer bedeuten würde. Außerdem sprechen wir ja auch mit dem Satz „Diese Rose ist rot“ nicht über unsere oder anderer Leute Vorstellungen von der Rose, sondern von der Rose selbst.²⁶

Nach diesem kurzen Exkurs über Attribute, Begriffe und Vorstellungen zurück zur einfachen Form der realistischen Semantik!

Diese einfache Form der Abbildtheorie stößt auf einige Schwierigkeiten: Eine gewisse Schwierigkeit liegt zunächst schon darin, daß wir Attribute und Sachverhalte als Abstracta bei der Festlegung der Namensrelation nicht in gleicher Weise aufweisen können wie konkrete Gegenstände.²⁷ Wenn wir sagen wollen, welche Eigenschaft „rot“ bezeichnet, können wir diese Eigenschaft nicht selbst vorweisen, nicht auf sie hinweisen wie auf einen Berg, ein Dorf, ein Sternbild, sondern wir können nur einige Instanzen und Gegeninstanzen der Eigenschaft aufweisen: einige rote und einige nichtrote Dinge. Es ist aber klar, daß eine endliche Zahl von Beispielen und Gegenbeispielen nicht genügt, um ein Attribut eindeutig auszuzeichnen. Man stößt so auf das Problem: „Warum und inwieweit funktioniert das exemplarische Erlernen von Prädikaten?“ Diese Frage wollen wir aber erst später genauer diskutieren.²⁸ Hier wollen wir uns zunächst einfach

26 Gegen den Psychologismus in der Semantik (und in der Logik), wie er in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschte, haben sich insbesondere G. Frege und E. Husserl mit Nachdruck gewandt. Vgl. Frege [18], Teil I, und Husserl [00], sowie den Briefwechsel von Frege und Husserl.

27 Das gilt natürlich auch von Eigennamen für abstrakte Objekte wie Zahlen, Klassen und dergleichen.

28 Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.4.

damit begnügen, daß dieses Verfahren tatsächlich, wie die Erfahrung zeigt, sehr gut funktioniert.

Ferner könnte man von einem *nominalistischen* Standpunkt aus einwenden, daß es nur konkrete Gegenstände gibt, nicht aber Abstracta wie Attribute, und daß Prädikate daher nicht Namen sein können, weil es nichts gibt, was sie bezeichnen könnten.²⁹

Nach nominalistischer Auffassung haben Prädikate im Gegensatz zu Eigennamen und Sätzen nicht für sich eine Bedeutung, sondern sie sind *Synsemantika* oder *synkategorematische* Ausdrücke, d.h. Ausdrücke, die nur im Satzkontext Bedeutung haben. Das Wort „rot“ allein bedeutet also nichts, sondern nur Sätze wie „Diese Rose ist rot“, „Fritz hat ein rotes Hemd an“ etc. Die traditionelle Formulierung dieser Ansicht ist *universale est vox*, d.h. die unter ein Prädikat F fallenden Gegenstände haben nichts gemeinsam, als daß sie F genannt werden. Die roten Objekte haben also nicht eine gemeinsame Farbe oder Eigenschaft – was sie gemeinsam haben, ist nur, „rot“ genannt zu werden. Diese Auffassung führt aber ihrerseits zu folgender fundamentalen Schwierigkeit: Wenn „rot“ nicht für sich eine Bedeutung hat, so bestimmt sich die Bedeutung der Sätze „a ist rot“, „b ist rot“, usw. nicht aus der Bedeutung der Terme „a“, „b“, . . . und „rot“, sondern die Bedeutung all dieser Sätze ist jeweils gesondert zu bestimmen, d.h. all diese Sätze sind wie verschiedene Satzkonstanten anzusehen. Dann ist es aber nicht mehr möglich, mit Sätzen der Form „c ist rot“ neue Sachverhalte mitzuteilen, d.h. eine Aussage über die Farbe eines neuen Gegenstandes c zu machen, auf den das Prädikat bisher nicht angewendet wurde, weil die Bedeutung von „c ist rot“ erst bestimmt werden muß. Eine Sprache, in der sich keine neuen Sachverhalte mitteilen lassen, ist aber nicht brauchbar, und daher wird man nicht umhin können, auch Prädikaten Bedeutungen zuzuordnen.

Da ein Nominalist auch Propositionen nicht anerkennt, kann man die semantische Funktion der Prädikate auch nicht von den Propositionen her bestimmen. Die Bedeutungsfunktion von Sätzen soll einfach darin bestehen, daß sie wahr oder falsch sind. Die Festlegung, daß gewisse Sätze „a ist ein F“, „b ist ein F“, . . . wahr, andere Sätze „c ist ein F“, „d ist ein F“, . . . aber falsch sein sollen, besagt aber

29 Zum Universalienproblem vgl. z. B. Stegmüller [56].

nichts über F – „F“ wird so einfach als ein Prädikat definiert, das auf a, b, . . . , aber nicht auf c, d, . . . zutrifft – und daher besagen die Sätze „a ist ein F“, . . . etc. auch nichts über die Objekte a, b, c, d, . . .

Der Nominalismus bietet also keinen vernünftigen Ansatzpunkt für eine Bedeutungstheorie. Wir können daher im folgenden von ihm absehen. Die ontologischen Bedenken gegen die Annahme von abstrakten Entitäten wie Begriffen und Propositionen werden sich in den späteren Erörterungen auf andere Weise erledigen.

Von prinzipieller Bedeutung ist demgegenüber der folgende Einwand gegen die einfache Form der realistischen Semantik: Unter der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks versteht man üblicherweise etwas, das allein aufgrund des Sprachverständnisses gegeben ist, unabhängig von empirischen Daten: Um zu wissen, was ein Ausdruck bedeutet, muß ich die Sprache beherrschen, der er angehört, muß im Zweifelsfall Wörterbücher und Grammatiken zu Rate ziehen, nicht aber ein Tatsachenwissen. Daher muß sich auch die Frage nach der Synonymität, der Bedeutungsgleichheit zweier Eigennamen nur aufgrund der Sprachkenntnisse entscheiden lassen. Wenn man aber die Bedeutung eines Eigennamens mit dem Gegenstand identifiziert, den er bezeichnet, so ist z.B. die Frage, ob die Ausdrücke „Morgenstern“ und „Abendstern“ synonym sind, eine empirische Frage: die Synonymität dieser Ausdrücke läßt sich nur durch astronomische Beobachtungen feststellen, die zeigen, daß es sich bei dem morgens am hellsten leuchtenden Stern wie bei dem abends am hellsten leuchtenden Stern z.B. beidesmal um den Planeten Venus handelt.³⁰

Ferner haben die Sätze „Der Morgenstern ist mit dem Morgenstern identisch“ und „Der Morgenstern ist mit dem Abendstern identisch“ im üblichen Verständnis verschiedene Bedeutung: Der erste ist eine logische Tautologie, der zweite ein empirischer Satz. Da nun die Bedeutung eines Satzes nur von der Bedeutung der in ihm vorkommenden Wörter abhängen kann und ihrer Stellung im Satz, und da sich die beiden Sätze nur durch die Wörter „Morgenstern“ und „Abendstern“ unterscheiden, so muß die Bedeutung dieser beiden Wörter verschieden sein, obwohl sie den gleichen Gegenstand

30 Das Beispiel stammt von Frege, vgl. [92].

bezeichnen. Man kann also nicht die Bedeutung eines Eigennamens mit dem Gegenstand identifizieren, den er bezeichnet.

Außerdem gibt es auch bedeutungsvolle Eigennamen, die keinen (realen) Gegenstand bezeichnen, wie z.B. „Odysseus“, „die kleinste reelle Zahl, die größer ist als 0“, „der gegenwärtige König von Frankreich“. Diese Namen sind nicht schlechthin bedeutungslos wie die Ausdrücke „Ripht“, „Kaluphem“ usw., sondern sie unterscheiden sich von Eigennamen wie „Morgenstern“, „die kleinste natürliche Zahl, die größer ist als 0“, „der König von Frankreich im Jahre 1182“ nur dadurch, daß es aufgrund der Beschaffenheit der Welt, bzw. aufgrund der Axiome der reellen Zahlen keinen Gegenstand gibt, den sie bezeichnen.

So sagt Quine „A singular term need not name to be significant“.³¹ Und Wittgenstein hat in [53], 40 darauf hingewiesen, daß ein Eigenname nicht dadurch seine Bedeutung verliert, daß das Objekt, das er bezeichnet, aufhört zu existieren: der Eigenname „Sokrates“ ist auch heute, wo es Sokrates nicht mehr gibt, bedeutungsvoll. Man kann auch nicht sagen, daß die Bedeutung des Wortes „Zugspitze“ 3000 m hoch ist. Auch hieraus folgt, daß die Bedeutung eines Eigennamens nicht mit dem Ding identifiziert werden kann, daß er bezeichnet. Wir müssen also die *Bedeutung* eines Eigennamens von seinem *Bezug* unterscheiden, d.h. von dem Gegenstand, den er bezeichnet – wenn es einen solchen gibt.³² Und wir müssen unterscheiden zwischen Eigen-

31 Quine [48], S. 9.

32 Die Unterscheidung von Bedeutung und Bezug ist schon so alt wie die Semantik selbst. Bei Aristoteles (*De interpretatione*) bedeuten sprachliche Ausdrücke (auf konventionelle Weise) Vorstellungen oder Begriffliches, und nicht etwa Gegenstände. Und Sextus Empiricus sagt in „*Adversus Mathematicos*“ VIII, 11: „Die Anhänger der Stoa sagen, daß folgende drei Dinge zusammengehören: Das Bedeutete, das, was bedeuten soll und das Ding. Das, was die Funktion des Bedeutens hat, soll der (sprachliche) Laut selbst sein, z. B. „Dion“. Das Bedeutete ist die Sache selbst, die durch das Bedeutende verständlich gemacht wird und die wir deshalb begreifen, weil sie in unserem Verstande existiert, die aber die Barbaren nicht verstehen, obwohl sie den gesprochenen Laut ebenfalls hören. Das Ding selbst ist das außerhalb (unseres Bewußtseins) Bestehende, z. B. Dion selbst. Von den hier genannten Gegebenheiten sollen zwei körperlicher Natur sein, nämlich der Laut und das Ding, und eins unkörperlich, nämlich das Bedeutete, das Lektion, welches auch die Eigenschaft der Wahrheit oder

namen, die bedeutungslos sind und also auch keinen Bezug haben (wie „Kaluphem“, „Ripht“), Eigennamen, die Bedeutung, aber keinen Bezug haben (wie „der gegenwärtige König von Frankreich“, „die kleinste reelle Zahl, die größer ist als 0“) und Eigennamen, die Bedeutung und Bezug haben (wie „Morgenstern“, „die kleinste natürliche Zahl, die größer ist als 0“). Um den Unterschied der Beziehungen des Eigennamens zu seiner Bedeutung und zu seinem Bezug terminologisch hervorzuheben, sagt man auch, daß ein Eigenname seine Bedeutung *ausdrückt* und den Gegenstand *bezeichnet*, für den er ein Name ist. Im Englischen unterscheidet man *meaning* (Bedeutung) und *reference* (Bezug).³³

Worin besteht nun die Bedeutung eines Eigennamens, wenn sie nicht mit seinem Bezug gleichzusetzen ist? Die Beantwortung dieser Frage wollen wir noch aufschieben und zunächst noch einmal auf die Bedeutung von Prädikaten und Sätzen zurückkommen.

Für ein *Prädikat* können wir seine Bedeutung weiterhin mit dem Begriff identifizieren, für den es steht. Es gibt keine zwei Prädikate, die für denselben Begriff stehen und die wir als bedeutungsverschieden (im üblichen Sinn) ansprechen würden. Und es gibt kein bedeutungsvolles Prädikat, für das wir nicht sagen könnten, es stünde für einen Begriff.³⁴ Begriffe kommen, wie wir oben sahen, nicht in der Welt vor wie Gegenstände: es ist keine empirische, sondern eine logische Frage, ob es einen bestimmten Begriff gibt. Begriffe sind also Bedeutungen von Prädikaten, und wir sagen nun, nach der terminologischen Unterscheidung von „bezeichnen“ und „ausdrücken“, daß Prädikate Begriffe *ausdrücken* (nicht *bezeichnen* oder *benennen*).³⁵

Falschheit besitzt.“ Diese Unterscheidungen wurden in der Scholastik ausgebaut und in die moderne Semiotik insbesondere von J. St. Mill eingeführt, der zwischen *connotation* (Bedeutung) und *denotation* (Bezug) unterschied, und von G. Frege, auf dessen Unterscheidung von *Sinn* und *Bedeutung* wir unten ausführlich eingehen.

33 Vgl. dazu z. B. Quine [64c].

34 Diese Annahme wird von vielen Autoren, wie z. B. A. Church [51a] und W. V. Quine [64b] nicht geteilt. Auf diesen Punkt kommen wir im Zusammenhang des Abschnitts 2.1.4. noch zurück.

35 Diese terminologische Unterscheidung hat Frege in [92] gemacht.

Ein Bezug fehlt bei Prädikaten zunächst und es ist nicht notwendig, einen solchen Bezug zu konstruieren. Aus Symmetriegründen kann man aber sagen, daß ein Prädikat die Klasse derjenigen Dinge bezeichnet, die unter den Begriff fallen, den das Prädikat ausdrückt. Wie diese Klasse aussieht, d.h. welche Elemente sie umfaßt, ist dann wieder eine empirische Frage, und empirisch ist auch die Frage, ob zwei Prädikate dieselbe Klasse bezeichnen, ob z.B. die Prädikate „Lebewesen mit Herz“ und „Lebewesen mit Niere“ den gleichen Bezug haben. Diese Konstruktion eines Bezugs für Prädikate wird sich im folgenden als sehr nützlich erweisen.

Auch für einen Satz können wir seine Bedeutung mit der Proposition identifizieren, für die er steht. Wieder gibt es keine zwei Sätze, die für die gleiche Proposition stehen und die wir (im üblichen Sinn) als bedeutungsverschieden ansprechen würden, und es gibt keinen bedeutungsvollen Satz, von dem wir nicht sagen könnten, er stünde für eine Proposition.³⁶ Propositionen sind ebensowenig empirische Gegebenheiten wie Begriffe: es ist keine empirische Frage, ob eine Proposition existiert oder nicht, oder ob zwei Propositionen identisch sind. Wir sagen also, daß ein Satz eine Proposition *ausdrückt* (nicht *bezeichnet*).

Sätzen kann man auch auf sehr natürliche Weise einen Bezug zuordnen: ihren *Wahrheitswert*. Ob ein Satz wahr ist oder falsch, ist eine Tatsachenfrage, die sich im allgemeinen noch nicht beantworten läßt, wenn wir nur die Bedeutung des Satzes kennen. Wir wissen, was der Satz „In New York regnet es jetzt“ bedeutet; um aber festzustellen, ob er wahr ist, muß man empirische Beobachtungen anstellen. Da „wahr“ und „falsch“ aber Prädikate sind, sagen wir nicht – wie Frege das tut – daß ein Satz seinen Wahrheitswert *bezeichnet*, daß er ein *Name* für ihn ist.

Da ein einfacher (atomarer) Satz aus Eigennamen und einem Prädikat gebildet ist, hängt seine Bedeutung nur von der Bedeutung der in ihm vorkommenden Wörter (der Eigennamen und des Prädikats) ab und von der Art und Weise, wie diese Wörter im Satz verbunden sind. Auch der Bezug eines Satzes wird von dem Bezug der in ihm vorkommenden Eigennamen abhängen: Der Wahrheitswert des Satzes „Fritz ist blond“ hängt davon ab, welchen Menschen der

36 Hier gilt Entsprechendes wie in Anmerkung 34.

Name „Fritz“ bezeichnet. Und wenn im Satz ein Eigennamen vorkommt, der keinen Gegenstand bezeichnet, wie „Odysseus“ oder „der gegenwärtige König von Frankreich“, so kann man ihm auch den Bezug absprechen.³⁷

Ob ein Satz also einen Bezug hat, ist auch eine empirische Frage. Wenn man nun den Prädikaten keinen Bezug zuordnen würde, so wäre der Bezug eines Satzes nicht nur vom Bezug der in ihm vorkommenden Wörter abhängig und ihrer Verbindung im Satz, sondern auch von ihrer Bedeutung. Wenn man aber den Prädikaten in der geschilderten Weise einen Bezug zuordnet, so läßt sich der Bezug des Satzes als Funktion der Bezüge der in ihm vorkommenden Wörter und ihrer Verbindung im Satz auffassen.³⁸

Nun lassen sich aus einem Prädikat F auch ohne Verwendung von Eigennamen Eigennamen und Sätze bilden, wie z.B. die Ausdrücke „ $\lambda xF(x)$ “ („die Klasse der Objekte mit der Eigenschaft F “), „ $\iota xF(x)$ “ („dasjenige Ding, das die Eigenschaft F hat“), „ $\Lambda xF(x)$ “ („Alle Dinge haben die Eigenschaft F “), „ $\vee xF(x)$ “ („Einige Dinge haben die Eigenschaft F “) zeigen. Der Bezug dieser Ausdrücke hängt von dem Objektbereich ab, über den man im jeweiligen Kontext spricht, und von der Bedeutung des Prädikats. Der Wahrheitswert von „Alle Zahlen sind durch 2 teilbar“ hängt davon ab, ob ich nur gerade Zahlen oder beliebige natürliche Zahlen betrachte, und der Wahrheitswert des Satzes „Es gibt eine Quadratwurzel aus -1 “ hängt davon ab, ob ich reelle oder komplexe Zahlen betrachte. Die Bezugnahme auf einen Objektbereich in den Quantoren (über den die Variablen in diesen Quantoren laufen) bestimmt hier also den Bezug des Satzes.

37 Wie man hier vorgehen will, ist auch eine Frage der Zweckmäßigkeit. – Im logischen Atomismus (vgl. z. B. Russell [18]) hat man, um allen Eigennamen einen Bezug zu sichern und damit allen Sätzen einen Wahrheitswert, eine Idealsprache postuliert, in der Eigennamen nur für atomare, unzerstörbare Objekte stehen.

38 Das gilt nur für sog. *direkte* oder *extensionale* Kontexte. Allgemein gilt die Behauptung nur dann, wenn man, wie Frege, zusätzliche Annahmen über den Bezug von Wörtern in indirekten Kontexten macht. Vgl. dazu den Abschnitt 2.1.4.

Kommen wir nun auf die Bedeutung der Eigennamen zurück! Hier gibt es zunächst die Gruppe von Eigennamen, die die Gestalt einer *Kennzeichnung* haben, wie „Der Autor von ‚Kabale und Liebe‘“, „Der gegenwärtige Präsident der USA“, „Der erste Ort, durch den man kommt, wenn man von Murnau auf der B 2 südlich fährt“, usw. Sie sind gebildet mit einem Prädikat F und wir schreiben sie symbolisch in der Form $\iota xF(x)$. Soll die Kennzeichnung erfolgreich sein, d.h. einen wohlbestimmten Gegenstand bezeichnen, so muß genau ein Gegenstand unter das Prädikat fallen.³⁹ Ob die Kennzeichnung ein Name ist und ggf. für welches Objekt, ist eine Tatsachenfrage, und ebenso ist es eine Tatsachenfrage, ob zwei Kennzeichnungen wie „Morgenstern“ und „Abendstern“ den gleichen Gegenstand bezeichnen. Gibt es kein Objekt, das unter F fällt, so ist $\iota xF(x)$ kein Name (wie z.B. „Der gegenwärtige König von Frankreich“, „die kleinste reelle Zahl, die größer als 0 ist“), und ebenso wird man auch im Fall, daß mehrere Gegenstände unter F fallen, sagen, daß $\iota xF(x)$ kein Name ist (nichts bezeichnet) wie z.B. „Das Buch von Heidegger“, „Der Sohn Jakobs“. In diesen Fällen haben also die Kennzeichnungen keinen Bezug.

Wir können nun die Bedeutung einer Kennzeichnung durch die Bedeutung des kennzeichnenden Prädikats bestimmen. Für diesen Fall können wir also die Frage nach der Bedeutung von Eigennamen auf die nach der Bedeutung von Prädikaten reduzieren.

Entsprechendes gilt auch für andere Eigennamen, die mit Prädikaten gebildet sind, wie z.B. die Klassennamen „ $\lambda xF(x)$ “ („die Klasse derjenigen Dinge, die die Eigenschaft F haben“), oder für Funktionsausdrücke „ $f(a)$ “ („der Wert der Funktion f für das Argument a), denn Funktionen lassen sich ja als nacheindeutige Relationen auffassen.⁴⁰ Auch hier können wir die Bedeutung dieser Namen durch die Bedeutung der Prädikate bestimmen, mit denen sie gebildet sind. Die Bedeutung dieser Eigennamen ist also die Art und Weise, wie die Gegenstände, die sie bezeichnen – falls solche existieren – durch den Namen begrifflich bestimmt werden.

39 Zur Theorie der Kennzeichnung vgl. z.B. Carnap [56], §§ 7, 8, Linsky [67], Searle [58], 7.2, sowie Kutschera [71], 13.2.

40 Vgl. dazu z. B. Kutschera [67], 5.3.

Wie steht es nun mit den übrigen Eigennamen, die nicht die Form einer Kennzeichnung, eines Klassenterms oder eines Funktionsterms haben? Wir wollen sie als *ostensive* Eigennamen bezeichnen. Solche Eigennamen sind z.B. „Sokrates“, „München“, „Die Zugspitze“ usw. Von diesen Eigennamen können wir sagen, daß ihre primäre semantische Funktion in ihrem Bezug besteht. Es gibt aber auch bezugslose, aber bedeutungsvolle Eigennamen wie „Odysseus“, so daß wir auch bei diesen Namen nicht gänzlich von einer Bedeutung absehen können. Man könnte nun sagen, daß ostensive Eigennamen in ihrer Bedeutung mehr oder minder genau bestimmt werden durch eine mehr oder minder scharf abgegrenzte Menge von Aussagen, in denen sie vorkommen und die quasianalytischen Charakter haben. Die Bedeutung von „Aristoteles“ wäre demnach z.B. bestimmt durch Aussagen wie „Aristoteles war Schüler Platons“, „Aristoteles war Lehrer Alexanders des Großen“, „Aristoteles verfaßte das ‚Organon‘“, usw., durch Aussagen also, die sich für uns immer schon mit dem Namen „Aristoteles“ verbinden. Auch für einen Namen, der nur durch Hinweis auf den Gegenstand, den er bezeichnet, eingeführt wurde, gibt es solche Aussagen, denn ein Gegenstand ist uns nie als bloßes Individuum gegeben, sondern immer unter gewissen begrifflichen Bestimmungen. Es ist aber klar, daß sich – abgesehen von speziellen Fällen, wie der Einführung eines Eigennamens in einem System impliziter Definitionen (wie z.B. des Terms „0“ in den Peanoaxiomen) oder Namen für fiktive Personen, über die in einer Erzählung Aussagen gemacht werden („Odysseus“, wie dieser Name in Ilias und Odyssee gebraucht wird) – für ostensive Namen kein fest umgrenzbarer Kreis solcher kennzeichnender Aussagen angeben läßt. Verschiedene Personen verbinden mit demselben Namen ganz verschiedene kennzeichnende Aussagen, und auch der einzelne wird eine scharfe Grenze zwischen den für ihn kennzeichnenden und anderen Aussagen nicht angeben können.⁴¹ Man kann auch nicht alle Aussagen, die von einem Eigennamen gelten, als im Sinne einer impliziten Definition kennzeichnend für ihn ansehen, sonst wären ja all diese Aussagen analytisch.

Wenn man also auch für ostensive Eigennamen die Bedeutung

41 Man vgl. dazu auch die Aussagen Wittgensteins in [53], 79.

bestimmt durch die Bedeutung des Prädikats, das aus der Konjunktion der kennzeichnenden Aussagen entsteht durch Ersetzung des fraglichen Eigennamens durch eine Variable, so ist klar, daß daraus folgt, daß die Bedeutung solcher Eigennamen im allgemeinen sehr unbestimmt ist.⁴² Diese Unbestimmtheit der Bedeutung findet sich in vielen semantischen Ansätzen, wo man nicht die Bedeutung in ganz anderem Sinn auffaßt und sie z.B. mit dem Bezug identifiziert.⁴³

2.1.3 Wittgensteins Bildtheorie der Sprache im Traktat

Wir werden nun einige realistische semantische Theorien darstellen und diskutieren. Dabei wollen wir aber nicht zu einem großen historischen Exkurs ausholen, sondern uns auf einige, besonders wichtige moderne Theorien beschränken. In diesem Abschnitt soll zunächst Wittgensteins Semantik im Traktat⁴⁴ in ihren Grundzügen behandelt

42 Quine hat in [48] in diesem Sinn vorgeschlagen, alle Eigennamen durch Kennzeichnungen zu ersetzen. Dieses Verfahren wäre – wenn man sich bei der Übersetzung von Eigennamen in Kennzeichnungen auf die kennzeichnenden Prädikate einigen könnte – logisch korrekt. Eine andere Frage aber ist, ob nicht ostensive Eigennamen doch praktisch unentbehrlich sind. Denn die Eigennamen geben den Sätzen einen direkten und einfachen Bezug, während der Bezug der Sätze ohne Eigennamen wesentlich komplexer ist. Das drückt sich z.B. darin aus, daß ein Satz wie „Hans ist blond“ durch direkte Beobachtung entscheidbar ist, durch Überprüfung nur eines Gegenstandes, während der entsprechende Satz „Es gibt genau ein Ding der und der Beschaffenheit, und dieses Ding ist blond“ für die Feststellung seines Wahrheitswerts eine Durchmusterung des gesamten Universums erfordern würde und als kombinierter All- und Existenzsatz nicht definitiv entscheidbar wäre. Ferner ist es außerordentlich schwierig, kennzeichnende Prädikate anzugeben, die nicht selbst wieder ostensive Eigennamen (Namen z. B. für Raum- und Zeitstellen) enthalten. – In diesem Sinn äußert sich auch Ayer in [63], S. 150.

43 G. Ryle weist in [66] darauf hin, daß ostensive Eigennamen in Wörterbüchern, in denen die Wortbedeutungen angegeben werden, nicht aufgeführt werden und daß es keine Übersetzungen von solchen Namen gibt. Auch das zeigt: ihre primäre semantische Funktion liegt in ihrem Bezug, nicht in ihrer Bedeutung. Man fragt nicht „Was bedeutet „Salvador Dali“?“, sondern „Wer ist Salvador Dali?“. Zur Bedeutung von Eigennamen vgl. auch Strawson [50a] und Searle [58], sowie den Abschnitt 2.1.5.

44 Wittgenstein [22].

werden. Die vielen komplexen Details, die für die Theorie nicht wesentlich sind, lassen wir dabei außer acht, ebenso wie die anderen Themen, die im Traktat abgehandelt werden. Es geht uns also im folgenden nicht um eine Interpretation des gesamten Traktats, sondern nur um seine semantischen Grundgedanken. Für die Interpretation des schwierigen Textes beziehen wir uns auf die gründliche und ausführliche Arbeit von E. Stenius [60].⁴⁵

Wittgenstein geht, ganz in realistischer Manier, von ontologischen Grundvorstellungen aus.⁴⁶ Danach sind die Entitäten kategorial einzuteilen in *Sachverhalte*, *Gegenstände* und *Attribute*. *Tatsachen* sind bestehende (verwirklichte) Sachverhalte ([22], 2). Die Welt stellt sich dar als Tatsache, daß diese und jene Sachverhalte, diese und jene Beziehungen zwischen den Dingen bestehen ([22], 2.01). Sachverhalte können einfach (atomar) oder komplex sein: ein komplexer Sachverhalt (eine *Sachlage*) läßt sich in einfachere Sachverhalte zerlegen. Die Welt ist nach Wittgenstein eine komplexe Tatsache, die sich *eindeutig* (darin besteht der *Absolutismus* des Traktats) in *einfachste* atomare Tatsachen zerlegen läßt (in der Postulierung solcher einfachster Tatsachen besteht der *Atomismus* des Traktats). Die (einfachsten) Gegenstände und Attribute, die in diesen atomaren Sachverhalten vorkommen, nennt Wittgenstein die *Dinge*, die zusammen die *Substanz* der Welt bilden ([22], 2.021). Wie diese atomaren Sachverhalte und Dinge aussehen, bleibt unklar. Aus den weiteren Ausführungen Wittgensteins wird jedenfalls deutlich, daß die Dinge nicht mit den konkreten Gegenständen und ihren Attributen identisch sein können, die wir üblicherweise vor Augen haben, sei es im Alltag oder in den Wissenschaften. Ihre Existenz wird nur postuliert, sie werden nicht genauer charakterisiert oder aufgewiesen.

Nach Wittgenstein ist nun ein atomarer Satz ein Bild einer

45 Vgl. auch die sich an Stenius anlehrende klare und kurze Darstellung in Stegmüller [65], S. 525–561.

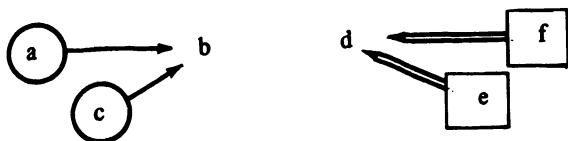
46 Unter den vielen Interpretationen des Traktats fehlen auch solche nicht, die trotz der vielen eindeutig realistischen Formulierungen Wittgensteins (die dann als „metaphorisch“ oder „unwesentlich“ abgetan werden) die Semantik des Traktats als nichtrealistisch deuten, vgl. z. B. Schwyzer [62], Shwayder [60] und [63], und Lorenz [70], Kapitel I. 3. Diese Interpretationen sind aber bisher nicht überzeugend begründet worden.

atomaren Tatsache ([22], 3 und 4), während sich die komplexen Sätze nur indirekt als Bilder von Tatsachen auffassen lassen, insofern sie sich nämlich in Komplexe atomarer Sätze transformieren lassen, die sich als Bilder von Tatsachenkomplexen darstellen lassen. Da diese Transformationsregeln aber nicht genauer angegeben werden und da die Behandlung komplexer Sätze die semantischen Grundgedanken des Traktats nicht berührt, wollen wir uns hier auf die Theorie der semantischen Funktion der Atomsätze beschränken.

Offenbar kann mit der Behauptung, daß Sätze Bilder von Tatsachen sind, nicht gemeint sein, daß ein Satz ein Bild im naturalistischen Sinne ist, wie eine Photographie oder ein Portrait ein Bild eines Menschen ist. Denn Sätze haben keine äußere Ähnlichkeit mit Tatsachen. Wittgenstein geht vielmehr für die Bestimmung seines Bildbegriffes vom Begriff der isomorphen Abbildung aus: Man sagt, daß zwischen einer Struktur $A = \langle A, R_{n_1}, \dots, R_{n_m} \rangle$, bestehend aus einer (nichtleeren) Menge von Gegenständen A und m n_i -stelligen Attributen R_{n_i} ($i = 1, \dots, m$), und einer Struktur $B = \langle B, S_{n_1}, \dots, S_{n_m} \rangle$ gleichen Typs, bestehend aus einer (nichtleeren) Menge B und m n_i -stelligen Attributen S_{n_i} , eine *Isomorphie* bestehe, wenn es eine eindeutige Abbildung φ von A auf B gibt, so daß gilt: (I) $R_{n_i}(a_1, \dots, a_n) \equiv S_{n_i}(\varphi(a_1), \dots, \varphi(a_n))$ für alle i und alle n -tupel a_1, \dots, a_n aus A . φ heißt dann auch ein *Isomorphiekorrelator*.

Ist z.B. $A = \langle \{a, b, c\}, R_1^1, R_2^2 \rangle$ und $B = \langle \{d, e, f\}, S_1^1 S_2^2 \rangle$ und gilt $R_1^1 a, R_1^1 c, R_2^2 ab, R_2^2 cb$ und $\neg R_2^2 xy$, für alle anderen Paare x, y aus $\{a, b, c\}$, sowie $S_1^1 e, S_1^1 f, S_2^2 ed, S_2^2 fd$ und $\neg S_2^2 xy$, für alle übrigen Paare x, y aus $\{d, e, f\}$, so ist die Abbildung φ , die definiert ist durch $\varphi(a) = e, \varphi(b) = d, \varphi(c) = f$, eine isomorphe Abbildung von A auf B .

Graphisch lassen sich beide Strukturen z.B. durch die folgenden Figuren veranschaulichen, in denen $R_1^1 a$ durch \textcircled{a} veranschaulicht wird und $R_2^2 ab$ durch $a \rightarrow b$, $S_1^1 a$ durch \boxed{a} und $S_2^2 ab$ durch $a \Rightarrow b$.



Ein einfaches Beispiel mag diesen Bildbegriff veranschaulichen: 5 zweifarbige Spielmarken verschiedener Größe, die jeweils grün oder rot, und blau oder gelb sind, können die Verhältnisse in einer Familie von 5 Personen darstellen, wenn man jeder Person eine Marke zuordnet und zwar so, daß den älteren Personen größere Marken entsprechen, den männlichen Familienangehörigen rote, den weiblichen grüne Marken und den Eltern blaue, den Kindern gelbe Marken.

Damit sich nun Wittgensteins Bildvorstellung vom Satz durchführen läßt, faßt er den Satz nicht als Gegenstand auf, sondern als Tatsache: Die Eigennamen im Satz – z.B. „a“ und „b“ in „aSb“ – sind Gegenstände, denen kraft einer Interpretationsregel (einer isomorphen Abbildung der (atomaren) Gegenstände der Welt auf die Eigennamen) Gegenstände a und b in der abzubildenden atomaren Tatsache zugeordnet sind. Das Prädikatzeichen „S“ ist zu unterscheiden von der syntaktischen S-Relation, in der die Gegenstände „a“ und „b“ im Satz „aSb“ stehen, von der Relation nämlich, links, bzw. rechts von dem Zeichen „S“ zu stehen. Diese S-Relation nun, nicht das Zeichen „S“, entspricht einem (hier zweistelligen) Attribut S der abzubildenden Tatsache.⁴⁷

Bei Wittgenstein sind also nicht die Prädikate als Gegenstände, d.h. als Ausdrücke Namen von Attributen, sondern Namen sind die syntaktischen Relationen. Und die Bilder (Namen) von Tatsachen sind nicht Sätze im üblichen Verstande (als Gegenstände, Lautfolgen), sondern syntaktische Tatsachen. Die Namen sind bei Wittgenstein also immer von gleicher ontologischer Kategorie wie das, wofür sie stehen.

Dafür, daß ein Satz Bild einer Tatsache ist, genügt es nach Wittgenstein, daß Tatsache und Satz vom gleichen Strukturtyp sind, d.h. daß in ihnen gleichviele Gegenstände, bzw. Eigennamen und gleichviele gleichstellige Attribute vorkommen und daß eine Interpretationsregel φ vorliegt. Er fordert nicht, daß die Isomorphiebedingungen (I) erfüllt sind, daß also z.B. gilt aSb, wo der Satz lautet „aSb“, sondern es kann z.B. auch gelten bSa. Ein Satz ist genau dann ein richtiges Bild einer

47 Wittgenstein setzt bei seinen Betrachtungen immer eine Idealsprache im Sinne der Symbolsprache der modernen Logik voraus, für Umgangssprachen lassen sich entsprechende einfache Zuordnungen nicht angeben.

Tatsache, d.h. wahr, wenn die Isomorphiebedingungen erfüllt sind.⁴⁸

Der Satz stellt als Tatsache seinen Sinn dar, d.h. er stellt dar, „wie es sich verhält, wenn er wahr ist“ ([22], 4.022) „Einen Satz verstehen, heißt wissen, was der Fall ist, wenn er wahr ist“ ([22], 4.024). „Die Bedeutungen der einfachen Zeichen müssen uns erklärt werden, damit wir sie verstehen. Mit den Sätzen aber verständigen wir uns“ ([22], 4.026).

Die Interpretationsregel φ entspricht also bei Wittgenstein der Namensrelation für Eigennamen. Mit ihr muß sich eine Zuordnung von syntaktischen Relationen und Attributen verbinden.⁴⁹ Aufgrund dieser beiden Zuordnungen stellt dann der Satz als eine bestimmte Beziehung zwischen den Namen einen Sachverhalt als Beziehung zwischen Dingen dar, ebenso wie das Modell der Spielmarken im obigen Beispiel darstellt, welche Familienverhältnisse vorliegen.

Die Semantik des Traktats unterscheidet sich nach alldem von der in 2.1.2 geschilderten Grundform der realistischen Semantik dadurch wesentlich, daß sie Prädikate und Sätze nicht als Gegenstände, sondern als Beziehungen und Tatsachen auffaßt. Danach besteht die semantische Funktion der Sprache nicht einfach im Benennen bzw. Ausdrücken, sondern auch in einer Entsprechung der kategorialen Struktur der Äußerungen zu der kategorialen Struktur der Wirklichkeit. Die prädikative Natur der Attribute wird vermittelt durch die prädikative Natur der syntaktischen Prädikatbeziehungen, und die innere Struktur der Tatsachen wird vermittelt durch die innere Struktur der Sätze als syntaktische Tatsachen.⁵⁰

48 Wittgenstein hätte statt dessen auch sagen können: Ein Satz ist ein Bild eines Sachverhalts, wenn die Isomorphiebedingung erfüllt ist, und er ist wahr, wenn der Sachverhalt, dessen Bild er ist, eine Tatsache ist. Daß Wittgenstein nicht diesen Weg gegangen ist, erklärt sich vielleicht daraus, daß er nur Bilder „existierender“ Entitäten (Tatsachen, nicht Sachverhalte) zulassen wollte, und nur Tatsachen als Bilder von Tatsachen. – Wittgenstein spricht auch davon, daß ein Satz einen Sachverhalt *vorstellt*, aber Tatsachen *abbildet*.

49 Für Strukturen drückt sich diese Zuordnung darin aus, daß sie als geordnete n -tupel aufgefaßt werden, in denen die i -te Relation der ersten Struktur der i -ten Relation der zweiten Struktur entspricht.

50 Aus der Unterscheidung der auf dem Benennen beruhenden *darstellenden* und der *vermittelnden* oder *zeigenden* Funktion der Sprache zieht Wittgen-

Wenn Wittgenstein in diesem Punkt über den realistischen Ansatz hinausgeht, wie wir ihn oben dargestellt haben⁵¹, so findet sich bei ihm andererseits keine Unterscheidung von Bedeutung und Bezug: Eigennamen bedeuten für ihn Gegenstände, Prädikate, Klassen. Das mag damit zusammenhängen, daß ihm in seinen Betrachtungen eine Idealsprache vorschwebt, die als rein extensional angesehen wird wie die Kunstsprachen der modernen Logik, für deren Ausdrücke meist ebenfalls nur ein Bezug, nicht aber eine Bedeutung festgelegt wird. Für eine allgemeine Semantik ist aber die Unterscheidung von Bezug und Bedeutung von grundlegender Wichtigkeit. Wittgenstein hat diese Unterscheidung erst in [53] nachgeholt.

Zur Semantik Wittgensteins ließe sich noch vieles kritisch anmerken, insbesondere im Zusammenhang mit seinem Absolutismus, seinem Atomismus und seiner Theorie der semantischen Funktion komplexer Sätze. Da wir diese Theorie hier nicht dargestellt haben und da die semantischen Grundgedanken des Traktats vom Absolutismus und Atomismus unabhängig sind, wollen wir aber hier darauf nicht weiter eingehen. Wichtig ist in unserem Kontext nur, daß die Semantik Wittgensteins im Traktat ein gutes Beispiel der einfachen Form der realistischen Semantik ist, da sie die ontologischen Voraussetzungen und die Zuordnungsthesen dieser Semantik ganz explizit entwickelt.

stein im Traktat sehr einschneidende erkenntnistheoretische Folgerungen, auf die wir im Abschnitt 4.4 noch zurückkommen werden. Diese erkenntnistheoretische Thematik ist das zentrale Anliegen des Traktats, die semantische Theorie dient hingegen nur zur Begründung der erkenntnistheoretischen Thesen. So schreibt Wittgenstein am 19.8.1919 an Bertrand Russell: "Now I'm afraid you haven't really got hold of my main contention to which the whole business of logical propositions is only corollary. The main point is the theory of what can be expressed (*gesagt*) by propositions, i.e. by language (and, which comes to the same thing, what can be *thought*) and what cannot be expressed by propositions, but only shown (*gezeigt*): which I believe is the cardinal problem of philosophy." (Zitiert in Griffin [64], S. 18).

51 In diesem Punkt bereitet sich vielleicht schon Wittgensteins spätere Auffassung vor, auf die wir in 2.4.5 eingehen werden, daß Sätze und Prädikate nicht als Objekte, sondern als Worthandlungen bedeutungsvoll sind.

2.1.4 Die Semantik Freges

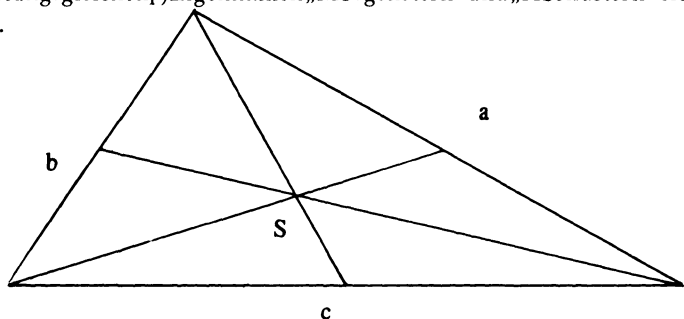
Frege hat seine Gedanken zur Semantik, die auf die Entwicklung der modernen Bedeutungstheorien von größtem Einfluß waren, vor allem in [92] und in dem Fragment „Ausführungen über Sinn und Bedeutung“ (ca. 1895) formuliert.⁵² Er geht in [92] von der Vorstellung aus, daß Eigennamen Gegenstände bedeuten. Mit diesem Ansatz kommt man aber, wie wir in 2.1.2 schon an einem Fregeschen Beispiel geschildert haben, in die Schwierigkeit, daß die Ersetzung eines Eigennamens durch einen bedeutungsgleichen Eigennamen die Bedeutung eines Satzes verändern kann. Frege folgert daraus, daß Eigennamen zwei semantische Funktionen haben: sie *bedeuten* in der Fregeschen Terminologie einen Gegenstand und *drücken* einen *Sinn aus*. Frege unterscheidet also *Sinn* und *Bedeutung* von Eigennamen: jeder Eigenname, der überhaupt bedeutungsvoll ist (in unserem früheren Sinn, der also für etwas steht, der nicht wie z.B. die Ausdrücke „Kaluphem“ oder „Ripht“ eine bloße Buchstabenreihe ohne semantische Funktion ist), hat Sinn. Sinngleiche Eigennamen haben auch die gleiche Bedeutung im Sinne Freges, aber bedeutungsgleiche Eigennamen im Sinne Freges haben nicht immer auch den gleichen Sinn.

Ungünstig ist an Freges Terminologie, daß er den Bezug als „Bedeutung“ bezeichnet, denn Bedeutung ist im üblichen Verstande eine sprachimmanente Gegebenheit, deren Existenz und Beschaffenheit nicht von außersprachlichen Tatbeständen abhängt. Deswegen haben wir oben auch die Fregesche Terminologie nicht übernommen. Wenn man also den Fregeschen Ausdruck „Bedeutung“ verwendet, muß man sich immer vor Augen halten, daß dieses Wort bei Frege nicht in der üblichen Weise verwendet wird. Dadurch wird der Anschein der Inadäquatheit mancher Aussagen Freges vermieden. Um klar zwischen „Bedeutung“ in unserem, in 2.1.2 charakterisierten Sinn und „Bedeutung“ im Fregeschen Sinn zu unterscheiden, wollen wir im folgenden diesen, wie verwandte Terme, wo sie im letzteren Sinn gebraucht werden, durch ein Subskript „F“ kennzeichnen.

Nimmt man nun mit Frege weiterhin an, daß der Aussageinhalt

⁵² Abgedruckt in Frege [69]. – Vgl. zum folgenden auch die Darstellung von Ch. Thiel in [65].

eines Satzes vom Sinn der in ihm vorkommenden Eigennamen abhängt, so läßt sich der verschiedene Inhalt der Sätze „Der Morgenstern ist mit dem Morgenstern identisch“ und „Der Abendstern ist mit dem Morgenstern identisch“ durch eine Sinnverschiedenheit der (bedeutungsgleichen) Eigennamen „Morgenstern“ und „Abendstern“ erklären.



Worin besteht nun nach Frege der Sinn eines Eigennamen? Er faßt den Sinn eines Eigennamen auf als die Art und Weise, wie der bezeichnete Gegenstand durch den Namen gegeben wird. So wird der Planet Venus durch den Eigennamen „Morgenstern“ als der morgens am hellsten leuchtende Stern gegeben, durch den Namen „Abendstern“ als der abends am hellsten leuchtende Stern. Und der Punkt S in der obigen Figur wird durch den Eigennamen „Der Schnittpunkt der Seitenhalbierenden von a und b“ und durch den Eigennamen „Der Schnittpunkt der Seitenhalbierenden von b und c“ auf verschiedene Weise charakterisiert.

Hat nun für Frege jeder Eigename einen wohlbestimmten Sinn? Wir haben ja oben gesehen, daß das für ostensive Eigennamen wie „Aristoteles“ sehr fraglich ist. Auch Frege gesteht zu, daß nicht alle Eigennamen einen wohlbestimmten Sinn haben, will solche Fälle für Präzisionssprachen jedoch ausschließen.⁵³ Frege erkennt auch Eigennamen an, die sinnvoll, aber bedeutungslos sind, wie „Odysseus“, „Pegasus“, „die kleinste reelle Zahl > 1 “. Solche Eigennamen sind aber in der behauptenden Rede, insbesondere in wissenschaftlichen Kontexten auszuschließen, da Sätze, die solche Eigennamen enthalten, weder wahr noch falsch sind.

⁵³ Vgl. Frege [92], S. 27, Anmerkung 2.

Der Sinn eines Eigennamens ist für Frege eine begriffliche, platonische Entität, d.h. etwas Intersubjektives, Objektives und streng von den subjektiven Vorstellungen und Assoziationen zu unterscheiden, die der einzelne in jeweils verschiedener Art und Weise mit einem Eigennamen verbindet. Der Sinn eines Eigennamens ist für ihn etwas, das verschiedene Menschen in gleicher Weise mit diesem Eigennamen verbinden.⁵⁴ Frege gibt kein Kriterium für die Sinngleichheit von Eigennamen an. Man wird aber, wie das folgende zeigt, den Sinnbegriff sehr eng fassen müssen, so daß, abgesehen von trivialen Fällen der Sinngleichheit, die z.B. durch explizite Definitionen entstehen, verschiedene Eigennamen in der Regel auch verschiedenen Sinn haben. Obwohl Frege den Sinn eines Eigennamens von Kennzeichnungsform nie durch den kennzeichnenden Begriff bestimmt, wäre eine solche Deutung, wie wir sie in 2.1.2 vorgeschlagen haben, doch gut mit den Aussagen Freges verträglich.

In Analogie zu den Eigennamen bringt Frege nun auch für Prädikate und Sätze eine doppelte semantische Funktion in Ansatz. Auch Sätze haben also Sinn und Bedeutung. Frege nimmt an, daß die Bedeutung eines Satzes nur von der Bedeutung der in ihm vorkommenden Eigennamen abhängt, nicht dagegen von ihrem Sinn. Daraus ergibt sich, daß der Satzinhalt, die Proposition, nicht die Satzbedeutung sein kann, wie die obigen Beispiele zeigen. Frege legt also fest, daß die Proposition oder der *Gedanke*, wie er sagt, der Sinn eines Satzes ist. Wenn man beachtet, daß Frege unter „Bedeutung“ den Bezug versteht, hat es nun nichts Künstliches, wenn Frege den Wahrheitswert eines Satzes als seine Bedeutung ansieht, insbesondere wenn man bedenkt, daß die Wahrheitswerte für Frege Gegenstände sind, so daß sich hier eine genaue Analogie zur Bedeutung von Eigennamen ergibt.⁵⁵ Entsprechend seiner Annahme bedeutungslo-

54 Vgl. Frege [92], S. 29 ff.

55 Frege kannte nur die kategoriale Unterscheidung Begriff (bzw. allgemeiner: Funktion) und Gegenstand. Propositionen (Gedanken) sind für ihn Gegenstände. Nun ist aber die Eigenschaft, wahr zu sein, keine echte Eigenschaft, denn die Sätze „Es regnet“ und „Der Satz „Es regnet“ ist wahr“ sind inhaltsgleich: der behauptende Charakter der Sätze liegt nicht in einer Hinzufügung von „ist wahr“, sondern in der Form der Behauptungssätze (vgl. Frege [92], S. 34). Also bleibt nur, die Wahrheitswerte als Gegen-

ser_F Eigennamen läßt Frege auch Sätze zu, die zwar sinnvoll, aber nicht bedeutungsvoll_F, d.h. weder wahr noch falsch sind. Das sind insbesondere Sätze wie „Odysseus ging in Ithaka an Land“, die bedeutungslose_F Eigennamen enthalten. Solche Sätze sind in wissenschaftlichen Kontexten aber wie gesagt auszuschließen. Jeder überhaupt semantisch charakterisierte Satz ist jedoch sinnvoll.⁵⁶

Freges Ansatz von Sinn und Bedeutung_F von Sätzen und das allgemeine Substitutionsprinzip, daß man in allen Sätzen bedeutungsgleiche_F Ausdrücke für einander einsetzen kann, ohne daß sich dabei der Wahrheitswert der Sätze ändert (weil die Bedeutung_F eines Satzes nur von der Bedeutung_F der in ihm vorkommenden Ausdrücke abhängt, nicht aber von deren Sinn), lassen sich nur dann aufrechterhalten, wenn man annimmt, daß die Ausdrücke nicht in allen Kontexten ihre übliche Bedeutung_F haben. Denn es gibt Kontexte, in denen die Ersetzung bedeutungsgleicher_F Ausdrücke nicht nur den Sinn, sondern auch den Wahrheitswert, die Bedeutung_F eines Satzes ändert. Beispiele dafür haben, neben Frege, auch Russell in [05] und Quine in [64b] angegeben: Frege bringt das Beispiel: „A log, daß er den B gesehen habe.“⁵⁷ Ist dieser Satz wahr, so ist „A hat den B gesehen“ falsch. Es sei nun auch „A hat den C gesehen“ falsch, trotzdem kann aber „A log, daß er den C gesehen habe“ falsch sein. Russell bringt das Beispiel des wahren Satzes: „Georg IV. wollte wissen, ob Scott der Autor von ‚Waverley‘ sei“, aus dem durch Ersetzung des Eigennamens „der Autor von ‚Waverley‘“ durch den bedeutungsgleichen_F Namen „Scott“ der falsche Satz entsteht: „Georg IV. wollte wissen, ob Scott Scott sei“. Quine endlich bringt das Beispiel des wahren Satzes: „Es ist eine mathematische Wahrheit, daß $9 = 9$ ist“, aus dem durch Ersetzung des Eigennamens „9“ durch den bedeu-

stände anzusehen. – Hinter dieser etwas dürftigen Argumentation steht eben die Vorentscheidung Freges, Begriffe als Funktionen mit den Werten „wahr“ und „falsch“ aufzufassen, was nur dann möglich ist, wenn man Wahrheitswerte als Gegenstände ansieht. Diese künstliche Vereinfachung erlaubt ihm eine bedeutende, wenn auch nicht der Übersichtlichkeit dienende Vereinheitlichung seiner Symbolik.

56 Vgl. Frege [92], S. 32 f.

57 Frege [92], S. 37.

tungsgleichen Ausdruck „die Anzahl der Planeten“ der falsche Satz entsteht: „Es ist eine mathematische Wahrheit, daß die Anzahl der Planeten = 9 ist.“

Frege nimmt nun an, daß in allen Kontexten, in denen eine solche Ersetzung bedeutungsgleicher Ausdrücke *salva veritate* nicht möglich ist, – er nennt sie *indirekte* oder *oblique* Kontexte – die Bedeutung eines Ausdrucks sein Sinn ist. Diese Annahme ist recht natürlich, da wir z.B. in der indirekten Rede „Fritz sagte, daß er das Buch gelesen habe“ nur über den Inhalt einer Behauptung von Fritz sprechen, ohne uns diese Behauptung selbst zu eigen machen. Wir sprechen also nicht, wie in dem Satz „Fritz hat das Buch gelesen“, über das Buch und seine Lektüre durch Fritz, sondern über den Sinn einer Aussage, die nur als direkte Behauptung eine Aussage über das Buch ist.

Frege zeigt in [92] in einer detaillierten Analyse der verschiedenen Typen von Nebensätzen – indirekte Kontexte sind immer Nebensätze – daß sich dieser Ansatz durchführen läßt.

Über Sinn und Bedeutung von Prädikaten hat Frege in [92] nichts ausgesagt. Andeutungen darüber finden sich aber in dem oben zitierten Fragment „Über Sinn und Bedeutung“. Dort führt Frege als Sinn eines Prädikats den Begriff ein, den es ausdrückt, als seine Bedeutung etwas, was man als *extensionalen Begriff* bezeichnen könnte: Extensionale Begriffe sollen prädikativ, d.h. keine Gegenstände (also insbesondere keine Klassen) sein, außerdem sollen sie identisch sein, wenn sie auf die gleichen Gegenstände zutreffen, bzw. nicht zutreffen, d.h. wenn sie die gleichen Klassen bestimmen. Die Bedeutung eines Satzes hängt nach dieser Festsetzung dann auch nur von der Bedeutung der in ihm vorkommenden Prädikate ab, nicht aber von deren Sinn. Freges Konstruktion ist hier etwas künstlich. Daß er nicht Klassen als Prädikatenbedeutungen einführt, hat nur den Grund, daß Klassen keinen prädikativen Charakter haben, also in Anwendung auf Gegenstände keine Wahrheitswerte als Gegenstände liefern.

Im Zusammenhang mit Begriffen hat man eine ähnliche Paradoxie angegeben wie die der Identität, wie sie durch das Satzpaar „Der Morgenstern ist mit dem Abendstern identisch“ – „Der Morgenstern

ist mit dem Morgenstern identisch“ illustriert wird. Sie stammt von G. E. Moore und wird als *Paradoxie der Analyse* bezeichnet.⁵⁸ Der Satz (a) „Der Begriff ‚Bruder‘ ist identisch mit dem Begriff ‚männliches Geschwister‘“ hat danach einen anderen, weil nicht trivialen und im Zusammenhang mit Begriffsanalysen relevanten Sinn als der Satz (b) „Der Begriff ‚Bruder‘ ist mit dem Begriff ‚Bruder‘ identisch“. Sind aber diese Sätze sinnverschieden, so müssen auch die Ausdrücke „der Begriff ‚Bruder‘“ und „der Begriff ‚männliches Geschwister‘“ sinnverschieden und daher die beiden Begriffe verschieden sein. Begriffsanalysen, so scheint es demnach, sind immer trivial wie (b), wenn der analysierte mit dem analysierenden Begriff identisch ist, oder falsch, wie (a) es ist, wenn diese Begriffe verschieden sind.

A. Church hat in [46] vorgeschlagen, diese Paradoxie in Analogie zu der Fregeschen Paradoxie der Identität von Gegenständen aufzulösen, indem man die Ausdrücke „der Begriff ‚Bruder‘“ und „der Begriff ‚männliches Geschwister‘“ als bedeutungsgleich, aber sinnverschieden auffaßt. Aber was soll hier der Sinn von Begriffsnamen im Gegensatz zu ihrer Bedeutung sein? Freges diesbezügliche Unterscheidung ist hier nicht brauchbar, da in (a) und (b) als Begriffsanalysen nicht von Begriffsumfängen (oder extensionalen Begriffen, wie Frege sie versteht) die Rede ist, sondern von Begriffen. Sonst läge ja keine Begriffsanalyse, sondern eine empirische Behauptung vor. Das Sinnelement, die Bedeutung, liegt eben gerade im Begrifflichen und was sollte – in der Redeweise Freges – die Art und Weise sein, in der ein Begriff durch einen Namen gegeben ist? Begriffe werden nicht durch (andere) Begriffe bestimmt oder gekennzeichnet wie Gegenstände, sondern sind Mittel der Bestimmung.

Korreakterweise wird man die Behauptung (a) denn auch so formulieren: (c) „Das Prädikat „Bruder“ ist sinngleich (synonym) mit dem Prädikat „männliches Geschwister““. Dann tritt die Paradoxie nicht auf, weil die Terme „„Bruder““ und „„männliches Geschwister““, wie sie in (c) vorkommen, nicht nur sinn-, sondern auch bedeutungsverschieden sind – sie bezeichnen ja verschiedene Ausdrücke – und so für eine Substitution von Identischem von vornherein nicht in Frage kommen. Die Formulierung (c) ist auch deshalb adäquater als (a), weil

⁵⁸ Vgl. dazu Schilpp [42], S. 660–667.

es in den sogenannten Begriffsanalysen nicht um die Feststellung einer Identität von Begriffen geht, sondern um Aussagen über die Bedeutungen von Prädikaten.

Will man aber von Begriffen sprechen, so sind entweder die Begriffe ‚Bruder‘ und ‚männliches Geschwister‘ identisch – dann ist diese Identität keine empirische oder linguistische, sondern eine logische Tatsache und ebenso trivial wie die Identität von ‚Bruder‘ mit ‚Bruder‘, oder sie sind nicht identisch, dann ist die Behauptung (a) falsch. Daß (a) nichttrivialen Anstrich hat, ist wohl allein darauf zurückzuführen, daß wir es im Sinne von (c) verstehen.⁵⁹

An der Fregeschen Semantik ist von vielen Seiten Kritik geübt worden. Wir wollen hier nur auf solche Kritik eingehen, die selbst auf dem Boden einer realistischen Semantik steht, denn mit der tiefergreifenden Kritik am realistischen Ansatz als solchen werden wir uns später noch ausführlich beschäftigen. Vom Standpunkt des in 2.1.2 angegebenen semantischen Schemas aus gesehen könnte man insbesondere an der Fregeschen Konstruktion der Prädikatbedeutungen Anstoß nehmen, jedoch wären die Unterschiede, im ganzen gesehen, nicht sehr gravierend.

Eine fundamentalere Kritik an der Semantik Freges hat Carnap in [56] geübt. Carnap erhebt gegen den Ansatz Freges vor allem folgende Einwände:

1) Gleiche Ausdrücke können bei Frege in verschiedenen Kontexten verschiedene Bedeutung_F haben. – Das ist richtig, aber kein entscheidender Einwand, besonders, wenn man bedenkt, daß die Bedeutung_F ja der Bezug ist und daß anstelle des üblichen Bezugs der Ausdrücke in indirekten Kontexten natürlicherweise ihr Sinn tritt.

2) Nach Carnap kann es sogar vorkommen, daß ein und dasselbe Vorkommnis eines Ausdrucks verschiedene Bedeutung_F hat, nämlich seine übliche Bedeutung_F und seinen üblichen Sinn. So z.B. in dem von Frege in [92] angegebenen Beispiel „Bebel wähnt, daß...“: Hier steht „wähnt, daß...“ für „glaubt, daß...“, und nicht...“. Im letzteren Ausdruck steht „...“ einmal im indirekten, einmal im direkten

⁵⁹ Zur Diskussion der Paradoxie von Moore vgl. auch Carnap [56], S. 63, sowie Langford [42].

Kontext, also muß in der abkürzenden Form „wähnt, daß . . .“ „ . . .“ zugleich seine übliche Bedeutung_F wie seinen üblichen Sinn bedeutent_F. – Es genügt aber für die korrekte Beantwortung aller Substitutions- und Synonymitätsfragen zu diesem Satz, daß „ . . .“ hier im indirekten Kontext steht und seinen üblichen Sinn bedeutet_F.

3) Für jede Entität kann man Namen einführen, auch für Sinninhalte. Was ist aber der Sinn solcher Sinnamen, der Sinn von Namen für diese Sinninhalte usf.? Man müßte so eine unendliche Hierarchie von Sinnentitäten annehmen. – A. Church hat denn auch versucht, eine solche Hierarchie von Sinninhalten anzugeben und so die Ontologie der Fregeschen Semantik zu präzisieren.⁶⁰ Aber dieses System ist nur formal interessant, semantisch hingegen von geringer Relevanz, denn in ihm werden die Sinninhalte höherer Stufen nicht näher charakterisiert und inhaltlich beschrieben. Andererseits ist es aber auch gar nicht nötig, eigene Namen für Sinninhalte einzuführen und ihnen wieder einen Sinn zuzuschreiben. Namen für Sinninhalte werden bei Frege ebensowenig gebraucht wie bei Carnap selbst: Um über Sinninhalte zu sprechen werden nicht neue Namen verwendet, sondern indirekte Kontexte.

Carnap meint allerdings, die Sinninhalte höherer Stufen würden tatsächlich gebraucht in mehrfach obliquen Kontexten, wie z.B. „Es ist nicht notwendig, daß Hans glaubt, daß es möglich ist, daß p“. Aber auch hier genügt es für alle einschlägigen semantischen Betrachtungen anzunehmen, daß p einfach im indirekten Kontext steht und seinen üblichen Sinn bedeutet_F.

Tatsächlich ist Freges semantische Ansatz von der Methode der Extensionen und Intensionen von Carnap in [56], die wir im nächsten Abschnitt besprechen wollen, gar nicht so verschieden: Während Frege das allgemeine Substitutionsprinzip beibehält und daher die Bedeutung von Ausdrücken in indirekten Kontexten abändern muß, schränkt Carnap das Substitutionsprinzip ein und kann daher fordern, daß die Ausdrücke in allen Kontexten dieselbe Bedeutung haben.

Endlich hat auch Quine an der Auffassung Freges (wie an der von Church) kritisiert, daß die Ausdrücke in indirekten Kontexten ihren üblichen Sinn bedeuten_F. Nach ihm ist dieser Ansatz nicht ausrei-

60 Vgl. Church [43a], [43b], [51a], [51b].

chend: Ist p z.B. ein faktisch wahrer Satz, so gilt $f = \iota g(p \wedge g = f)$, d.h. der Begriff f ist identisch mit demjenigen Begriff g , für den gilt: p , und g ist mit f identisch. Die Prädikate „ $f(x)$ “ und „ $\iota g(p \wedge g = f)(x)$ “ sind also sinngleich, trotzdem gilt aber nicht, daß mit „ $N(f(a))$ “ („ $f(a)$ ist logisch notwendig“) auch „ $N(\iota g(p \wedge g = f)(a))$ “ wahr ist, denn aus dem letzteren Satz folgt der falsche Satz „ $N(p)$ “. Hier liegen also Fälle vor, in denen die Ersetzung sinngleicher Ausdrücke sogar die Bedeutung des Kontextes verändern kann.⁶¹ Der Ausweg, daß die Ausdrücke „ f “ und „ $\iota g(p \wedge g = f)$ “ zwar bedeutungsgleich, aber sinnverschieden seien, ist hier nicht gangbar, denn nicht diese Ausdrücke (als Eigennamen für Begriffe) werden in den fraglichen Kontexten ersetzt, sondern die Prädikate „ $f(x)$ “ und „ $\iota g(p \wedge g = f)(x)$ “, die für gleiche Begriffe stehen, also sinngleich sind. Eine eventuelle Sinnverschiedenheit der Begriffsnamen ist also für das Problem unerheblich.

Dieser Einwand Quines wirft wieder die Frage auf, die wir schon oben diskutiert haben, ob es bedeutungsverschiedene Prädikate gibt, die für den gleichen Begriff stehen. Diese Frage haben wir verneint. Quines Kritik ist nun aber kein Grund, diese Position aufzugeben. Denn der Ausdruck „ $\iota g(p \wedge g = f)(x)$ “ ist in dieser Form nicht sinnvoll, da hier ein Eigenname („ $\iota g(p \wedge g = f)$ “) an die Stelle eines Prädikatenzeichens vor das Argument „ (x) “ gesetzt wird. Korrekt müßte die Schreibweise lauten: „ $x \in \iota g(p \wedge g = f)$ “ („der Gegenstand x fällt unter den Begriff $\iota g(p \wedge g = f)$ “) – dann kommt aber in „ $N(a \in \iota g(p \wedge g = f))$ “ der Eigenname „ $\iota g(p \wedge g = f)$ “ vor, von dem man annehmen kann, er sei von „ f “ sinnverschieden, so daß eine Schwierigkeit nun für die Fregesche Semantik nicht mehr auftritt – oder man muß den Eigennamen „ $\iota g(p \wedge g = f)$ “ durch ein Prädikat ersetzen, nämlich durch den Ausdruck $p \wedge f(x)$ (es soll ja wohl gelten $\iota x(\iota g(p \wedge g = f)(x) \equiv p \wedge f(x))$) – dann liegt es aber auf der Hand, daß die Begriffe $f(x)$ und $p \wedge f(x)$ nicht identisch und also die Prädikate „ $f(x)$ “ und „ $p \wedge f(x)$ “ nicht sinngleich sind, so daß die Schwierigkeit wiederum beseitigt ist.

Bei Frege selbst ist eine Schreibweise wie $\iota g(p \wedge g = f)$ auch völlig unmöglich, weil eine Identität nur für Objekte definiert ist und nur Objekte sich kennzeichnen lassen, nicht aber die ihrer grundlegenden Bestimmung nach immer prädikativ verwendeten Begriffe.

61 Vgl. dazu Quine [64b].

2.1.5. Carnaps Methode der Extensionen und Intensionen

Carnap geht zur Entwicklung seiner semantischen Grundgedanken in [56] von der Unterscheidung von *Intension* und *Extension* aus. Diese Unterscheidung ist besonders natürlich für *Prädikate*: Als Intension eines Prädikats fassen wir dessen Bedeutung auf, also z.B. als Intension eines einstelligen Prädikats einen einstelligen Begriff,⁶² als Extension hingegen die Klasse derjenigen Gegenstände, die unter den Begriff fallen. Danach ist also z.B. die Extension eines zweistelligen Prädikats eine Klasse von geordneten Paaren, die in der Beziehung stehen, die das Prädikat bedeutet. Zwei n -stellige Prädikate sind damit extensionsgleich genau dann, wenn sie auf die gleichen n -tupel von Objekten zutreffen. Während die Frage nach der Intensionsgleichheit von Prädikaten eine linguistische Frage ist, ist die Frage nach ihrer Extensionsgleichheit (für empirische Prädikate) eine empirische Frage. Intensionsgleiche Prädikate sind immer auch extensionsgleich, die Umkehrung gilt aber nicht, wie das Beispiel der Prädikate „Lebewesen mit Herz“ und „Lebewesen mit Niere“ zeigt, wenn man annehmen darf, daß genau die Lebewesen ein Herz haben, die auch eine Niere haben.

Die Unterscheidung Intension – Extension wird nun von Carnap auch auf Sätze und Eigennamen übertragen: Als Intension von *Sätzen* wird die Proposition angesehen, als ihre Extension ihr Wahrheitswert, als Intension eines *Namens* wird der *Individualbegriff* bestimmt – dieser Term bleibt ohne nähere Erläuterung, man kann den Individualbegriff aber vielleicht als einen, wie immer ausgewählten, kennzeichnenden Begriff ansehen – als Extension der Gegenstand, den er bezeichnet. Man sieht, daß diese Unterscheidung der Fregeschen Unterscheidung von Sinn und Bedeutung entspricht. Es bestehen aber zwei Unterschiede zwischen Carnap und Frege:

1. Zunächst einmal vermißt Carnap bei Frege genauere Kriterien für

62 Carnap neigt eher der Sprechweise zu, daß die Intension eines Prädikats ein Attribut ist, vgl. [56], S. 21; aber diese Bestimmung bezieht sich wohl vor allem auf die Abgrenzung der Begriffe von Vorstellungen im Fregeschen Sinn, d. h. von subjektiven psychischen Gegebenheiten.

Sinnleichheit und gibt selbst zwei Präzisierungen des Begriffes an. Der erste Begriff ist der der *Intensionsgleichheit*. Dabei wird die Intension wesentlich weiter gefaßt als Freges Sinn. Für Carnap gilt nämlich, daß zwei *Prädikate* intensionsgleich sind, wenn logisch beweisbar ist, daß sie genau auf die gleichen Argumente zutreffen, daß zwei *Namen* intensionsgleich sind, wenn die Identität der Objekte, die sie bezeichnen, logisch beweisbar ist, und daß zwei *Sätze* intensionsgleich sind, wenn ihre Äquivalenz logisch beweisbar ist. Der Kürze wegen wollen wir, wie Carnap, in allen diesen drei Fällen von *logischer Äquivalenz* (kurz L-Äquivalenz) der Ausdrücke sprechen. Carnap definiert also Intensionsgleichheit durch L-Äquivalenz.⁶³

Ein schärferer Begriff der Sinnleichheit als der der Intensionsgleichheit ist der der *intensionalen Isomorphie*, den wir unten besprechen wollen.

2. Carnap gibt ferner, um nicht wie Frege zulassen zu müssen, daß die gleichen Ausdrücke in verschiedenen Kontexten verschiedene Bedeutungen (bzw. Intensionen und Extensionen) haben, das allgemeine Substitutionsprinzip preis, nach dem in beliebigen Kontexten eine Ersetzung bedeutungsgleicher Ausdrücke durcheinander *salva veritate* möglich ist. Vielmehr definiert Carnap extensionale und intensionale Kontexte wie folgt:

Er nennt ein Vorkommen eines Ausdrucks in einem Satz *extensional (intensional)*, (bzw. sagt, daß dieser Ausdruck in einem exten-

63 Ein entsprechendes Kriterium formuliert Frege in dem zitierten Fragment „Ausführungen über Sinn und Bedeutung“ für Prädikate, deren Vollaussdrücke nicht (nicht sämtlich, oder sämtlich nicht – das bleibt offen) logisch determiniert sind. Solche Prädikate sollen sinnleich sein genau dann, wenn sie intensionsgleich sind im Sinne Carnaps. Auch manche L-äquivalenten Sätze sieht Frege in [18], Teil III (S. 39, 44, 48) als sinnleich an, wie z.B. die Sätze $A \wedge B$ und $B \wedge A$, A und $\neg \neg A$, $A \supset B$ und $\neg B \supset \neg A$ usw. Es ist aber sehr die Frage, ob nicht dieses Kriterium für die Zwecke Freges (Gültigkeit des allgemeinen Substitutionsprinzips) zu weit ist: Für Glaubenssätze muß man evtl. eine enger bestimmte Sinnleichheit von Prädikaten und Sätzen annehmen. – G. Patzig diskutiert in dem Aufsatz „Satz und Tatsache“, abgedruckt in Patzig [70], die Frage, ob man Tatsachen als Carnapsche Intensionen wahrer Sätze auffassen kann.

sionalen (intensionalen) *Kontext* stehe), wenn eine Ersetzung des Vorkommnisses durch ein Vorkommnis eines beliebigen extensionsgleichen (intensionsgleichen) Ausdrucks die Extension (Intension) des Satzes nicht ändert (und wenn es nicht extensional ist).⁶⁴ Inhaltlich kommt dies Vorgehen auf das Gleiche hinaus wie das Vorgehen Freges: Es gibt Kontexte, in denen wesentlich auf den Sinn von sprachlichen Ausdrücken Bezug genommen wird (in denen nicht von ihrer Bedeutung, sondern von ihrem Sinn die Rede ist), in ihnen können also bedeutungsgleiche Ausdrücke nicht *salva veritate* vertauscht werden.

64 Der Fall nichtextensionaler Kontexte, die bei Ersetzung intensionsgleicher Ausdrücke durch einander zwar die Intension, nicht aber die Extension ändern, ist nicht eigens charakterisiert. Folgende Übersicht möge die Terminologie verdeutlichen.

- 1) Führt eine Ersetzung von extensionsgleichen Ausdrücken zu extensionsgleichen Kontexten, so liegt ein *extensionales* Vorkommnis vor.
- 2) Führt eine Ersetzung von extensionsgleichen Ausdrücken zu nicht extensionsgleichen Kontexten, so liegt ein *nichtextensionales* Vorkommnis vor.

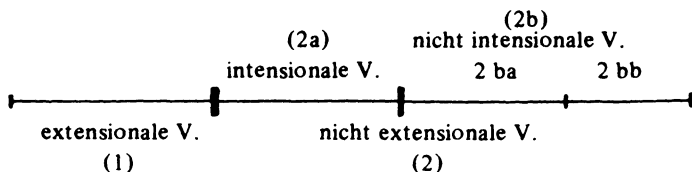
Diese nichtextensionalen Kontexte gliedern sich wie folgt

- 2a) Führt eine L-äquivalente Ersetzung zu L-äquivalenten Kontexten, so liegt ein *intensionales* Vorkommnis vor.
- 2b) Führt eine L-äquivalente Ersetzung nicht zu L-äquivalenten Kontexten, so liegt ein *nichtintensionales* Vorkommnis vor.

Diese nichtintensionalen Vorkommnisse ließen sich – Carnap tut das wie gesagt nicht – wie folgt weiter aufgliedern:

- 2ba) Eine L-äquivalente Ersetzung führt zu extensionsgleichen Kontexten.
- 2bb) Eine L-äquivalente Ersetzung führt zu nichtextensionsgleichen Kontexten.

Wir können das in folgender Figur veranschaulichen:



Die Ersetzbarkeit extensionsgleicher Ausdrücke *salva veritate* beschränkt sich also auf extensionale Kontexte und die Ersetzbarkeit intensionsgleicher Ausdrücke *salva intensione* beschränkt sich auf intensionale Kontexte.

Es gibt nun aber auch *nichtintensionale* Kontexte, d.h. Kontexte, in denen die Ersetzung intensionaler Ausdrücke durcheinander die Intension eines Kontexts ändern kann, ja nicht nur die Intension, sondern auch den Wahrheitswert. Solche Sätze sind z.B. Glaubenssätze wie „Hans glaubt, daß p“. Dieser Satz kann wahr sein und ein Satz „Hans glaubt, daß q“ kann falsch sein, obwohl p und q L-äquivalent sind.

Gleich, wie man Glaubenssätze im einzelnen deuten mag,⁶⁵ ob im Sinne von „Hans hat die Disposition, den Satz „p“ (oder einen synonymen Satz) zu bejahen“ oder im Sinne eines Glaubens an Propositionen – in jedem Fall einer vernünftigen und adäquaten Interpretation des Glaubensbegriffes läßt sich zeigen, daß Glaubenskontexte nicht intensional sind. Man benötigt also einen engeren Sinnbegriff als den der Intension, um hier ein Ersetzungskriterium zu finden.

Carnap führt dazu den Begriff der *intensionalen Isomorphie* ein⁶⁶, und zwar so, daß zwei Sätze genau dann intensional isomorph sind, wenn sie in gleicher Weise (mit den gleichen logischen Operatoren, in der gleichen Anordnung) aus deskriptiven Konstanten gleichen Typs aufgebaut sind, die intensionsgleich sind.⁶⁷ So sind z.B. die beiden Sätze $F(a) \wedge G(b)$ und $H(c) \wedge I(e)$ intensional isomorph, wenn die Sätze $\wedge x(F(x) \equiv H(x)), \wedge x(G(x) \equiv I(x)), a = c$ und $e = b$ logisch wahr sind. Dagegen gilt nicht, daß die Sätze, die auseinander durch logische Transformationen hervorgehen, intensional isomorph sind, oder daß z.B. die beiden Sätze $F(a,b)$ und $F(b,a)$ intensional isomorph sind, selbst wenn der Satz $\wedge xy(F(x,y) \equiv F(y,x))$ logisch wahr ist.⁶⁸

Carnap verwendet diesen Begriff der intensionalen Isomorphie für

65 Vgl. dazu Carnap in [56], S. 53–55..

66 Vgl. Carnap [56], S. 56 ff.

67 Diese Definition setzt eine nach strengen Formregeln aufgebaute Kunstsprache voraus.

68 Vgl. dazu den ähnlichen Begriff der Synonymität von C. I. Lewis in [43], diskutiert in Carnap [56], S. 60 f.

eine Analyse der Glaubenssätze und der Paradoxie der Analyse.⁶⁹ Wir wollen hier darauf jedoch nicht näher eingehen und nur bemerken, daß der Begriff der intensionalen Isomorphie als Präzisierung des Begriffs der Sinngleichheit nach Frege einerseits zu eng ist – wir haben oben gesehen, daß Frege z.B. die Sätze $A \wedge B$ und $B \wedge A$, die nicht intensional isomorph sind, als sinngleich ansieht – zum anderen hängt es von der Wahl der Grundkonstanten ab, ob dieser Begriff nicht zu weit ist für die Ersetzungskriterien in Glaubenssätzen. Denn wenn z.B. $F(x)$ und $G(x)$ zwei zahlentheoretische Begriffe sind, für die als ein nichttrivialer mathematischer Satz $\wedge x(F(x) \equiv G(x))$ gilt, so wären die Sätze $F(a)$ und $G(a)$ intensional isomorph; es könnte aber sein, daß Hans glaubt, daß $F(a)$, aber nicht, daß $G(a)$ gilt.⁷⁰ Bei geschickter Wahl der Grundkonstanten wird man aber immer erreichen können, daß der Begriff der intensionalen Isomorphie jedenfalls nicht zu weit ist.

Die bedeutendste Leistung Carnaps in [56] für die realistische Semantik besteht darin, daß er Kriterien für die Intensionsgleichheit angegeben und damit den Weg für die Bestimmung der Intensionen aufgezeigt hat.

Nach Carnap sind zwei Ausdrücke, z.B. zwei Sätze A und B intensionsgleich, wenn sie L-äquivalent sind, d.h. wenn der Satz $A \equiv B$ (A genau dann, wenn B) logisch wahr ist. Der Satz $A \equiv B$ ist logisch wahr, wenn er bei allen Interpretationen der in A und B vorkommenden Eigennamen und Prädikate wahr ist. Das kann man auch so ausdrücken, daß man sagt: der Satz $A \equiv B$ ist logisch wahr, wenn er in allen logisch möglichen Welten wahr ist, so daß sein Wahrheitswert von der Geltung kontingenter Sachverhalte unabhängig ist. D.h. A und B sind intensionsgleich, wenn sie in allen logisch möglichen Welten dieselbe Extension, denselben Wahrheitswert haben. Entsprechend gilt allgemein: Zwei Ausdrücke sind intensionsgleich, wenn sie in allen logisch möglichen Welten dieselbe Extension haben. Das läuft aber darauf

69 Vgl. dazu Carnap [56], § 15, insbesondere Seite 61 f. Die Kritik von Church an diesen Analysen findet sich in [50], [54], Carnaps Antwort darauf in [56], S. 230 ff.

70 Vgl. dazu Mates [50], Scheffler [55], Putnam [54], Pap [55] und [57], Church [54], Davidson [63], Linsky [49].

hinaus, daß man als Intension eines Ausdrucks diejenige Funktion bestimmen kann, die jeder logisch möglichen Welt seine Extension in dieser Welt zuordnet.

Kennen wir die Bedeutung eines Ausdrucks A, also auch seine Intension – bedeutungsgleiche Ausdrücke haben ja immer dieselbe Intension –, so können wir prinzipiell (d.h. mit dem notwendigen Tatsachenwissen über die Welt i) die Extension von A in i bestimmen: den Gegenstand, den A als Eigenname in i bezeichnet, den Umfang des Prädikates A in i , bzw. den Wahrheitswert des Satzes A in i . Wir können also A eine Funktion zuordnen, die für jede logisch mögliche Welt die Extension von A in i angibt.

Die Umkehrung dieses Zusammenhangs, daß nämlich mit dieser Funktion auch die Intension von A festliegt, definiert den Intensionsbegriff. Wie S. Kripke, R. Montague u.a. betont haben, läßt sich dieser Carnapsche Gedanke zur Bestimmung der Intensionen aber auch für die Bestimmung von Bedeutungen verallgemeinern: Wir haben gesehen, daß man aus der L-Äquivalenz, der Extensionsgleichheit zweier Ausdrücke A und B in allen logisch möglichen Welten, nicht auf ihre Bedeutungsgleichheit schließen kann. Als bedeutungsgleich wird man A und B nur dann ansehen, wenn sie in allen Kontexten *salva veritate* für einander substituiert werden können. Die Glaubenssätze zeigen aber z.B., daß diese allgemeine Substituierbarkeit für intensionsgleiche Ausdrücke nicht gilt. Man kann den Intensionsbegriff jedoch zu einem Bedeutungsbegriff verschärfen, wenn man nicht nur logisch mögliche Welten betrachtet, sondern auch logisch unmögliche Welten. Nicht jede logische Inkonsistenz ist ja offensichtlich; es kann also Welten geben, die von einzelnen Personen als möglich angesehen werden, obwohl sie logisch inkonsistent sind. Wenn nun eine Funktion f jeder in diesem weiteren Sinn möglichen Welt i eine Extension des Ausdrucks A in i zuordnet, so kann man f als Bedeutung von A bestimmen. A und B sind dann bedeutungsgleich, wenn sie in allen (im weiteren Sinn) möglichen Welten dieselbe Extension haben.

Diese Gedanken werden wir im Abschnitt 3.2.1 näher ausführen. Hier sollte zunächst nur hervorgehoben werden, daß und wie im Rahmen der realistischen Semantik eine Präzisierung des Bedeutungsbegriffs möglich ist.

Der Effekt dieser Präzisierung soll noch kurz am Problem der

Bedeutung ostensiver Eigennamen verdeutlicht werden, auf das wir im Abschnitt 2.1.2 hingewiesen hatten. Als Sinn eines Eigennamens, als Individualbegriff, können wir mit Carnap nun diejenige Funktion g bestimmen, die für jede mögliche Welt i angibt, welches Objekt der Eigenname in i bezeichnet. Hat der Eigenname die Form einer Kennzeichnung $\iota xF(x)$, so hängt seine Extension $g(i)$ in i von der Extension des kennzeichnenden Prädikats F in i ab. Aus der Bedeutung von F , d.h. aus der Funktion f , die für jede mögliche Welt i die Extension von F angibt, erhält man den Individualbegriff g , indem man fordert: $g(i)$ sei jener Gegenstand a , so daß $g(i)$ nur a als Element enthält, falls es ein solches a gibt, andernfalls sei $g(i)$ ein beliebiges festes Objekt b . (Wenn F in i nicht der Bedingung genügt, daß es genau einen Gegenstand gibt, auf den F zutrifft, so ist es in der Logik üblich, $\iota xF(x)$ als Namen für ein solches Objekt b zu deuten.) Danach ist also die Bedeutung von $\iota xF(x)$ durch die Bedeutung von F festgelegt, wie wir früher betont hatten. Der Bezug von $\iota xF(x)$ wird im allgemeinen in verschiedenen Welten verschieden sein. Bei ostensiven Eigennamen liegt es hingegen nahe, sie als sogenannte *Standardnamen* zu interpretieren, d.h. ihnen in allen möglichen Welten denselben Bezug zuzuordnen. Mit solchen Namen bezeichnen wir ja Individuen unabhängig von ihren kontingenten Eigenschaften, und es spricht nichts dafür, mit dem Namen „München“ in einer anderen Welt Chicago zu bezeichnen. Dann hat aber die Funktion, welche die Bedeutung des Eigennamens A darstellt, für alle möglichen Welten denselben Wert, d.h. der Bezug von A in der wirklichen Welt legt bereits die Bedeutung von A fest. Daher kann man sagen, daß die semantische Funktion eines ostensiven Eigennamens allein durch seinen Bezug bestimmt ist und daß er keine von diesem Bezug unabhängige Bedeutung hat. Für eine ausführliche Diskussion dieser Fragen vgl. Kripke [72].

2.1.6 Der Wahrheitsbegriff der realistischen Semantik

Auf die grundsätzliche Kritik am realistischen Ansatz der Semantik wollen wir erst in den folgenden Abschnitten eingehen. Zum Abschluß der Darstellung dieser Semantik soll aber noch auf einen Punkt hinge-

wiesen werden, an dem gelegentlich eine ungerechtfertigte philosophische Kritik des semantischen Realismus aufgehängt worden ist. Diese Kritik bezieht sich auf ihren Wahrheitsbegriff.⁷¹

In der Semantik wird heute meist das Prädikat „wahr“ auf Sätze angewendet, nicht auf Propositionen.⁷² Umgangssprachlich ist dagegen sicherlich die Anwendung von „wahr“ auf Propositionen häufiger. So sagen wir z.B. eher „Es ist wahr, daß Kuno 40 Jahre alt ist“ als „„Kuno ist vierzig Jahre alt“ ist wahr“. Da man aber von einem Wahrheitsbegriff für Propositionen zu einem Wahrheitsbegriff für Sätze übergehen kann und umgekehrt – es gilt ja: Der Satz „.“ ist wahr genau dann, wenn es wahr ist, daß – so spielt dieser Unterschied keine wesentliche Rolle.

Den Wahrheitsbegriff der realistischen Semantik charakterisiert die *Adäquationstheorie*. Dieser Begriff ist für die moderne Logik von A. Tarski in [35] durch die folgende Wahrheitskonvention formuliert worden:

K) Ein Satz „.“ ist wahr genau dann, wenn Danach ist also z.B. der Satz „In New York regnete es am 4.2.1960 um 10.15 Ortszeit“ wahr genau dann, wenn es in New York am 4.2.1960 um 10.15 Ortszeit regnete.

Dieser Wahrheitsbegriff geht auf Platon und Aristoteles zurück und wurde in der philosophischen Tradition meist etwa so formuliert: „Ein Satz ist wahr genau dann, wenn die Proposition, die er ausdrückt, mit der Wirklichkeit übereinstimmt.“ Die Kurzformel dafür lautet: *veritas est adaequatio intellectus ad rem*. Diese Formulierung sollte eine Antwort geben auf die Frage nach dem Inhalt des Wahrheitsbegriffes. Im Gegensatz zur Bedeutungsbeziehung kann man ja den Wahrheitsbegriff nicht rein konventionell festlegen: Wenn die Bedeutungen der Terme in einem Satz festliegen, so ist die Frage nach seiner Wahrheit eine Tatsachenfrage, keine Frage der Festsetzung.

An der traditionellen Bestimmung des Wahrheitsbegriffs ist mit Recht Kritik geübt worden. Denn was heißt hier „Übereinstimmung“? Wann stimmt ein abstraktes, begriffliches Gebilde wie eine

71 Vgl. zum folgenden auch Stegmüller [57], Kapitel XII.

72 Bei Sachverhalten spricht man ohnehin nicht von „wahr“ und „falsch“, sondern von „bestehenden“ und „nichtbestehenden“ Sachverhalten.

Proposition mit der konkreten Realität überein, oder ein Satz wie „Emil ist lustig“ als Folge graphischer Zeichen mit der Lustigkeit von Emil? Den Begriff der Wahrheit durch den der Übereinstimmung zu erklären, bedeutet also, einen dunklen Begriff durch einen noch dunkleren zu erklären.⁷³

Aufgrund dieser Schwierigkeit und anderer, vielfach allerdings auch nicht ganz richtig gesehener Mängel des Adäquationsbegriffs⁷⁴ hat man diesen Wahrheitsbegriff durch andere zu ersetzen versucht. So will z.B. Franz Brentano den Adäquationsbegriff durch einen *Evidenzbegriff* ersetzen, indem er festlegt:

Ein Urteil (Satz) ist wahr, wenn es mit Evidenz gefällt wird oder wenn jemand, der mit Evidenz über denselben Gegenstand urteilte, das Urteil akzeptieren würde.⁷⁵

Aber abgesehen davon, daß die Wahrheitsbedingungen für den (notwendigerweise) hier im zweiten Teil des Definiens vorkommenden Irrealis nicht festgelegt sind⁷⁶, gibt es doch keine absolute Evidenz,

73 Diese Schwierigkeit illustriert auch eine Tagebuchaufzeichnung Wittgensteins vom 27.10.1914: „Die Schwierigkeit vor meiner Theorie der logischen Abbildung war die, einen Zusammenhang zwischen den Zeichen auf Papier und einem Sachverhalt draußen in der Welt zu finden. Ich sagte immer, die Wahrheit ist eine Beziehung zwischen dem Satz und dem Sachverhalt, konnte aber niemals eine solche Beziehung ausfindig machen“ ([61], S. 19 f.)

74 Franz Brentano übt z. B. daran Kritik, daß

a) mathematische oder logische Sätze, die nichts über reale, sondern über ideale Gebilde aussagen, nach dieser Definition nicht wahr wären (aber das gilt nur, wenn man nicht Platonist ist und den Begriff „Wirklichkeit“ im Sinn von „physischer Realität“ zu eng nimmt),

b) wahre Sätze des Inhalts, daß es ein Objekt a nicht gibt, nur mit nicht existenten Dingen übereinstimmen könnten, die dann real sein müßten, damit von einer Übereinstimmung mit der Wirklichkeit die Rede sein könnte (aber Propositionen sollen nicht mit Dingen, sondern mit Sachverhalten übereinstimmen, und es ist ein realer Sachverhalt, daß es a nicht gibt),

c) nach dieser Definition die Feststellung der Wahrheit eines Satzes auf einen unendlichen Regreß hinauslaufen würde, da man, um die Übereinstimmung eines Satzes A mit einem Sachverhalt B festzustellen, schon ein wahres Urteil über B formulieren muß (aber die Adäquationstheorie soll den Wahrheitsbegriff charakterisieren, nicht ein Wahrheitskriterium zur Ermittlung der Wahrheit von Sätzen angeben).

75 Vgl. dazu Brentano [30].

76 Vgl. dazu aber D. Lewis [73].

aus der die Wahrheit eines Satzes in Strenge folgen würde. So gibt die Brentanosche Definition doch eher eine Antwort auf die Frage, wann wir zu einer Behauptung berechtigt sind – nämlich dann, wenn wir gute Gründe, d.h. „Evidenz“ haben – als auf die Frage nach der Wahrheit.

Ferner hat man versucht, die Adäquationstheorie durch eine *Kohärenztheorie* der Wahrheit zu ersetzen, nach der Wahrheit von Sätzen nicht durch ihre Übereinstimmung mit der Wirklichkeit definiert wird, sondern durch ihre (logische) Verträglichkeit miteinander. Das kommt aber darauf hinaus, daß man im Sinne der *Konventionstheorie* der Wahrheit eine widerspruchsfreie Menge von Sätzen kraft Konvention als wahr akzeptiert und dann die Wahrheit anderer Sätze durch ihre Verträglichkeit mit den bereits als wahr akzeptierten Sätzen bestimmt. Eine solche Theorie wurde z.B. früher von Carnap und dem Wiener Kreis vertreten.⁷⁷ Wir nennen aber nicht einen Satz wahr, weil wir ihn kraft Konvention akzeptieren, sondern akzeptieren ihn, weil wir ihn, z.B. aufgrund von Beobachtungen, für wahr halten. Die Konventionstheorie ist so mit dem empirischen Verfahren der Wissenschaften schwer zu vereinen.

Ein anderer Einwand gegen die Adäquationstheorie, der auch die Formulierung (K) betrifft, ist von P.F. Strawson in [49] und [50] vorgebracht worden: Nach Strawson ist das Prädikat „wahr“ kein deskriptives Prädikat, sondern es dient umgangssprachlich vor allem der Kundgabe, nämlich der Bestätigung eigener oder fremder Aussagen, wie z.B. in „Was ich gesagt habe, ist wahr“ oder „Was Fritz gesagt hat, ist wahr“. In diesen Sätzen spreche ich nicht über Sätze, sondern bestätige sie. In der deskriptiven Verwendung hingegen besagt der Satz „Der Satz A ist wahr“ nicht mehr als der Satz A selbst, d.h. die Hinzufügung des Wortes „wahr“ besagt nichts, die behauptende Kraft des Satzes liegt nicht in der Hinzufügung des Wortes „wahr“, sondern, wie Frege sagt, in der Form des Satzes selbst.

Wenn es auch neben der deskriptiven Verwendung des Wortes „wahr“ noch andere, nichtdeskriptive Verwendungen gibt, so hat

⁷⁷ Vgl. dazu Carnap [32], Hempel [34] und Neurath [32]. – Auf die Rolle von Konventionen für die Bestimmung wahrer Sätze kommen wir in anderem Zusammenhang im Abschnitt 2.4.4 noch einmal zurück.

doch das Wort „wahr“ auch eine wichtige deskriptive Funktion, so daß ein umgangssprachliches Explanandum für die Konvention (K) keineswegs fehlt, wie Strawson das meint. Denn wir teilen die Sätze in wahre und falsche ein und wir sagen z.B. „Sind A und B wahr, so ist auch $A \wedge B$ wahr“, „Alle logischen Folgerungen aus wahren Sätzen sind wahr“ usw. In der semantischen Charakterisierung von Sätzen spielt also das Wort „wahr“ tatsächlich eine wichtige Rolle und in dieser Rolle ist das Wort rein deskriptiv.⁷⁸

Die angegebenen Schwierigkeiten der traditionellen Formulierung der Adäquationstheorie umgeht man am besten dadurch, daß man, anstatt nach der Natur der Wahrheit zu fragen – als wäre Wahrheit ein vorgegebener Begriff, den wir aufgrund einer platonistischen Beobachtungsgabe beschreiben könnten – nach der Bedeutung, bzw. dem Gebrauch des Prädikats „wahr“ fragt. Denn ebenso, wie uns die Frage nach dem Wesen der Rote auf Schwierigkeiten führt, obwohl wir den Sinn des Prädikats „rot“ kennen und es korrekt zu gebrauchen wissen, so ist die Frage nach dem Wesen der Wahrheit nur eine irreführende Formulierung der Frage nach dem Gebrauch des Prädikates „wahr“. Wenn wir nach dem Gebrauch fragen, können wir im Sinne der Adäquationstheorie sagen: Ein Satz „A“ wird wahr genannt genau dann, wenn es sich in Wirklichkeit so verhält, wie es die Proposition A darstellt. Es verhält sich aber in Wirklichkeit so, wie es die Proposition A darstellt, genau dann, wenn A.D.h. wir können sagen: ein Satz „A“ ist wahr genau dann, wenn A. Damit ist der Gebrauch des Wortes „wahr“ festgelegt und diese Konvention ist der einfache Rest der Adäquationstheorie der Wahrheit, wie er von Tarski formuliert wurde.⁷⁹

Der semantische Realist wird sich nun vielleicht durch diese Reduktion um sein eigentliches Anliegen betrogen fühlen, wollte er doch Wahrheit als eine Relation zwischen Sätzen und der Wirklichkeit verstehen. Aber diese Relation ist nicht etwas Drittes, das Satz und Wirklichkeit verbindet, vielmehr werden Aussagesätze in der Regel gebraucht, um wahre Aussagen über die Wirklichkeit zu machen. Der

78 In diesem Sinne äußert sich auch Stegmüller in [57], S. 225 ff.

79 In der Formulierung der Wahrheitskonvention als „„A“ ist wahr genau dann, wenn A“, ist „A“ als Quasianführung zu lesen, d. h. im Sinne von „Die Anführung von A“, (vgl. dazu Kutschera [67], 1.3.1.1).

fragliche Wirklichkeitsbezug liegt also in ihnen selbst. Insofern besagt auch der Satz „A ist wahr“ nicht mehr als der Satz A selbst, und der Wahrheitsbegriff reduziert sich in der Konvention (K) darauf, die Wahrheit von A durch A selbst zu charakterisieren. Es gibt keine allgemeine und selbständige Bedeutung des Prädikats „wahr“: Was es heißt, daß A wahr ist, läßt sich nur durch A oder durch mit A äquivalente Bedingungen erläutern, die von Satz zu Satz anders lauten. Und ebenso gibt es keine allgemeinen Wahrheitskriterien, sondern die Überprüfung der Sätze sieht von Fall zu Fall ganz verschieden aus: um festzustellen, ob es regnet, muß man aus dem Fenster sehen, um festzustellen, ob ein Stoff Eisen enthält, muß man eine chemische Analyse durchführen, und um festzustellen, ob es unendlich viele Primzahlen gibt, muß man einen Beweis führen.⁸⁰ Die Wahrheitskriterien für den Satz A sind nichts anderes als die Gebrauchskriterien für A.

Daher gibt es auch das ursprünglich vielleicht gemeinte allgemeine Wahrheitsproblem nicht.

Ähnlich verhält es sich ja mit dem Verhältnis von Begriff und Gegenstand: Das Zutreffen eines Begriffs auf einen Gegenstand besteht nicht in der Geltung einer Erfüllungsbeziehung zwischen beiden, die für sich allgemein definierbar wäre, sondern der Begriff ist selbst prädikativ, er selbst trifft zu auf einen Gegenstand oder nicht. Daher reduziert sich auch die Frage nach der Natur der Erfüllungsbe-

⁸⁰ Daß es kein allgemeines Wahrheitskriterium gibt, betont auch Kant in der Kritik der reinen Vernunft, B83, wo er sagt: „Wenn Wahrheit in der Übereinstimmung einer Erkenntnis mit ihrem Gegenstande besteht, so muß dadurch dieser Gegenstand von anderen unterschieden werden: denn eine Erkenntnis ist falsch, wenn sie mit dem Gegenstande, worauf sie bezogen wird, nicht übereinstimmt, ob sie gleich etwas enthält, was wohl von anderen Gegenständen gelten könnte. Nun würde ein allgemeines Kriterium der Wahrheit dasjenige sein, welches von allen Erkenntnissen, ohne Unterschied ihrer Gegenstände gültig wäre. Es ist aber klar, daß, da man bei demselben von allem Inhalt der Erkenntnis (Beziehung auf ihr Objekt) abstrahiert, und Wahrheit gerade diesen Inhalt angeht, es ganz unmöglich und ungereimt sei, nach einem Merkmale der Wahrheit dieses Inhalts der Erkenntnisse zu fragen, und daß also ein hinreichendes, und doch zugleich allgemeines Kennzeichen der Wahrheit unmöglich angegeben werden könne.“

ziehung auf die Konvention: Der Gegenstand a erfüllt den Begriff F genau dann, wenn $F(a)$.⁸¹

2.2 Behavioristische Bedeutungstheorien

Wir haben oben die realistische Semiotik zuerst besprochen, weil sie den historisch ältesten Typ von Bedeutungstheorien darstellt und zugleich den Bezugspunkt, von dem alle anderen Theorien ausgehen. Sie alle haben sich aus einer Kritik am realistischen Ansatz herausgebildet, der auf den ersten Blick so überzeugend und natürlich erscheint.

Insbesondere sind es zwei Punkte, in denen sich alle im folgenden besprochenen semiotischen Theorien grundlegend vom Realismus unterscheiden: Die realistische Semantik geht, wie wir oben sahen, von der Idee aus, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in einer abbildenden Beziehung zu den Dingen besteht, die konventionell festgelegt ist und in deren Betrachtung man prinzipiell sowohl von der Beziehung der Ausdrücke zu Sprecher und Hörer abstrahieren kann, wie von den jeweiligen konkreten Situationen ihrer Verwendung. Diese Isolierung der Sprache von ihrem Gebrauchskontext und die Verabsolutierung ihrer abbildenden Funktion ist vor allem auf die deskriptive Bedeutung der behauptenden Rede zugeschnitten, die in der realistischen Semantik auch fast ausschließlich untersucht wird.

Die im folgenden referierten semiotischen Theorien – man könnte sie, wenn man einen einheitlichen Sammelnamen für diese im einzelnen sehr verschiedenartigen Theorien haben will, als pragmatische Theorien den realistischen gegenüberstellen, unter Bezugnahme auf die philosophische Richtung des Pragmatismus, die von Charles Peirce, William James und John Dewey begründet und zunächst von Peirce auch als eine semiotische Theorie verstanden wurde¹ – gehen dagegen von folgenden beiden Gedanken aus:

81 Die Erfüllungsrelation wurde von Tarski in [35] eingeführt. Zum prädikativen Charakter der Begriffe vgl. auch Frege [92b].

1 Auch „Pragmatismus“ ist ein Obertitel für recht verschiedenartige philosophische Bemühungen, so daß wir nicht zu große Gefahr laufen, daß unsere Bezeichnung von semiotischen Theorien als „pragmatisch“ bewirkt,

1) Das Sprechen ist eine menschliche Verhaltensweise, die in den Kontext des gesamten menschlichen Lebenszusammenhangs eingeordnet ist. Daher ist seine Funktion immer auf dem Hintergrund dieses Zusammenhangs zu analysieren. Der realistische Ansatz, nach dem die semantische Funktion, die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks, sich unabhängig vom Kontext seines Gebrauchs bestimmen läßt, ist daher falsch. Die Sprache wird in verschiedenen Handlungszusammenhängen verwendet, zu verschiedenen Zwecken, in verschiedenen Situationen. Daher kann man der Sprache nicht nur *eine* semantische Funktion zuschreiben, sondern es gibt ebensoviele semantische Funktionen wie Handlungskontexte, in denen Sprache gebraucht wird. Semantik läßt sich daher nicht unabhängig von der Pragmatik treiben. Gegenüber dem realistischen Ansatz, der sich von vornherein nur auf die behauptende Rede richtete, entdeckt so die pragmatische Semiotik die Vielfalt der Redetypen neu und will eine umfassendere Analyse sprachlichen Verhaltens unternehmen, die die Besonderheiten des Äußerungskontexts einbezieht.

2) Abstrakte Entitäten wie Begriffe und Propositionen und allgemein die Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke in realistischer Auffassung sind einer wissenschaftlichen, intersubjektiven, empirischen Beobachtung ebensowenig zugänglich wie psychische Vorstellungen und Intentionen, die in den psychologistischen semiotischen Theorien die Bedeutungen darstellen. Das einzige, was einer solchen Beobachtung zugänglich ist und wovon daher die wissenschaftliche Untersuchung der Sprache auszugehen hat, ist der Sprachgebrauch. Von ihm her muß man die Bedeutung bestimmen. In diesem Sinne wird man, wo immer sich zwei Ausdrücke in ihrem Gebrauch systematisch unterscheiden, auch einen Bedeutungsunterschied zwischen ihnen ansetzen müssen, wie man umgekehrt Bedeutungsunterschiede auch nur dort ansetzen kann, wo Unterschiede im Gebrauch vorliegen. Es besteht so eine eindeutige Zuordnung zwischen Bedeutung und Sprachgebrauch und es bedarf dann nur eines kleinen Schnitts mit dem Occamschen Messer, um die Annahme abstrakter Bedeutungsentitäten ganz aufzugeben und die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks mit seinem

daß ihre Autoren als Pragmatisten in irgendeinem speziellen Sinn angesehen werden.

Gebrauch zu identifizieren. In diesem Sinn sagt schon Peirce, der Begründer des Pragmatismus: "... there is no distinction of meaning so fine as to consist in anything but a possible difference of practice."²

Eine erste Gruppe innerhalb der von uns sogenannten pragmatischen Bedeutungstheorien bilden die *behavioristischen* Sprachtheorien. In ihnen wird die Identifizierung von Sprachgebrauch und Sprachbedeutung und der methodische Gesichtspunkt, daß die Sprachtheorie bei den intersubjektiv beobachtbaren Sprachphänomenen anzusetzen hat, in sehr radikaler Weise vollzogen. Dabei wird im Sinn des Behaviorismus das Phänomen des Sprechens als ein Verhaltensphänomen verstanden und der Sprachgebrauch als ein Sprachverhalten, das dann in den klassischen Verhaltensbegriffen Reiz, Reaktion usw. beschrieben wird.

Wir stellen den Behaviorismus im folgenden an den Ideen zweier seiner Hauptvertreter, Charles Morris und Burrhus F. Skinner vor.

2.2.1 Charles Morris

Wir wollen zunächst auf die Semiotik eingehen, die Charles Morris in seinem Buch "Signs, Language and Behavior" (1946) entwickelt hat. Morris legt seiner Theorie ein behavioristisches Begriffsgerüst zugrunde, in dem das Verhalten im Reiz-Reaktions-Schema beschrieben wird.

a) Zeichen

Morris geht von einem allgemeinen Zeichenbegriff aus, der sich nicht auf sprachliche Zeichen beschränkt, sondern nach dem z.B. auch ein Klingelzeichen, das der Fütterung eines Hundes regelmäßig vorausgeht, für diesen ein Zeichen für die Fütterung ist. Er bezieht sich auf ältere behavioristische Definitionen, nach denen ein Zeichen für a ein Ersatzreiz ist, der dieselbe Reaktion hervorruft, die a hervorrufen würde, wenn a gegenwärtig wäre. Das Klingelzeichen ist ein Standardbeispiel eines solchen Ersatzreizes für das Futter, der dieselbe Reaktion hervorruft wie dieses selbst (Pawlowsche Reaktion).

2 Ch. S. Peirce, Collected Papers V, ed. Ch. Hartshorne und P. Weiss, Cambridge/Mass. 1965, S. 257.

Diese Definition ist aber nicht brauchbar, da sprachliche Ausdrücke oder Zeichen nicht unmittelbare Reaktionen hervorrufen müssen (ein Zeichen, daß ein Alpenpaß gesperrt ist, den ich nicht befahren will, interessiert mich nicht und ruft also keine Reaktion bei mir hervor; will ich ihn aber befahren, so ist die Reaktion nicht unmittelbar, sondern tritt erst bei der nächsten Abbiegung ein, wo ich zu einem anderen Paß abzweigen kann). Ferner ruft ein Wort wie z.B. „Chef“ nicht die gleiche Reaktion hervor (Ziehen des Hutes) wie der anwesende Chef selbst, sondern evtl. ganz andere Reaktionen (man schimpft vielleicht über ihn, was man in seiner Anwesenheit unterließe). Angesichts dieser Definitionsmängel hat Morris eine komplexere definitionsartige Bedingung angesetzt, die etwa so lautet:

1) Ist Z ein vorbereitender Reiz, der in einem Organismus eine Disposition bewirkt, unter gewissen Bedingungen durch eine (zielgerichtete) Verhaltensweise eines Typs T zu reagieren, und ist a ein Reizobjekt, das (zielgerichtete) Verhaltensweisen vom Typ T hervorruft, so ist Z ein *Zeichen* für a.³

Dabei ist ein *vorbereitender Reiz* ein solcher, der Reaktionen auf spätere andere Reize beeinflusst.

Trotz dieser Modifikationen (vorbereitender Reiz, der allein noch nicht auslösend sein muß für eine Reaktion, Hervorrufung von Reaktionsdispositionen statt von Reaktionen, Ähnlichkeit anstelle von Gleichheit der Reaktionen auf Zeichen und Bezeichnetes, und Reaktion nicht auf das Zeichen allein, sondern Einschluß weiterer Reize der Umwelt) und Abschwächungen (die Bedingung (I) versteht Morris nur als hinreichende, nicht aber als notwendige Bedingung für Zeichen⁴) der ursprünglichen Definition ist dieser Ansatz noch ungenügend. Denn einmal wird durch diese Bedingung ein breites Spektrum von sprachlichen Zeichen nicht erfaßt (so rufen z.B. Erzählungen über vergangene Ereignisse, wie „Thutmosis I. starb 1510 v. Chr.“, im allgemeinen keine Disposition zu Reaktionen hervor, und Sätze, die der Hörer nicht für wahr hält, rufen in ihm ebenfalls keine Reaktionsdisposition hervor⁵). Ferner ist die Bedingung (I) auch als

3 Vgl. Morris [46], S. 10.

4 Vgl. Morris [46], S. 12.

5 Vgl. dazu auch Stenius [67], S. 261.

hinreichende Bedingung zu weit (eine Droge, die die Erregbarkeit steigert und so die Disposition schafft, z.B. auf eine abfällige Bemerkung hin („gewisse Bedingungen“) mit Gewalttätigkeit zu reagieren – eine ähnliche Reaktion also, wie sie sonst vielleicht ein körperlicher Angriff auslösen würde – wird man kaum als Zeichen für einen körperlichen Angriff ansprechen wollen). Und endlich sind die Definitionsbedingungen sehr vage formuliert (Wie versteht sich z.B. die Rede von der Ähnlichkeit der Reaktionen? Was sind weiterhin die „gewissen Bedingungen“? Es fehlt auch der Bezug auf die Subjekte, bei denen Reaktionen oder Dispositionen bewirkt werden: Sind es alle Menschen oder einige oder die meisten?⁶).

Ferner wird in der „Definition“ (I) nicht berücksichtigt, daß zumindest sprachliche Zeichen konventionell bedeuten, d.h. nicht allein kraft ihrer syntaktischen Natur gewisse Dispositionen hervorrufen, sondern kraft ihres durch Konventionen festgelegten Gebrauchs. Zeichen müssen verstanden werden, um eine Verhaltensdisposition zu bewirken. Wer ein sprachliches Zeichen nicht versteht, in dem wird es keine Disposition hervorrufen. D.h. als Organismen, in denen nach (I) eine Disposition hervorgerufen wird, sind nur solche Menschen zuzulassen, die das fragliche Zeichen verstehen. Ein Zeichen gilt nicht

6 Die „Definition“ (I) hat folgende Gestalt: „ $R(Z) \wedge D(Z, X, T, B) \wedge O(Y) \wedge B(Y, T, X) \supset S(Z, Y)$ “, wo „ $R(Z)$ “ steht für „Z ist ein vorbereitender Reiz“, „ $D(Z, X, T, B)$ “ für „Z bewirkt in X eine Disposition, sich unter der Bedingung B im Sinne von T zu verhalten“, „ $O(Y)$ “ für „Y ist ein Reizobjekt“, „ $B(Y, T, X)$ “ für „Y bewirkt in X eine Verhaltensweise vom Typ T“, und „ $S(Z, Y)$ “ für „Z ist ein Zeichen für Y“. Entweder ist das so zu verstehen, daß hier im Implikans noch Quantoren für T, B und X stehen (sonst kommen im „Definiens“ freie Variablen vor, die im „Definiendum“ nicht vorkommen) – dann ist aber offen, wie diese Quantoren zu setzen sind: verschiedene Quantorengruppierungen führen zu ganz verschiedenen Bedingungen – oder diese Variablen sollen tatsächlich frei sein – dann kann man (I) auch schreiben als „ $R(Z) \wedge \forall T B X (D(Z, X, T, B) \wedge O(Y) \wedge B(Y, T, X) \supset S(Z, Y))$ “, erhält also die absurde Konsequenz, daß jeder vorbereitende Reiz Z Zeichen für jedes Reizobjekt Y ist, das eine zielgerichtete Verhaltensweise T hervorruft, denn zu jedem Y gibt es ein T und ein B – nämlich die Bedingung, daß Y selbst anwesend ist –, so daß gilt $D(Z, X, T, B) \wedge O(Y) \wedge B(Y, T, X)$. Vermutlich soll es heißen: Es gibt ein T und ein (von Y und T abhängiges) B, so daß für alle X gilt Diese Deutung legen wir im folgenden zugrunde.

schlechthin, d.h. für alle Menschen, sondern nur für bestimmte Menschen. Der Begriff des Verstehens ist aber kein behavioristischer Begriff.

Außerdem ist zu beachten, daß unter gleichen Bedingungen verschiedene Hörer ganz verschieden auf das gleiche sprachliche Zeichen reagieren können. So nimmt z.B. X_1 die Nachricht, daß Frau N.N. gestorben sei, freudig auf (er schuldete ihr noch Geld), X_2 traurig (sie schuldete ihm noch Geld), X_3 hingegen berührt die Nachricht nicht, da er Frau N.N. nicht kannte. Diese Unterschiede lassen sich zur Not – obwohl das recht künstlich wäre – auf vorhandene Dispositionen von X_1 , X_2 und X_3 schieben (die „gewissen Bedingungen“), aber der Ansatz von Morris trifft dafür keine Vorsorge, da er die „gewissen Bedingungen“ im Sinne von Umweltbedingungen versteht.

Das Beispiel des Definitionsversuchs von Morris zeigt schon, wie außerordentlich schwierig es sein wird, den Zeichenbegriff behavioristisch zu definieren, da es sich um einen sehr allgemeinen, abstrakten Begriff handelt, der sich auf keinen verhaltensmäßig einheitlichen Typ von Reaktionen oder Reaktionsdispositionen bezieht.

Ausgehend von diesem Zeichenbegriff definiert dann Morris die *Interpretation* (*interpretant*) eines Zeichens als Verhaltensdisposition, die durch das Zeichen im Hörer hervorgerufen wird, seinen *Bezug* (*denotatum*) als ein Objekt, auf das sich die Handlung richtet, zu der der Hörer auf Grund des Zeichens disponiert ist, seine *Bedeutung* (*significatum*) als die Bedingungen, für die gilt, daß alles, was sie erfüllt, ein Bezug des Zeichens ist. So ist im Beispiel des Klingelzeichens zum Füttern des Hundes das Klingeln das Zeichen, die Disposition des Hundes, das Futter an einem bestimmten Platz zu suchen, die Interpretation, das Futter der Bezug, und die Bedingung, Freßbares an einem bestimmten Ort zu sein, die Bedeutung des Zeichens.⁷

Sprachliche Zeichen werden dann definiert als Zeichen, die im Kontext eines sozialen Verhaltens auftreten und die für Sprecher und Hörer die gleiche Bedeutung haben,⁸ und deren Kombinierbarkeit beschränkt ist, z.B. durch syntaktische Regeln der Sprache. Eine Sprache ist dann eine Menge solcher sprachlicher Zeichen.⁹

7 Vgl. Morris [46], S. 17.

8 Morris nennt solche Zeichen *consigns*, vgl. Morris [46], S. 33.

9 Vgl. Morris [46], S. 36.

Daß ein sprachliches Zeichen für X und Y die gleiche Bedeutung hat, setzt voraus, daß es in X und Y die gleichen Dispositionen zu zielgerichteten Handlungen hervorruft, denn gleiche Bedeutung setzt gleichen Bezug voraus (die gleiche Klasse von Bezugsobjekten), und gleicher Bezug setzt wiederum Dispositionen zu gleichgerichteten Handlungen voraus. Sagt aber X zu Y „Auf deinem Kopf sitzt eine Hornisse“, so kann von einer gleichen Disposition nicht die Rede sein, d.h. die Bedingung ist für sprachliche Ausdrücke viel zu eng. Ferner wären einzelne Worte wie „rot“ oder „Zugspitze“ danach keine sprachlichen Zeichen, weil sie – außerhalb eines Satzkontextes – für sich keine bestimmte Verhaltensdisposition hervorrufen. Sätze andererseits rufen nicht ähnliche Verhaltensdispositionen hervor wie Reizobjekte, sondern höchstens solche wie Reizsituationen.

b) *Ausdruckstypen*

Morris versucht dann, gewisse Grundtypen von Ausdrücken behavioristisch zu definieren, nämlich *identifizierende* Ausdrücke wie z.B. „hier“, „an dem und dem Ort“, „zu der und der Zeit“, *deskriptive*, wie „blau“, „warm“, „hart“, *wertende (appraisive)*, wie „gut“, „schlecht“ und *präskriptive* Ausdrücke, wie „soll“. Schon gegen diese Absicht ist einzuwenden, daß die Wörter nicht entweder deskriptiv oder wertend etc. gebraucht werden, sondern in verschiedenen Kontexten verschiedenen Charakter haben können und in demselben Kontext zugleich deskriptiv und wertend sein können.

Diese Klassifikation soll nun behavioristisch auf Grund der Art und Weise erfolgen, wie diese Ausdrücke bezeichnen (*signify*), d.h. welche Arten von Dispositionen sie im Hörer hervorrufen. Richtet sich die hervorgerufene Disposition darauf, die Reaktionen auf gewisse Raum-Zeitstellen zu konzentrieren, so liegt ein *Identifikator* vor, richtet sich die Disposition darauf, das Verhalten auf Dinge einer gewissen Beschaffenheit zu richten, so liegt ein *Deskriptor* vor, richtet sich die Disposition darauf, gewisse Objekte vorzuziehen, so liegt ein *Valuator (appraisor)* vor, und richtet sich die Disposition darauf, gewisse Verhaltensweisen vorzuziehen, so liegt ein *Präskriptor* vor.¹⁰

Diese Definitionen sind nun aber offenbar viel zu primitiv, denn der

10 Vgl. Morris [46], S. 66.

Ausdruck „am 4.11.1940“ bewirkt noch keine Disposition in mir, Reaktionen auf den 4.11.1940 zu richten – wie würde ich das auch machen?! Und wenn ein Banause sagt: „Dieses Bild ist schön“, – so ziehe ich es deswegen einem anderen noch nicht vor, und ebenso bewirkt die Äußerung eines Bettlers „Leihen Sie mir bitte 100,- DM“ noch nicht, daß ich diese Handlung vollziehe oder eine Disposition dazu habe.

c) Redetypen

Morris hat auch versucht, die Unterschiede der verschiedenen Redetypen in seinen behavioristischen Begriffen zu charakterisieren und eine Klassifikation der Redetypen anzugeben. Er wählt seine Einteilung nach den Bezeichnungsarten (*modes of signifying*), d.h. nach dem Haupttyp von Ausdrücken in der Rede, und nach dem Zweck der Rede (vom Sprecher her) und erhält so folgendes Schema:¹¹

Bezeichnungsart	Informativ	Wertend	Evokativ (incitive)	Systematisch (systematic)
Designativ (vorwiegend Deskriptoren)	Wissenschaft- liche Sprache	Erzählend (Fictive)	Juristisch	Kosmolo- gisch
Wertend (Valuatoren)	Mystisch	Poetisch	Moralisch	Kritisch
Präskriptiv (Präskriptoren)	Technologisch	Politisch	Religiös	Propagan- distisch
Formativ (Formatoren)	Logisch- Mathematisch	Rhetorisch	Grammati- kalisch	Meta- physisch

Dabei sind *Formatoren* Formausdrücke wie z.B. logische Operatoren, Interpunktionszeichen etc.¹², und der systematische Gebrauch ist ein Gebrauch zur Systematisierung eines Wissens oder einer Menge von Aussagen. Morris sagt: der systematische Zeichengebrauch ist ein Gebrauch mit der Absicht, das Verhalten zu systematisieren, das

¹¹ Vgl. Morris [46], S. 125.

¹² Vgl. Morris [46], S. 87.

andere Zeichen hervorrufen.¹³ Da diese beiden Begriffe aber ganz vage bleiben, wollen wir von der letzten Spalte und Zeile der Tabelle absehen.

Die in den einzelnen Sparten aufgeführten Redetypen sollen nicht durch diese Klassifikation definiert werden, sondern nur Illustrationen der Klassifikationstypen bilden. Das sieht dann etwa so aus:

Eine *Erzählung* (*fiction*) ist in deskriptiver Sprache abgefaßt, dient aber nicht der Information über Tatsachen, sondern der Bewertung, wie z.B. in einem sozialen Anklageroman.

Ein *Gedicht* ist in bewertender Sprache abgefaßt und dient wertenden Zwecken, wie z.B. Schillers „An die Freude“.

Im *Mythos* wird zum Zwecke der Information eine Geschichte in wertender Sprache erzählt, wie z.B. in der Erzählung, daß Buddha in einer seiner früheren Inkarnationen ein Hase war, der sich einem hungernden Mönch zum Essen anbot und bevor er ins Feuer hüpfte, sich schüttelte, damit kein Insekt in seinen Haaren getötet würde¹⁴, usw.

Es ist offensichtlich, daß die Charakterisierung von konkreten Redetypen durch diese Klassifizierung viel zu grob ist. Man kann die Klassifizierung nur im Sinne eines Hinweises verstehen, wie man Redetypen vom behavioristischen Standpunkt aus definieren könnte.

Bei der Einschätzung des Buches von Morris muß man beachten, daß Morris sich selbst sehr wohl bewußt war, daß er eher ein Programm geliefert hat als eine wissenschaftliche Theorie. Er schreibt „Our account bristles with problems, it sketches a program more than it records an achievement“.¹⁵ Soweit wir das nicht schon oben getan haben, wollen wir hier also nicht Kritik am Detail üben – denn das Detail ließe sich modifizieren – wir wollen auch nicht daran Kritik üben, daß Morris bei seinen Analysen auch Begriffe benützt, die dem behavioristischen Vokabular nicht angehören wie z.B. „wertende“, „anregende Absicht“, „Bewertung“, „Vorschrift“, usw.¹⁶, sondern wir wollen nur auf das Grundsätzliche eingehen.

13 Vgl. Morris [46], S. 104.

14 Dieses Beispiel gibt Morris in [46], S. 134 f.

15 Morris [46], S. 246.

16 Es ist recht fraglich und bisher jedenfalls eine durchaus unbewiesene These, daß es gelingen wird, diese Terme in Verhaltensterme zu übersetzen.

Wenn die Definitionen von Morris die Grundlage seiner Semiotik legen und zeigen sollten, daß die semantischen Grundbegriffe sich auf behavioristischer Grundlage befriedigend definieren lassen,¹⁷ so kann dieser Plan nicht als gelungen bezeichnet werden. Die Definitionen können vielmehr eher als Illustrationen dafür dienen, wieweit in dieser Theorie Programm und Durchführung auseinanderklaffen. Wie bei der behavioristischen Definition psychologischer Begriffe bleibt es zunächst bei allgemeinen Absichtserklärungen. Die Definitionen geben gerade in ihrem völligen Ungenügen einen Eindruck von den ungeheuren Schwierigkeiten, denen eine Durchführung dieses Programms begegnet. Sicher ist für den Hörer ein Zeichen ein Reiz – der Laut oder das Zeichen ist ein akustischer oder optischer Reiz – sonst würde ja das Zeichen nicht wahrgenommen. Und sicher läßt sich das Zeichenverständnis als Verhaltensdisposition beschreiben, und sei es nur als Disposition, auf eine entsprechende Frage eine passende Antwort zu geben. Aber die Art und Weise des Zusammenhangs von Reiz und Disposition ist so komplex – schon wegen der von Morris gar nicht berücksichtigten Vielfalt der Parameter, die das Sprachverhalten bestimmen und die sich auf das Einzelsubjekt beziehen – und die Dispositionen sind so vielgestaltig, daß eine Beschreibung der semantischen Funktion sprachlicher Ausdrücke in diesen Begriffen, zumindest heute noch, eine überaus – fast möchte man sagen: eine hoffnungslos – komplizierte Angelegenheit ist. Es fehlen jegliche Ansätze, um semantische Kategorien (Eigenname, Prädikat, Satz) zu charakterisieren, Phänomene wie die indirekte Rede zu analysieren etc. Insofern ist das behavioristische Begriffsgerüst zur Analyse konkreter, selbst einfacher und grundlegender sprachtheoretischer Tatbestände völlig unbrauchbar.

Ferner ist es sicher möglich, das Sprechen als ein konkretes Verhalten zu untersuchen, zu fragen: wie reagiert ein Hörer auf Reize durch gewisse Sprachlaute, wie verwendet er sie usw. Und es ist durchaus möglich, daß diese Untersuchungen interessante Ergebnisse zeitigen. Es ist aber die Frage, ob solche Untersuchungen für die sprachphilosophischen Problemstellungen, wie sie uns hier beschäftigen, relevant sind.

17 Vgl. Morris [46], S. 60.

Dazu ein Beispiel: Auch der Mathematiker gebraucht Zeichen und man kann nach seinem Verhalten beim Gebrauch dieser Zeichen fragen, kann untersuchen, auf welche Reize er mit welchen mathematischen Zeichen reagiert usw. Aber all das ist für die Mathematik selbst völlig irrelevant. Für die Arithmetik ist die Aussage, daß man oft auf das Zeichen „ $2 + 2$ “ mit dem Zeichen „4“ reagiert, oder ähnliches, gänzlich unerheblich. Der Mathematiker interessiert sich nicht für das Verhalten der Mathematiker, sondern für mathematische Begriffe und Operationen. Über diese geben behavioristische Analysen aber keinen Aufschluß. Der behavioristische Versuch, sich dem Phänomen Sprache zu nähern, gleicht dem Versuch, Mathematik zu verstehen, indem man das Verhalten der Mathematiker beobachtet.

Weiterhin ist die behavioristische Sprachtheorie auch aus dem Grund verfehlt, daß sie versucht, das Phänomen Sprache als ein naturwissenschaftliches Phänomen in den Griff zu bekommen. Wenn ein Behaviorist über die Sprache spricht, so versteht aber weder er selbst noch sein Auditorium das als einen Naturprozeß von der Art, wie er ihn beschreibt: als ein Reagieren auf Reize oder als Produktion von Ersatzreizen. So verstanden blieben seine Äußerungen wissenschaftlich völlig irrelevant, ebenso wie sein Gähnen und Räuspern oder sein Imponiergehabe.¹⁸ Tatsächlich ist jedoch das Sprechen des Behavioristen von ganz anderer Art als die Sprache, über die er spricht; dieses Sprechen bleibt aber außerhalb des Horizonts seiner Untersuchungen. Sprachphilosophisch ist aber nicht die Frage relevant, wie sich das Sprachverhalten anderer naturwissenschaftlich beschreiben läßt, sondern die Frage: Was tun wir, wenn wir über etwas sprechen, wenn wir z.B. Aussagen machen mit dem Anspruch, sie seien wahr?¹⁹

2.2.2 B.F.Skinner

Um das Bild der behavioristischen Semantik abzurunden, wollen wir noch kurz auf das Buch „Verbal Behavior“ [57] von B.F.Skinner

¹⁸ Vgl. dazu auch Russell [40], S. 14.

¹⁹ Dieser Unterschied zwischen einer objektivierenden naturwissenschaftlichen Einstellung und einer auf subjektive Vollzüge reflektierenden Frage-

hinweisen, das in der neueren Diskussion der Sprachphilosophie eine wichtige Rolle spielt. Skinner, der vor allem auf dem Gebiet der tierischen Verhaltensforschung gearbeitet hat, versucht in diesem Buch, den Begriffsapparat der experimentellen Verhaltensforschung auf das Phänomen der Sprache anzuwenden. Er glaubt, daß die neueren Fortschritte im Bereich der Verhaltensforschung einen solchen Versuch als aussichtsreich erscheinen lassen.²⁰

Skinner's Arbeit ist ausführlich von N. Chomsky in [59b] besprochen worden, und wir werden uns im folgenden vielfach auf diese ausgezeichnete Kritik beziehen.²¹

Skinner geht aus vom Modell einfacher Verhaltensexperimente. Ein Experiment ist das oben bereits betrachtete, daß ein Hund lernt, auf ein Klingelzeichen hin (Reiz) an einer bestimmten Stelle Futter zu suchen (Reaktion). Hier handelt es sich um *bedingte Reaktionen*, die durch bestimmte Reize hervorgerufen werden, und solche Reaktionstypen hat Morris im Auge, wenn er das sprachliche Verhalten behavioristisch analysieren will. Ein Experiment eines anderen Typs besteht darin, daß man eine Ratte in einen Käfig setzt, in dem sich ein Hebel befindet, den die Ratte betätigen kann. Wenn nun auf einen Hebeldruck hin eine Futterkapsel in den Käfig fällt, so lernt die Ratte, sich durch Betätigung des Hebels Futter zu verschaffen, wenn sie

stellung soll im erkenntnistheoretischen Rahmen an anderer Stelle ausführlicher begründet und diskutiert werden.

20 Skinner schreibt ([57], S. 3): „It would be foolish to underestimate the difficulty of the subject matter, but recent advances in the analysis of behavior permit us to approach it with a certain optimism. New experimental techniques and fresh formulations have revealed a new level of order and precision. The basic processes and relations which give verbal behavior its special characteristics are now fairly well understood. Much of the experimental work responsible for this advance has been carried out on other species, but the results have proved to be surprisingly free of species restrictions. Recent works have shown that the methods can be extended to human behavior without serious modification.“ Andere Verhaltensforscher teilen diesen Optimismus nicht. So meint z.B. N. Tinbergen: „We may now draw the conclusion, that the causation of behavior is immensely more complex than was assumed in the generalisations of the past Second, it will be obvious that the facts at our disposal are very fragmentary indeed“ ([51], S. 74, zitiert in Chomsky [59b]).

21 Zur Kritik an Skinner vgl. auch Hörmann [67], S. 214 ff.

hungrig ist. Hier handelt es sich nicht um ein durch einen Reiz hervorgerufenen Verhalten, sondern um ein *instrumentelles* Verhalten, und Skinner faßt das Sprachverhalten im Gegensatz zu Morris eher als ein solches instrumentelles Verhalten auf. Man kann ferner auch eine Lampe im Käfig anbringen und die Anordnung so treffen, daß auf einen Hebeldruck hin nur dann eine Kapsel in den Käfig fällt, wenn die Lampe leuchtet. Dann lernt die Ratte, nur bei leuchtender Lampe den Hebel zu drücken.

Bei solchen Versuchsanordnungen einfacher Art läßt sich das Verhalten der Ratte durch experimentell bestimmbare Parameter steuern und läßt sich so als Funktion dieser Parameter beschreiben. Skinners Absicht ist, das Sprachverhalten in ähnlicher Weise zu analysieren als Funktion von beobachtbaren Parametern. Da das Sprachverhalten aber nun kein durch einfache experimentelle Bedingungen gesteuertes Verhalten ist, erhebt sich die Frage, welche Verhaltensparameter hier in Ansatz zu bringen sind, was hier als Reiz zählt und was als reaktives oder instrumentelles Verhalten.

Allgemein soll ein *Reiz* ein physisches Objekt oder Ereignis sein, das gewisse Reaktionen regelmäßig hervorruft. Eine *Reaktion* ist umgekehrt ein Verhalten, das regelmäßig auf bestimmte Reize folgt.

Hier liegt bereits die erste grundsätzliche Schwierigkeit des behavioristischen Begriffsapparats: Definiert man Reiz und Reaktion unabhängig voneinander, läßt also als Reiz alles zu, was Reaktionen auslösen kann – also praktisch alle für das Lebewesen wahrnehmbaren Objekte und Ereignisse – und als Reaktion alle Verhaltensweisen, so läßt sich nach den experimentellen Befunden im allgemeinen keine funktionale Analyse des Verhaltens im Reiz-Reaktions-Schema geben, bei der das Verhalten als gesetzmäßige Funktion von äußeren Bedingungen bestimmt wird. Der Zusammenhang zwischen dem Verhalten und äußeren Bedingungen ist im allgemeinen viel zu komplex und entzieht sich bisher einer adäquaten Beschreibung. Definiert man Reiz und Reaktion dagegen, wie oben, über ihren gesetzmäßigen Zusammenhang, so erklärt man, wenn man Reaktionen durch Reize erklärt, Reaktionen im Effekt durch sich selbst, denn ein Reiz ist eben nur ein solcher, wenn die Reaktion auf ihn folgt. Anders ausgedrückt: Nur für die einfachsten Fälle, in denen ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen Reiz und Reaktionsphänomen bereits aufgewiesen ist

oder vermutet wird, kann man eine spezielle, nicht triviale Bestimmung von Reiz und Reaktion angeben. So kann man z.B. in der einfachen geschilderten experimentellen Anordnung das Aufleuchten der Lampe als Reiz bestimmen und das Drücken des Hebels als Reaktion. Aber das gilt eben nur für dieses Experiment: allgemein ist nicht jedes Aufleuchten einer Lampe ein Reiz und nicht jeder Hebeldruck eine Reaktion.

Neben den Grundbegriffen Reiz und Reaktion verwendet Skinner in seinem Buch aber auch andere Verhaltensbegriffe, insbesondere sogenannte Operanten. Das sind Verhaltensweisen, für die sich kein direkt auslösender Reiz beobachten läßt. Ein Operant ist z.B. das Drücken des Hebels ohne Aufleuchten der Lampe, also ein instrumentelles Verhalten. Wenn der Hebeldruck eine Futterlieferung zur Folge hat, so wird damit der Operant *verstärkt* (reinforced). Die *Stärke* eines Operanten läßt sich definieren durch die Zahl der Handlungen (Hebeldrücke) in der Zeit der *Extinktion*, d.h. von der letzten Verstärkung bis zum Aufhören der Handlung. Wenn immer dann, wenn das Licht im Käfig aufleuchtet, das Pressen des Hebels Futter liefert, und die Ratte so lernt, den Hebel zu drücken, wenn das Licht leuchtet, so dient das Leuchten des Lichts als *sekundärer Verstärker* des Operanten Hebeldruck.

Skinner will nun diese und ähnliche Verhaltensbegriffe auf das Sprachverhalten anwenden. Dabei ergibt sich wieder die Schwierigkeit, daß diese Begriffe nur für einfache experimentelle Anordnungen definiert sind: Was z.B. die Stärke eines Operanten im allgemeinen ist, bleibt völlig offen. Wenn man etwa Sprachhandlungen als Operanten beschreiben will, was ist dann die Stärke dieser Operanten? Was ist hier die Zeit der Extinktion? Skinner verallgemeinert den Gebrauch dieser Terme ohne nähere Erläuterung. Die Terme haben zwar dann noch einen wissenschaftlichen Klang, sie sind aber keine wohlbestimmten und präzisen wissenschaftlichen Terme mehr. Chomsky hat in [59b] denn auch gezeigt, daß Skinners Analysen bei Zugrundelegung des engen wohlbestimmten Gebrauchs dieser Terme aus der Verhaltensforschung fast keinen relevanten Aspekt des Sprachverhaltens erfassen, daß sie aber bei einem metaphorisch verallgemeinerten Gebrauch unklar sind und ihre Verwendung jedenfalls keinen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet.²²

22 Vgl. Chomsky [59b], S. 31.

Darüber hinaus sind bei Skinner viele Analysen und Definitionen einfach inadäquat. Wenn, um ein Skinnersches Beispiel zu nehmen, eine Sonate gespielt wird und ein Hörer sagt „Mozart“, so soll die Musik der Reiz sein und das Wort „Mozart“ die sprachliche Reaktion, die durch diesen Reiz hervorgerufen wird. Ebenso könnte der Hörer sagen „Scheußlich“, „Schön“, „Das hat meine Großmutter immer gerne gehört“, usw. Um eine spezifische Reaktion zu erklären, muß Skinner also einen spezifischen Reiz annehmen, der in allen genannten Fällen der Reaktion verschieden ist. Aber welcher objektive Reiz entspricht z.B. der letztgenannten Antwort? Hier werden offenbar subjektive Faktoren für den Reiz bestimmend, d.h. die Reize verlieren ihre externe, physikalische Natur. Außerdem können wir die Reize nur über die Reaktion identifizieren, wir können also nicht Reaktionen durch Reize erklären oder voraussagen, und damit wird diese Analyse wertlos.

Nach Skinner ist weiterhin z.B. ein Eigenname eine Reaktion auf eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Ding²³, aber Eigennamen werden auch gebraucht in Abwesenheit des Objekts, das sie bezeichnen, ja sogar, wenn der Sprecher dies Objekt noch nie wahrgenommen hat. Wo ist hier also der Reiz? Und wenn gesagt wird, daß für den Sprecher der Bezug eines Ausdrucks (den Skinner mit der Bedeutung gleichsetzt) nichts anderes sei als die Wahrscheinlichkeit, daß der Sprecher den Namen in Anwesenheit des zugehörigen Reizes äußert²⁴, so ist das ebenfalls inadäquat. Die Wahrscheinlichkeit, daß ich das Wort „Munich“ gebrauche, während ich in München bin, ist eher geringer, als wenn ich z.B. in Amerika bin.

Über die allgemeinen Verhaltensterme hinaus verwendet Skinner in [57] auch spezielle Terme für das Sprachverhalten. „Sprachverhalten“ ist nach ihm²⁵ ein Verhalten, das durch Vermittlung anderer Personen verstärkt wird. Diese Bestimmung ist aber offenbar viel zu weit, da sonst z.B. auch die Dressurleistung eines Affen ein Sprachverhalten wäre.²⁶ Außerdem ist die Definition auch viel zu vage, als daß

23 Vgl. Skinner [57], S. 113.

24 Vgl. Skinner [57], S. 115.

25 Vgl. Skinner [57], S. 2.

26 Vgl. dazu Skinner [57], S. 108, Anmerkung 11. („The animal and the experimenter comprise a small but genuine verbal community”).

sich damit etwas anfangen ließe.

Darüber hinaus finden sich bei Skinner noch weitere spezifisch sprachliche Verhaltensterme wie "Mands", "Tacts"²⁷, "Echoic" und "Autoclitic Operants" und dergleichen, die alle nicht wohldefiniert sind und die – soweit man das feststellen kann – auch immer wieder abweichend von ihrer Definition gebraucht werden. Chomsky sagt also zu Recht, Skinners Vorgehen sei "just a kind of play'acting at science"²⁸: Es wird nur eine bombastische pseudowissenschaftliche Terminologie eingeführt, die für relevante Unterscheidungen, Beschreibungen und Erklärungen nichts leistet.

Endlich hat K.S.Lashley in [51] hervorgehoben, daß die behavioristischen Ansätze zur Sprachtheorie den grammatikalischen Phänomenen in keiner Weise gerecht werden: Sätze sind keine Folgen von Wörtern, denen jeweils eigene Reize zugeordnet sind. Bisher fehlt aber jeder brauchbare Ansatz, die grammatikalischen Strukturen behavioristisch zu deuten.²⁹ Und so läßt sich letztlich bisher keine einzige relevante sprachtheoretische Unterscheidung in den behavioristischen Begriffen adäquat ausdrücken. Wir können also im folgenden von den sprachphilosophischen Versuchen des Behaviorismus guten Gewissens völlig absehen.

27 Skinner definiert: "A "mand", then, may be defined as a verbal operant in which response is reinforced by a characteristic consequence and is therefore under the functional control of relevant conditions of deprivation or aversive stimulations" ([57], S. 35 f.). Und: "A tact may be defined as a verbal operant in which a response of given form is evoked (or at least strengthened) by a particular object or event or property of an object or event." ([57], S. 81 f.). Mands sollen so etwas wie imperative (evokative) Ausdrücke sein, tacts so etwas wie deskriptive Ausdrücke, aber aus den „Definitionen“ läßt sich das nicht entnehmen. Die sind derart vage, daß man sie nur als hilflose Appelle an den guten Willen des Lesers werten kann.

28 Chomsky [59b], S. 39.

29 Das völlige Ungenügen des behavioristischen Begriffsapparats für die Charakterisierung grammatischer Strukturen illustrieren insbesondere auch die Kapitel 12 und 13 in Skinner [57].

2.3 Die Sprachphilosophie Quines

Die wichtigsten Gedanken Quines zur Semiotik sind in seinen Büchern "From a Logical Point of View" [64a], "Word and Object" [60], "The Ways of Paradox" [66] und "Ontological Relativity" [69a] enthalten.¹

Der pragmatische Ansatz Quines wird schon in der Einleitung zu seinem sprachphilosophischen Hauptwerk [60] deutlich, wenn er schreibt: "Language is a social art. In acquiring it we have to depend entirely on intersubjectively available cues as to what to say and when. Hence there is no justification for collating linguistic meanings, unless in terms of men's dispositions to respond overtly to socially observable stimulations".² Diese Sätze rücken Quine sogar in die Nähe des linguistischen Behaviorismus. Es läßt sich aber nicht übersehen, daß Quine sich von den Vertretern des Behaviorismus, von denen wir in 2.2 gesprochen haben, dadurch vorteilhaft abhebt, daß seine Ideen wesentlich detaillierter, präziser und fundierter sind. Das wird dadurch möglich, daß er über den, wie wir sahen, viel zu engen behavioristischen Rahmen der Sprachanalyse beträchtlich hinausgeht.

Tatsächlich bleibt der behavioristische Ansatz, der sich in dem obigen Zitat ausdrückt, bei Quine nur ein Programm, dem keine Durchführung folgt: Quine versucht fast nirgends, semiotische Unterscheidungen durch rein behavioristische Begriffe darzustellen. Es ist ja auch das „Hence“ im obigen Zitat ein *non sequitur*, denn die Annahme nicht behavioristisch definierter Bedeutungen ist dann gerechtfertigt, wenn sich mit ihnen die Funktion der Sprache und das sprachliche Verhalten besser verstehen und analysieren läßt.

N. Chomsky hat in [68] unter Bezugnahme auf Quines Formulierung insbesondere gezeigt, daß die sprachlichen Reaktionsdispositionen von Individuum zu Individuum ganz verschieden sind (sie hängen ab von Stimmungen, Kenntnissen, Bildung, Wahrnehmungsfähigkeit usw.), so daß sie als (intersubjektive) Bedeutungen nicht in Frage

1 Gute Besprechungen von Quines semantischen Gedanken sind z. B. Harman [67] und [68].

2 Quine [60], S. IX.

kommen. Die Wahrscheinlichkeiten für eine bestimmte sprachliche Reaktion, die solche Dispositionen bestimmen, liegen ferner wegen der Fülle sprachlicher Formulierungsmöglichkeiten für alle Ausdrücke nahe bei 0.³ Von den behavioristisch-programmatischen Äußerungen Quines können wir daher absehen.

Wir wollen im folgenden aus den Aussagen Quines zur Sprachphilosophie drei Themenkreise herausgreifen, die von besonderem systematischem Interesse sind.⁴

2.3.1 Quines Eliminierung der Bedeutungen

Quine unterscheidet innerhalb der Semiotik zwei Theorien: eine Theorie des *Bezugs* sprachlicher Ausdrücke (*theory of reference*) und eine Theorie ihrer Bedeutungen (*theory of meaning*).⁵ Während nun die Theorie des Bezugs nach Quine, dank der Arbeiten Tarskis,⁶ eine im wesentlichen gesunde wissenschaftliche Disziplin ist, krankt die Bedeutungstheorie daran, daß schon ihre Grundbegriffe unklar und ihre Grundannahmen zweifelhaft sind. Ohne noch die pragmatische Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch vorauszusetzen, will Quine zunächst zeigen, daß die Annahme von Bedeutungen im Sinne der realistischen Semantik nicht gerechtfertigt ist.

Für die Diskussion dieser These beschränken wir uns zunächst auf die realistischen Satzbedeutungen, die Propositionen, da die Argumente für Begriffe ganz analog lauten.

Quines Behauptung geht dahin, daß 1. die Annahme von Propositionen überflüssig ist, daß 2. darüber hinaus auch eine einwandfreie Definition von Propositionen nicht möglich ist, und daß 3. die Annahme von Propositionen als Satzbedeutungen eine Verabsolutie-

3 Quine ist in seiner Antwort auf die Kritik Chomskys in Synthese 19 (1968/69), S. 274–283 charakteristischerweise auf diese Punkte nicht eingegangen.

4 Die Ausführungen Quines zur logischen Analyse der Sprache (vgl. z. B. [60], Kap. III–V) decken sich in vielen Punkten mit dem Programm der logischen Grammatik. Vgl. dazu den Abschnitt 3.2.

5 Vgl. Quine [64c].

6 Vgl. z. B. Tarski [35] und [44].

rung der Bedeutungen beinhalten würde, für die jede empirische Grundlage fehlt.

Wir wollen auf diese drei Behauptungen nun näher eingehen:

1) Nach Quine lautet das am häufigsten vorgebrachte Argument für die Annahme von Satzbedeutungen etwa so: Wir unterscheiden bedeutungsvolle und bedeutungslose Sätze, das Prädikat „bedeutungsvoll“ hat also offenbar einen wohlbestimmten Inhalt. Ein Satz kann aber nur dann bedeutungsvoll sein, wenn es etwas gibt, das er bedeutet, denn „bedeuten“ ist ein transitives Verbum. Wenn jemand behauptet, ein Satz A sei bedeutungsvoll, so muß er auch angeben können, was A bedeutet. Gäbe es keine Satzbedeutungen, so gäbe es auch keine bedeutungsvollen Sätze.⁷

Quine macht dagegen geltend, daß man das Prädikat „x ist bedeutungsvoll“ – symbolisch $S(x)$ – keineswegs im Sinne von $\forall y B(x,y)$ auffassen muß – wo $B(x,y)$ für „x bedeutet y“ steht – sondern, daß man dieses Prädikat als Grundprädikat ansehen kann. Es gibt ja manche sprachlichen Ausdrücke, deren grammatikalische Verwendung ihrer logisch-semanticen Funktion nicht entspricht.⁸ Außerdem antworten wir auf die Frage nach der Bedeutung eines Satzes ja auch nicht mit dem Aufweis einer Proposition, sondern mit der Angabe eines synonymen Satzes (der in einer anderen Sprache oder in einfacheren oder präziseren Wendungen etc. formuliert ist). Man braucht also keine Satzbedeutungen anzunehmen, es genügt, die beiden Begriffe „bedeutungsvoll“ und „synonym“ – symbolisch $G(x,y)$ – zu verwenden.⁹

7 Vgl. hierzu Quine [60], § 43, S. 206 f. – Eine solche Argumentation findet sich z. B. in Grice [56], S. 146.

8 Quine bringt Beispiele wie den Ausdruck „nichts“, der in dem Satz „Seine Brieftasche enthielt nichts“ wie ein Eigennamen verwendet wird, obwohl er einen Quantor ($\neg \forall x$) darstellt, und den Ausdruck „sake“, der in „for the sake of“ wie ein selbständiges Nomen gebraucht wird, obwohl er keine selbständige Bedeutung hat. – Während allerdings „for the sake of“ ein völlig idiomatisierter Ausdruck ist, gilt das für „bedeutungsvoll“ nicht: Dieses Kompositum ist regelmäßig aus für sich interpretierten Komponenten gebildet.

9 Man kann auch allein mit dem Grundprädikat $G(x,y)$ auskommen, denn da das Feld von $G(x,y)$ nur bedeutungsvolle Sätze enthält und jeder Satz mit sich selbst synonym ist, kann man definieren: $S(x) := G(x,x)$.

Die Bedeutung des Quineschen Vorschlags liegt darin, daß der Bereich der dubiosen Propositionen hier eliminiert wird: Der Anwendungsbereich der beiden Grundprädikate $S(x)$ und $G(x,y)$ sind Sätze, also konkrete sprachliche Ausdrücke, während der Nachbereich von $B(x,y)$ die Gesamtheit der Propositionen war.

Während man $S(x)$ und $G(x,y)$ durch $B(x,y)$ definieren kann ($S(x) := \forall y B(x,y)$ und $G(x,y) := \forall z (B(x,z) \wedge B(y,z))$), kann man wegen der Verschiedenheit der Definitionsbereiche $B(x,y)$ nicht durch $S(x)$ und $G(x,y)$ definieren. Die Klassen synonymen Sätze sind aber den Satzbedeutungen im realistischen Sinn eindeutig zugeordnet, und daher kann man die Satzbedeutungen nun als solche Klassen ansehen, bzw. darstellen und kann eine $B(x,y)$ entsprechende Relation $B^*(x,y)$ definieren durch $B^*(x,y) := y = \lambda z G(x,z)$.

Bei dieser Rekonstruktion der Satzbedeutungen erscheinen diese nun nicht mehr im realistischen Sinn als sprachunabhängig, sondern im pragmatischen Sinn als erst mithilfe von sprachlichen Ausdrücken bestimmbar.

Das Problem der Satzbedeutungen ist damit freilich nicht restlos eliminiert, denn es bleibt die Frage, wie die Relation der Synonymität, die wir üblicherweise als Gleichheit von Bedeutungen verstehen, als eine Grundrelation intuitiv ohne Rekursion auf Bedeutungen zu erklären ist.

Im pragmatischen Sinn kann man diese Frage aber so beantworten, daß man sagt: synonym sind solche Sätze, die in gleicher Weise (zu den gleichen Zwecken, in den gleichen Situationen) gebraucht werden, die also in allen Kontexten durcheinander ersetzbar sind. Das ist freilich nur eine vorläufige Antwort, weil der Begriff des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke selbst noch mancher Klärungen bedarf, aber darauf wollen wir erst im Abschnitt 2.4.3 eingehen.

Ein weiteres Argument für die Annahme von Propositionen bilden die indirekten Kontexte, wie z.B. „X sagt (wünscht, behauptet, weiß, glaubt, will usw.), daß . . .“ und „X fragt (bezweifelt, untersucht usw.), ob“. Diese Kontexte werden in der realistischen Semantik, wie wir sahen, so aufgefaßt, daß hier eine Relation zwischen einer Person und einer Proposition vorliegt, denn von Sätzen, von Äußerungen von X ist hier offensichtlich nicht die Rede: Wenn X sagt, daß es regnet, so folgt daraus nicht, daß X sagt: „Es regnet“, er kann z.B. auch sagen „It is raining“.

Man kann diese Kontexte aber so auffassen, daß sie eine Aussage über einen Satz machen, die invariant ist in ihrem Wahrheitswert (wie in ihrem Inhalt) gegenüber Ersetzungen dieses Satzes durch synonyme andere.¹⁰ Um das explizit deutlich zu machen, kann man z.B. in dem Satz „Fritz sagt, daß er in München war“ das Prädikat „sagen, daß . . .“ durch ein Prädikat „sagen*“ . . .“ ersetzen, das erklärt ist durch: x sagt* „A“ genau dann, wenn x sagt, daß A.¹¹ Dann gilt für „sagen*“ im Gegensatz zu „sagen“: A synonym $B \supset (x \text{ sagt* } A \supset x \text{ sagt* } B)$.¹² Bei dieser Auffassung zwingt uns das Vorkommen solcher intensionaler Kontexte nicht zu der Annahme von Propositionen – zumindest nicht von Propositionen, die sich nicht als Klassen synonyme Sätze erklären ließen.

In ähnlichem Sinn hat Quine Rekonstruktionen solcher Kontexte vorgeschlagen, nach denen sie nicht Aussagen über Sätze sind.¹³

Er geht von dem Versuch aus, den Satz (1) „Galilei sagte, daß die Erde sich bewegt“ zu ersetzen durch den Satz (2) „Galilei sagte: „Die Erde bewegt sich““. Das ist offenbar inadäquat, da Galilei nicht Deutsch sprach, so daß (1) wahr, (2) aber falsch ist. Daher rekonstruiert Quine (1) durch den Satz (3) „Galilei sagte in Italienisch: „Die Erde bewegt sich““. Das Prädikat „sagen in Italienisch“ ist dabei ein neues Grundprädikat, das man so erklären kann: „ x sagt in Italienisch y “ bedeute soviel wie „ x äußert einen italienischen Satz, der mit y synonym ist“.

In die gleiche Richtung zielt auch ein Vorschlag von Scheffler in [54], der (1) übersetzt in (4) „Galilei machte eine „Die Erde bewegt sich“-Äußerung“. Dabei kann man den Ausdruck „„Die Erde bewegt sich“-Äußerung“ erklären als Bezeichnung einer Äußerung, die mit dem Satz „Die Erde bewegt sich“ synonym ist.

Bei beiden Vorschlägen ist entscheidend, daß man „synonym“ als

10 Vgl. dazu auch Kamlah und Lorenzen [67], S. 85 f.

11 Hier ist „A“ wieder als Quasianführung, d. h. im Sinne von „Die Anführung von A“ zu verstehen.

12 Der Übergang von „sagen, daß“ zu „sagen*“ hat auch den Vorteil, daß man den Satz „ x sagt* „It is raining““ im Gegensatz zu „ x sagt, daß it is raining“ als grammatisch wohlgeformten Satz ansehen kann.

13 Vgl. z. B. Quine [60], § 44, sowie Quine [56].

ein wohldefiniertes Prädikat ansieht, das nicht wieder durch „gleiche Propositionen bedeutend“ erklärt wird.¹⁴

14 Darin liegt allerdings für Quine, der, wie wir noch sehen werden, den Begriff der Synonymität nicht für ausreichend klar definierbar hält – insbesondere nicht für Ausdrücke verschiedener Sprachen – eine grundsätzliche Schwierigkeit dieser Übersetzungsversuche, die er dadurch zu vermeiden sucht, daß er Prädikate wie „sagen in Italienisch“ gar nicht erklärt. – Weniger glücklich erscheint der Vorschlag von Davidson in [68] zur Übersetzung von (1) in einen direkten Satz. Danach soll (1) ersetzt werden durch (5) „Die Erde bewegt sich. Dies sagte Galilei.“ – Aber was bezeichnet „dies“? Einen Satz – dann ist die Übersetzung ebenso inadäquat wie (2) – oder eine Proposition – dann ist man über die realistische Auffassung nicht hinausgekommen. – Quine macht in [60], S. 215 f. noch einen weiteren Vorschlag, nach dem (1) wiedergegeben wird durch (6) „Galilei sagte-daß-die-Erde-sich-bewegt“, wobei „sagen-daß-die-Erde-sich-bewegt“ ein nicht zerlegbares Grundprädikat sein soll. Aber wie ist dies Prädikat zu erklären? Doch wohl durch „sagen, daß die Erde sich bewegt“. Dieses Vorgehen ist auch aus dem Grunde nicht brauchbar, da die Zahl der Grundprädikate der Sprache dadurch unendlich erweitert würde. Ebenso könnte man alle Sätze als unanalysierbare Satzkonstanten auffassen – etwa weil man die Begriffe ‚Prädikat‘ und ‚Eigenname‘ für zu unklar hält – nur ließe sich dann nicht mehr erklären, wie die Sprache funktioniert: wie sich mit endlich vielen sprachlichen Konventionen (mit Konventionen über endlich viele sprachliche Ausdrücke) unendlich viele Sachverhalte mitteilen lassen, insbesondere neue Sachverhalte. – In diesen Zusammenhang gehören auch Quines Ausführungen in [56]. Quine will dort das Prädikat „a sagte, daß $F(b)$ “ ersetzen durch „a sagte- F -von- b “ – ein Prädikat, das nicht erklärt wird, trotz der merkwürdigen Eigenschaften, die Quine ihm zuschreibt (es würde z. B. nicht gelten „a sagte, daß b die Eigenschaft F habe“, wohl aber „a sagte- F -von b “, wenn a jemandem, den er fälschlich für von b verschieden hält, die Eigenschaft F zusprach) – und endlich durch „a sagte-„ F “-erfüllt-durch b “ – ein Prädikat, das auch nur für Intensionalisten erklärt wird und für sie durch „a sagte die durch „ F “ (in der Bezugssprache) ausgedrückte Eigenschaft von b aus“. – Bei einem solchen Vorgehen muß man sich allerdings fragen, was es soll, einerseits die Rede von Intensionen als unklar zu bezeichnen, andererseits aber zu ihrer Vermeidung Prädikate einzuführen, die entweder gar nicht definiert sind oder nur durch Ausdrücke, die sich auf Intensionen beziehen!

Zu erwähnen wäre endlich noch der Vorschlag Quines in [69b], einen Satz wie „a glaubt, daß $F(b)$ “ zu rekonstruieren im Sinne von „a glaubt die Klasse der möglichen Welten, in denen $F(b)$ gilt“ – ein Vorschlag, dem Quine allerdings selbst mit großen Vorbehalten begegnet, denn der Kreis der hier in Betracht gezogenen Welten ist doch zusätzlich dadurch einzu-

Die Rekonstruktion von Wunsch- und Glaubenssätzen ist bei Quine hingegen weniger überzeugend, da hier Äußerungen über Wünsche etc. garnicht ins Spiel kommen. Deshalb erscheint der oben angegebene allgemeine Vorschlag zum Verständnis solcher Kontexte insgesamt als der akzeptabelste. Auch er hat aber nur ein geringes Interesse, da sich, wie wir noch sehen werden, Quines Ablehnung der Propositionen als unbegründet erweist.

2) Wir kommen nun zur zweiten, stärkeren These Quines, daß eine einwandfreie Definition von Propositionen nicht möglich ist.

Eine Mindestanforderung für eine Definition von Propositionen ist die, daß diese Definition ein Kriterium für die Identität von Propositionen enthalten muß. D.h. man müßte ein Kriterium für die Identität von Satzbedeutungen, d.h. für die Synonymität von Sätzen angeben. Quine behauptet nun, daß sich ein hinreichend scharfer klassifikatorischer Begriff der Synonymität nicht angeben läßt, nach dem zwei Propositionen entweder synonym sind oder nicht.

Die Behauptung Quines richtet sich nicht nur gegen die realistische Annahme eigenständiger, sprachunabhängiger Propositionen, sondern auch gegen die Brauchbarkeit der pragmatischen Rekonstruktion der Satzbedeutung als Klassen synonymen Sätze, und gegen die wissenschaftliche Verwendbarkeit der Rede von Satzbedeutungen und Synonymie schlechthin.

Zunächst ist nach Quine der umgangssprachliche, vorwissenschaftliche Begriff der Synonymität als wissenschaftlicher Begriff nicht brauchbar, denn dieser Begriff ist sehr unscharf und rechtfertigt nur in sehr einfachen Fällen eine Entscheidung über die Synonymität zweier Sätze. Ferner ist dieser Begriff eher ein komparativer als ein

engen, daß in ihnen eine Fülle weiterer Sätze gelten, die in der realen Welt gelten und die Bedeutung von „b“ und „F(x)“ mitbestimmen. Auch lassen sich solche Klassen möglicher Welten, insbesondere so wie Quine das vorschlägt, wirklich nicht mehr einfacher bestimmen als Propositionen.

Diese und ähnliche Rekonstruktionsversuche intensionaler Kontexte sind aber recht künstlich, und das gesteht endlich auch Quine zu, wenn er sagt: "There is, however, another objection to taking linguistic forms as objects of the attributory and propositional attitudes; viz., simply that that course is discouragingly artificial. With this objection I sympathize." ([58], S. 22).

klassifikatorischer Begriff, d.h. die Synonymität, die wir umgangssprachlich meinen, ist eher eine Sache des Mehr-oder-Weniger als eine Sache des Entweder-Oder; in der Regel besteht zwischen zwei Sätzen nur eine mehr oder minder große Bedeutungsähnlichkeit, keine strenge Bedeutungsähnlichkeit.¹⁵

Und endlich gilt eine Synonymität im vorwissenschaftlichen Sinn immer nur für gewisse Kontexte und unter gewissen Voraussetzungen, nicht aber schlechthin. Der vorwissenschaftliche Begriff ist also, insbesondere als komparativer Begriff, zur Definition von Propositionen nicht geeignet, denn Propositionen sind entweder identisch oder nicht – aber nicht mehr oder weniger identisch.¹⁶ Ja, der vorwissenschaftliche Begriff ist als komparativer Begriff nicht einmal als Grundlage für die Einführung eines klassifikatorischen wissenschaftlichen Begriffs durch eine präzisierende Explikation brauchbar. Der wissenschaftliche Begriff müßte also ganz neu definiert werden.

Schon in [51] hat Quine aber hervorgehoben, daß es keine allgemeine Definition von „synonym“ gibt. Wenn man z.B. „ $G(A,B)$ “ definieren würde durch „ $A \equiv B$ ist analytisch wahr“, so wäre das zirkulär. Denn die analytischen Sätze sind eben als diejenigen Sätze bestimmt, die logisch wahr sind oder aber aus logisch wahren Sätzen durch Ersetzung von Ausdrücken durch synonyme andere hervorgehen.¹⁷

Definiert man aber „ $G(A,B)$ “ durch „A und B sind definitorisch äquivalent“,¹⁸ so ist das zu eng, jedenfalls für natürliche Sprachen, in denen ja explizite definitorische Festsetzungen fehlen,¹⁹ in

15 Gegen einen solchen komparativen Begriff der Synonymität hat Quine nichts einzuwenden. Vgl. [60], S. 203. – Einen komparativen Begriff der Synonymität nimmt auch N. Goodman in [49] und [52] an.

16 Vgl. dazu Quine [60], S. 203.

17 Diese Definition der analytischen Sätze ist freilich zu eng, wie der Satz „Wenn a Vater von b ist, so ist b nicht Vater von a“ zeigt, den man üblicherweise wohl als analytisch ansprechen würde. Deswegen definiert Carnap analytische Sätze allgemeiner durch Rückgriff auf Bedeutungspostulate. Vgl. dazu auch Stegmüller [69], S. 61.

18 Als *definitorisch äquivalent* bezeichnet man zwei Ausdrücke, die durch Ersetzung definierter Terme durch die entsprechenden definierenden Terme (oder umgekehrt) aus einander hervorgehen.

19 Die Aussagen über Synonymität in einem Lexikon sind Synonymitätsbehauptungen, nicht *Festsetzungen* über Synonymität.

denen es aber synonyme Sätze gibt, wie „Fritz ist ein Junggeselle“ und „Fritz ist ein unverheirateter Mann“.

Nähme man endlich in der Definition der Synonymität Bezug auf Substitutionskriterien, so würde man wieder zu einem Zirkel gelangen. Denn wenn man „G(A,B)“ definiert durch „A läßt sich durch B in allen Kontexten (Sätzen) ersetzen, ohne daß diese ihre *Bedeutung* ändern“, so müßte man schon wissen, was die Bedeutung eines Satzes ist, bzw. wann zwei Sätze synonym sind. Das sollte aber gerade erst definiert werden. Definiert man aber „G(A,B)“ durch „A läßt sich durch B in allen Kontexten ersetzen *salva veritate*“, so gibt es unter diesen Kontexten entweder auch intensionale Kontexte wie „A ist mit B analytisch äquivalent“ – dann ist man nicht klüger als zuvor²⁰ – oder aber man beschränkt die Kontexte auf extensionale Sätze – dann ist das Kriterium zu weit, und wäre durch die Forderung *salva analyticitate* statt *salva veritate* zu verschärfen.

Nun könnte man natürlich „analytisch“ als Grundbegriff ansehen, d.h. auf eine Definition dieses Begriffs verzichten und mit seiner Hilfe „synonym“ definieren. Für Quine ist aber auch der Begriff des analytischen Satzes, wie wir im nächsten Abschnitt noch sehen werden, überaus problematisch, so daß dies Vorgehen für ihn ausscheidet.

Die angeführten Argumente Quines gegen die Annahme eines, insbesondere für die Definition der Propositionen hinreichend scharfen Begriffs der Synonymität sind nun aber nicht stichhaltig. Zunächst läßt sich auch mit einem komparativen Begriff „x und y sind untereinander weniger oder gleich bedeutungsähnlich wie u und v“ ein klassifikatorischer Begriff der Synonymität definieren: x und y sind *synonym*: = x und x sind weniger oder gleich bedeutungsähnlich wie x und y. Lexika, Wörterbücher und die Kriterien, an denen wir die Korrektheit von Übersetzungen messen, sprechen ferner dagegen, daß der vorwissenschaftliche Synonymitätsbegriff so unscharf ist, daß er für Bedeutungsanalysen gänzlich unbrauchbar wäre. Und wenn auch eine Synonymität immer nur für bestimmte Kontexte bestehen würde und

²⁰ Dieses Beispiel ist allerdings unglücklich gewählt, da im Satz „A ist mit B analytisch äquivalent“ die Sätze A und B nicht gebraucht, sondern nur erwähnt werden. Die Sätze A und B selbst kommen nur in solchen Aussagen wie „Es ist notwendig, daß $A \equiv B$ “ in intensionalen Kontexten vor.

so eine Satzbedeutung immer nur für gewisse Kontexte festgelegt wäre, so wäre das kein ernstes Hindernis dafür, Propositionen durch Abstraktion auf der Grundlage des umgangssprachlichen Synonymitätsbegriffes zu definieren, da Quine selbst bemerkt, daß jeder sprachliche Ausdruck nur in bestimmten Kontexten eine bestimmte Bedeutung hat.²¹

Es ist also aufgrund der Argumente Quines nicht gerechtfertigt anzunehmen, daß der vorwissenschaftliche Synonymiebegriff keine Grundlage für eine wissenschaftliche Explikation dieses Begriffes bildet, wie sie ja auch in der Sprachwissenschaft vorgenommen wird. Natürlich hat der Begriff, wie alle empirischen Begriffe, einen gewissen Vagheitshorizont und ist nicht absolut scharf erklärt, er mag sogar, mehr noch als viele andere empirische Begriffe, zusätzlicher Abgrenzungen bedürfen, aber es ist nicht einzusehen, warum solche Abgrenzungen nicht möglich sein sollten und warum der Begriff nicht praktisch gut funktionieren sollte. Man verzichtet ja auch nicht deswegen auf die Rede von biologischen Species oder von juristischen Tatbestandsmerkmalen, weil sich diese vielleicht nicht in allen Fällen mit letzter Klarheit bestimmen lassen.

Entscheidender ist aber der folgende Einwand: Carnap hat, wie wir im Abschnitt 2.1.5 sahen, in [56] bereits eine Methode zur Definition von Intensionen und Bedeutungen in einem extensionalen Begriffsnetz, d.h. mit Begriffen wie ‚Gegenstand‘, ‚Funktion‘ und ‚Klasse‘, aufgewiesen und auf der Grundlage dieses Ansatzes ist in den letzten Jahren eine intensionale Semantik entwickelt worden, die der extensionalen Semantik nach Tarski, die auch Quine als gesunde Disziplin anerkennt, nicht an Präzision nachsteht und die insbesondere nur mit solchen Begriffen arbeitet, die auch Quine selbst verwendet. Durch diese Entwicklung ist Quines Kritik an der Theorie der Bedeutungen heute weitgehend überholt.²²

3) Das dritte Argument Quines gegen die Annahme von Propositionen lautet:

Nimmt man an, daß Propositionen wohlbestimmte Entitäten sind, so muß für sie auch eine Identität erklärt sein. Wenn man dann im

²¹ Vgl. Quine [60], S. 42.

²² Für eine Diskussion von Quines Einwänden gegen die intensionale Semantik vgl. z. B. D. Lewis [69], S. 207.

Sinne der realistischen Semantik definiert: „Zwei Sätze sind synonym genau dann, wenn ihre Bedeutungen identisch sind“, so erhält man einen scharfen klassifikatorischen Begriff der Synonymität, der insbesondere nicht nur für Sätze einer Sprache gilt, sondern sich auf Sätze verschiedener Sprachen anwenden läßt. Einen solchen absoluten Begriff der Synonymität kann es aber nach Quine wegen der These der Indeterminiertheit der Übersetzungen nicht geben.

Da wir unten Argumente gegen diese These vorbringen werden, gehen wir hier auf Quines Argument nicht näher ein.

Die gleichen Einwendungen wie gegen die Annahme von Propositionen macht Quine auch gegen die Annahme von Begriffen als Bedeutungen von Prädikaten. Seine Argumentationen dazu verlaufen aber ganz parallel zu den oben diskutierten und deshalb wollen wir hier nicht näher darauf eingehen.

2.3.2 Quines Argumente gegen die Annahme analytischer Urteile

Üblicherweise unterscheidet man in der Philosophie zwischen *Vernunft-* und *Tatsachenwahrheiten*, zwischen *analytischen* Sätzen, deren Wahrheitswert sich allein aus der Bedeutung der in ihnen vorkommenden Terme ergibt, und *synthetischen* Sätzen, für die das nicht gilt.²³ In seinem Aufsatz „Two dogmas of empiricism“ [51a] hat Quine diese Unterscheidung angegriffen und hat seine Argumente in späteren Veröffentlichungen noch erweitert.

Für seine These, daß es zwischen analytischen und synthetischen Sätzen keine scharfe Grenze gibt, führt Quine im wesentlichen drei Gründe an:

Das *erste* Argument lautet so: Der Begriff ‚analytisch‘ ist ein wissenschaftlicher Kunstbegriff, der definiert werden muß. Die übliche Definition ist: Ein Satz ist analytisch genau dann, wenn man ihn durch Ersetzung von Termen durch synonyme andere in einen logisch-determinierten Satz (d.h. in einen Satz, der aus rein logischen

²³ Der Begriff des analytischen Satzes wird oft enger gefaßt, so daß nur wahre Aussagen darunter fallen. – Ganz ungeeignet ist die Definition Kants in der „Kritik der reinen Vernunft“, die nur Sätze des Typs $\wedge x(F(x) \supset G(x))$, erfaßt.

Gründen wahr oder falsch ist) überführen kann. Diese Definition ist aber nach Quine nicht brauchbar, da, wie oben besprochen wurde, ein hinreichend scharfer Begriff der Synonymität für das Definiens nicht zur Verfügung steht.

Dazu haben wir bemerkt, daß der umgangssprachliche Begriff der Synonymität tatsächlich nicht so unscharf ist, wie Quine das hinstellt und daß man ihn im Rahmen der intensionalen Semantik exakt definieren kann. Da wir aber schon betont haben, daß die Definition der analytischen Sätze, wie Quine sie angibt, zu eng ist, erhielte man auch mit einem hinreichend präzisen Synonymitätsbegriff keine befriedigende Bestimmung der analytischen Sätze.

Nach Quines behavioristischem Programm ist *zweitens* der Terminus „analytisch“ so zu definieren, daß wir durch Beobachtung des Sprachgebrauchs in einer Sprachgemeinschaft P feststellen können, ob ein Satz A analytisch ist oder nicht. Es ist aber fraglich, ob es überhaupt Sätze gibt, die in P eindeutig analytisch verwendet werden.

Der Unterschied analytischer und synthetischer Sätze ist keineswegs so klar und eindeutig, wie das oft hingestellt wird. Man kommt schon in Verlegenheit, wenn man analytische Sätze angeben will, die nicht logisch determiniert sind. Man findet vielleicht folgende Beispiele:

- 1) Alle Junggesellen sind unverheiratet.
- 2) Alle Körper sind ausgedehnt.
- 3) Was grün ist, ist nicht (ganz) rot.

Aber mit ein bißchen Phantasie kann man für alle diese Sätze Bedingungen angeben, unter denen man sie evtl. als falsch ansehen würde, so daß der analytische Charakter dieser Sätze zweifelhaft wird. Wenn z.B. durch eine Panne bei der Gesetzgebung jeder Mann als verheiratet erklärt würde? Und wenn aufgrund einer physikalischen Theorie der Begriff der räumlichen Ausdehnung sich in Anwendung auf Elementarteilchen (als Körper) als sinnlos erwiese? Oder wenn alle Menschen farbenblind würden und so nicht mehr zwischen rot und grün unterscheiden könnten? Würde man in diesen Fällen die Sätze (1) bis (3) noch als wahr ansehen?

Natürlich könnte man immer sagen, daß die Sätze (1) bis (3) nach wie vor gelten, denn es gäbe unter den genannten Bedingungen eben keine Junggesellen mehr, nach der physikalischen Theorie seien Ele-

mentarteilchen keine Körper und die Dinge seien nach wie vor nicht zugleich rot und grün, sondern wir hätten nur die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen Rot und Grün verloren. Aber man könnte auch sagen, daß die Sätze dann falsch würden: Ein Junggeselle sei nach wie vor ein Mann, der nicht mit einer Frau in einer Ehe zusammen lebt; jedes lokalisierte Objekt sei ein Körper; und „rot“ und „grün“ bezeichneten nach wie vor die Farben, die ein Mensch mit normaler Sinnesorganisation wahrnimmt, wenn er diese Prädikate anwendet.

D.h. angesichts solcher entlegener Umstände werden wir unsicher, was wir sagen sollen. Und es hilft uns dann auch Carnaps Vorschlag nicht weiter, den er an folgendem Beispiel erläutert: Um festzustellen, ob eine Person X den Satz (4) „Alle Raben sind schwarz“ als analytisch ansieht oder nicht, genügt es, X folgende Frage vorzulegen: „Herr Schmidt hat gestern einen weißen Raben gefangen, den er dir gerne zeigen wird. Bist du angesichts dessen bereit, deine Aussage (4) zurückzunehmen?“ Wenn nun X antwortet: „Ich hätte nie geglaubt, daß es nichtschwarze Raben gibt, und werde es auch nicht glauben, bis ich selbst einen solchen Raben gesehen habe. Dann aber muß ich natürlich (4) als falsch ansehen“, so ist damit klar, daß X (4) nicht als analytischen, sondern als synthetischen Satz ansieht. Wenn X aber antwortet „Es kann keine nichtschwarzen Raben geben. Wenn ein Vogel nicht schwarz ist, bezeichne ich ihn auch nicht als Raben. Wenn also Schmidt sagt, er habe einen weißen Raben gefunden (und nicht lügt oder Spaß macht), so muß er das Wort „Rabe“ oder aber „schwarz“ in einem anderen Sinn verstehen als ich“, so ist klar, daß X den Satz (4) als analytisch ansieht.²⁴

Dieses Umfrageverfahren wird wegen der erwähnten Unsicherheit in vielen Fällen weder bei einzelnen Personen zu einer klaren Antwort führen, noch werden sich im allgemeinen bzgl. aller Mitglieder der Sprachgemeinschaft P übereinstimmende Resultate ergeben.

24 Dies Beispiel bringt Carnap in [63], S. 920. Arne Naess hat in [49] und [53] weitere genaue Kriterien dieser Art angegeben, mit denen sich Synonymitäten und analytische Sätze feststellen lassen. Für Tests der Synonymität von Prädikaten vgl. Carnap [56], S. 238 f.

Wie D. Lewis in [69] betont hat, sind für dieses zweite Bedenken Quines zwei Begriffe der Analytizität zu unterscheiden. Wir haben einmal das Prädikat „Der Satz A ist analytisch in der Sprache S“, das man definieren kann durch „A gilt in allen der Interpretation von S zugrundeliegenden möglichen Welten“, und zum anderen das Prädikat „Der Satz A ist analytisch in der Sprachgemeinschaft P“, das man definieren kann durch „A ist analytisch in derjenigen Sprache S, die Sprache von P ist“. Um festzustellen, ob A analytisch in P ist, muß man also zunächst feststellen, welche Sprache von P gesprochen wird. Lewis ist der Ansicht, daß der Sprachgebrauch in P nur für normale Verständigungssituationen festgelegt ist, so daß es eine Menge \mathcal{S} von Präzisionssprachen geben kann, so daß alle S aus \mathcal{S} mit dem normalen Sprachgebrauch in P verträglich sind, daß sie sich aber in entlegenen Fällen, in ungewöhnlichen Situationen unterscheiden. Die Sprachen S aus \mathcal{S} können sich insbesondere für mögliche Welten unterscheiden, die entlegene Umstände darstellen, an die wir gewöhnlich nicht denken. Man kann dann aber nur diejenigen Sätze eindeutig als analytisch in P auszeichnen, die analytisch in allen Sprachen aus \mathcal{S} sind, und Lewis meint, daß diese Menge ev. leer ist. Die Unbestimmtheit des Begriffes ‚analytisch in P‘ gegenüber ‚analytisch in S‘ rührt also davon her, daß wir aufgrund des Sprachgebrauchs die Sprache von P nicht eindeutig bestimmen können.²⁵

Diese Analyse trifft aber den Sachverhalt noch nicht ganz: Es ist ja nicht so, daß die Mitglieder von P jeweils bestimmte, wenn auch verschiedene Präzisionssprachen sprechen – dann ergäbe der Carnap-sche Test jedenfalls für die einzelnen klare und eindeutige Antworten. Angemessener ist es wohl zu sagen, daß alle Mitglieder von P im wesentlichen (d.h. abgesehen von gewissen Eigentümlichkeiten ihres Idiolekts) dieselbe Sprache S sprechen, daß diese Sprache aber nur in den Bereichen normaler Verständigungssituationen durch hinreichend eindeutige Bestimmungen fixiert ist, während sie im übrigen vage oder undefiniert ist. Natürliche Sprachen sind keine Präzisionssprachen, und insofern ergibt der für Präzisionssprachen exakt definierte Begriff ‚analytisch in S‘ in Anwendung auf Natursprachen keine präzisen Unterscheidungen.

²⁵ Vgl. dazu D. Lewis [69], S. 201 sowie die Diskussion in Schnelle [73], S. 299 ff.

Quines *drittes Argument* gegen die Unterscheidung analytisch-synthetisch ist dies: Nach Quine lassen sich die analytischen Sätze deswegen nicht scharf von den synthetischen abgrenzen, weil sie Sätze sein sollen, die allein aufgrund der Bedeutung ihrer Terme gelten. Die Bedeutung eines Terms ist aber nach Quine nicht unabhängig davon, welche der synthetischen Sätze, die diesen Term enthalten, wir als wahr akzeptieren. Die Bedeutung eines Terms ändert sich mit unseren Annahmen über die Welt; Bedeutungs- und Tatsachenfragen lassen sich deshalb nicht streng trennen.

Wenn ich z.B. allmählich meine Annahmen über die Welt so ändere, daß ich über Katzen dasselbe glaube, wie heute über Hunde, und über Hunde dasselbe, was ich heute von Katzen glaube – soll ich dann sagen, daß zwar die Bedeutungen der Worte „Hund“ und „Katze“ für mich konstant geblieben seien, daß sich aber meine Annahmen über die Welt geändert hätten? Das wäre doch offenbar inadäquat, denn die Begriffsmerkmale und -kriterien haben sich gänzlich verändert: ein Hund ist nun ein Tier, das miaut, eine Katze ein Tier, das bellt, etc. Adäquater ist es zu sagen, daß sich zusammen mit den Annahmen auch die Bedeutung der Worte für mich verändert hat: Ein Hund ist eben nun etwas anderes als vorher, und daher hat die Bestimmung eines Tieres als Hund nicht mehr den gleichen Inhalt wie vorher.²⁶

Ein weiterer Hinweis in diese Richtung: Wir lernen die sprachlichen Ausdrücke nicht für sich allein, sondern in einem Satz- und Situationskontext. Das gilt für Prädikate, die wir exemplarisch in singulären Kontexten, wie „Dieser Apfel ist rot“, „Diese Zitrone ist nicht rot“, erlernen und in generellen Kontexten, wie „Alle Menschen sterben einmal“, „Das ist kein Vogel, sondern ein Schmetterling; Vögel haben Federn, Schmetterlinge aber nicht“.

Es ist also nicht so, daß wir einerseits Tatsachen konstatieren und als davon gänzlich getrennte Tätigkeit die Bedeutung von Wörtern festlegen, sondern Spracherlernung und Welterfahrung stehen in enger Beziehung: die Tatsachen, die wir akzeptieren, bestimmen die

26 Vgl. dazu auch Harman [67] und Putnam [62b], wo im gleichen Sinne argumentiert wird.

Bedeutungen, die wir mit unseren sprachlichen Ausdrücken verbinden.²⁷

Endlich kann man auch so argumentieren: Gewöhnlich sagt man, daß zunächst den einzelnen Termen, den Eigennamen und Prädikaten, eine Bedeutung zugeordnet wird und daß die Bedeutung der Sätze dann eine Funktion der Bedeutung ihrer Terme ist und der Art und Weise, wie sie im Satz kombiniert werden. Grundsätzlich ist diese Vorstellung richtig, insbesondere dort, wo es zu erklären gilt, wie sich mit Sätzen neue Sachverhalte mitteilen lassen; denn das kann nur so gelingen, daß die Bedeutung solcher Sätze sich aus der Bedeutung der Terme bestimmt. Im Kontext der Spracherlernung ist die Situation aber vielfach eher umgekehrt: Die primären sprachlichen Ausdrücke sind Sätze. Diese Sätze analysieren wir in Eigennamen und Prädikate. Die Interpretation der Terme geschieht dabei, grob gesagt, etwa in der Art und Weise wie bei den sogenannten impliziten Definitionen: Gewisse Sätze werden als wahr, gewisse als falsch ausgezeichnet und es wird eine Interpretation der Terme gesucht, die allen fraglichen Sätzen ihren ausgezeichneten Wahrheitswert zuordnet. Dabei werden also die Bedeutungen der Terme bestimmt durch eine Analyse der Satzbedeutungen, nicht die Satzbedeutungen durch eine Synthese der Termbedeutungen. Und diese Bestimmung der Termbedeutungen hängt somit entscheidend davon ab, welche Sätze wir als wahr und welche wir als falsch ansehen.

Nun ist es nicht so, daß der Prozeß der Spracherlernung zu einem bestimmten Zeitpunkt aufhören würde, so daß wir bis dahin den Termen bestimmte Bedeutungen zugeordnet hätten und diese nun unabhängig von unseren Annahmen über die Welt würden. Sondern dieser Prozeß geht selbst nach einer relativen Verselbständigung der Termbedeutungen weiter, so daß die Abhängigkeit der Termbedeutungen von diesen Annahmen weiter bestehen bleibt.

Die Abhängigkeit der Termbedeutungen von den Satzkontexten läßt sich für die Umgangssprache daran feststellen, daß die Wörter in gewissen Grenzen ihre Bedeutung je nach dem Kontext, in dem sie vorkommen, verändern können. Für einen Satz der Umgangssprache

²⁷ Gewissermaßen die Umkehrung dieses Gedankens, daß auch unsere Sprache die Art und Weise mitbestimmt, in der wir die Welt erfahren, werden wir im 4. Kapitel diskutieren.

kann man daher nicht einfach sagen, daß die Termbedeutungen die Satzbedeutung bestimmen, sondern die Satzbedeutung bestimmt auch die Bedeutung der Terme.²⁸ Man könnte vielleicht sagen: die Termbedeutungen determinieren die Satzbedeutung in gewissen Grenzen vor, die genaue Festlegung des Satzsinns – und damit auch die genaue Festlegung der Bedeutung, die die Terme im Satz haben – ergibt sich aber erst durch die Interpretation des ganzen Satzes. Eine solche Kontextabhängigkeit der Bedeutung besteht nicht nur bei mehrdeutigen Wörtern.

Bevor wir das zeigen, sollen hier einige Bemerkungen zum Problemkreis der Mehrdeutigkeit und zur einschlägigen Terminologie eingefügt werden. Wir folgen dabei teilweise den Ideen, die K. Heger in [63] entwickelt hat, und verwenden einige seiner Beispiele.²⁹

Wenn gesagt wird, ein Wort sei mehrdeutig oder mehrere Wörter hätten dieselbe Bedeutung, so muß man zunächst nachsehen, wie der Ausdruck „Wort“ dabei gebraucht wird: Versteht man unter einem Wort einen bestimmten Ausdruck zusammen mit seiner Bedeutung, so ist unmittelbar klar, daß es keine mehrdeutigen Wörter geben kann; denn wo immer verschiedene Bedeutungen vorliegen, liegen dann *per definitionem* auch verschiedene Wörter vor. Wenn man andererseits die Bedeutung nicht als eine integrierende Komponente des Wortes ansieht, so bleiben immer noch verschiedene Möglichkeiten der Wortbestimmung übrig: (a) Zunächst einmal wird man fordern, daß gleiche Wörter denselben (z.B. phonetischen oder graphischen) Ausdruck darstellen, d.h. daß – je nach der Realisierung der Sprache, auf die man sich bezieht – *Homophonie* oder *Homographie* vorliegt. Daß beide nicht zusammenfallen, haben wir schon früher betont, und von daher ergibt sich eine erste Unsicherheit in der Bestimmung der Wörter, die man aber vermeiden kann, indem man die Realisierungsform des Wortes spezifiziert. Hinzu kommt jedoch, daß es flektierbare Wörter gibt, deren Formen mit verschiedenen Wortstämmen gebildet werden (z.B. engl. *go* – *went*, oder frz. *beau* – *bel*). In diesem Fall spricht man von *Allomorphie* und es ist die Frage, ob man hier von

28 In diesem Sinn sagt J. Stenzel in [34], S. 16: „Jedes Wort erhält erst aus dem in den konkreten Sprachsituationen immer vorauszusetzenden Sinnzusammenhang seine Bestimmtheit.“ Vgl. dazu auch den Abschnitt 2.4.3.

29 Heger hat in [69] später diese Ideen noch einmal modifiziert.

zwei Wörtern oder einem sprechen will. Im letzteren Fall wäre nicht einmal die schwache Bedingung (a) erfüllt. (b) Man kann zusätzlich fordern, daß gleiche Wörter auch gleiche syntaktisch-grammatikalische Funktionen (z.B. im Sinn der logischen Grammatik) haben. Danach stellt der Ausdruck engl. *murder* als Verb und als Substantiv verschiedene Wörter dar, ebenso frz. *vers* im Sinn von „Vers“ und von „gegen“. Das Kriterium der gleichen grammatikalischen Funktion ist natürlich nur dann präzise, wenn auf eine bestimmte Grammatik Bezug genommen wird. (c) Endlich kann man auch fordern, daß gleiche Wörter die gleiche etymologische Wurzel haben sollen. Dann stellt nach Heger z.B. das Wort *Kohl* in der Bedeutung *Kraut* von lat. *caulis* und in der Bedeutung *Unsinn* von hebr. *gol* zwei verschiedene Wörter dar. Dieses Beispiel zeigt aber auch, daß das diachronische, d.h. historische Kriterium des gleichen Etymons im Rahmen einer synchronischen, systematischen Betrachtung der Mehrdeutigkeit fragwürdig ist: Wir empfinden im Sprachgebrauch nicht mehr, daß in „Kohl“ zwei verschiedene Wurzeln stecken, und daher sehen wir hier nicht zwei Wörter, sondern eins.³⁰

Nehmen wir an, der Begriff ‚Wort‘ sei durch solche Bestimmungen ohne Bezugnahme auf Bedeutungen erklärt. Dann kann es mehrdeutige Wörter geben. Zwischen zwei Bedeutungen eines Wortes können mehr oder weniger starke Gemeinsamkeiten oder Verwandtschaften bestehen: Wenn diese Gemeinschaften ganz fehlen, oder doch unwesentlich sind, wird man von einem *mehrdeutigen* Wort sprechen (Beispiele: „Flügel“, „Schloß“). Wenn die Bedeutungen eine gemeinsame Merkmalsgruppe enthalten, aber auch typische verschiedene Merkmale, so sprechen wir von einem *mehrwertigen* Wort (Beispiele: „schwarz“ als „schwarzfarbig“ oder „dunkel“, „Farbe“ als „Farbmittel“ oder „Farbigkeit“).³¹ Dagegen ist „Hund“ als Oberbegriff von „Rüde“,

30 Es gibt in der Erscheinung der Wortverschmelzung auch den Fall, daß ein Ausdruck, der nur eine Bedeutung hat, zwei etymologische Wurzeln hat (wie z.B. frz. *haut* aus lat. *altus* und fränkisch *hōh*), oder in der Erscheinung der *Wortspaltung* den Fall, daß zwei Ausdrücke mit verschiedenen Bedeutungen etymologisch dieselbe Wurzel haben, wie z. B. frz. *computer* und *conter* aus lat. *computare*.

31 In dieser Mehrwertigkeit der Wörter, zu der eine Polyvalenz auch bzgl. ihrer grammatikalischen Funktionen hinzukommen kann, zeigt sich ihre Plastizität. Vgl. dazu auch 3.1.2.

„Hündin“, oder von „Pudel“, „Mops“, usw. kein mehrwertiges Wort; denn mit „Hund“ meinen wir nicht in der Regel entweder einen Pudel oder einen Mops etc., sondern das Wort bedeutet einen Oberbegriff und es gibt viele generelle Aussagen über alle Arten von Hunden, während Aussagen über Farben in der Regel entweder solche über Farbmittel oder solche über Farbigkeiten sind. Endlich kann eine Bedeutung alle Merkmale der anderen enthalten, aber nicht umgekehrt. Beispiele sind: „Hals“ (Abschnitt des Wirbeltierkörpers zwischen Rumpf und Kopf – Verengung vor dem Kopfende) und „rot werden“ (die Farbe ins Rot wechseln – erröten). Im ersten Fall liegt eine metaphorische *Ausweitung* der ursprünglichen Wortbedeutung vor, im zweiten Fall eine *Einengung* der Wortbedeutung.

Von *Homonymie* spricht man in der Regel bei Wörtern, die mehrere Bedeutungen und zwei (oder mehr) verschiedene etymologische Wurzeln haben, von *Polysemie* bei Wörtern mit mehreren Bedeutungen, aber nur einer etymologischen Wurzel.

Wenn man nun von einer *Kontextabhängigkeit* der Bedeutung spricht, so kann ein sprachlicher Kontext gemeint sein – der Satz oder der Text, in dem ein Wort vorkommt – oder ein außersprachlicher Kontext, d.h. die Situation, in der eine Äußerung getan wird. Auf die Situationsabhängigkeit der Bedeutung von Äußerungen werden wir später zurückkommen, hier geht es uns zunächst um die Abhängigkeit der Bedeutung von Wörtern vom Satzkontext, in dem sie stehen, d.h. um eine Betrachtung im Rahmen der *langue*, nicht der *parole*.

Die Kontextabhängigkeit wird durch folgende Sätze belegt: (a) „Fritz stimmt seinen Flügel“. „Flügel“ ist hier gleichbedeutend mit „Klavierinstrument, dessen Saiten in Richtung der Tasten laufen“. Hier wird die Mehrdeutigkeit des Wortes „Flügel“ durch den Kontext eliminiert. (b) „Fritz verkauft Farben“. Hier ist „Farbe“ gleichbedeutend mit „Farbmittel“, so daß die Mehrwertigkeit von „Farbe“ durch den Kontext eliminiert wird. (c) „Bei diesem Lob wurde Fritz rot“. Hier wird „rot werden“ im Sinne von „erröten“ gebraucht, der Kontext bewirkt also eine Bedeutungseinengung. (d) „Die Flasche hatte am Hals einen Sprung“. Hier wird „Hals“ im übertragenen, erweiterten Sinn gebraucht.

Aber auch bei Wörtern, bei denen man nicht von Mehrdeutigkeit

oder -wertigkeit sprechen kann, zeigt sich eine Kontextabhängigkeit. Dazu bringt J. Lyons in [69], S. 452 f. einige Beispiele: (e) "My dog has just had pupps". Hier wird "dog" im Sinne von "bitch" gebraucht und kann durch dieses Wort ersetzt werden, ohne daß sich dabei der Sinn des Satzes ändert. (f) "I'm going to New York in my own car", hier wird "go" im Sinne von "drive" gebraucht und kann durch dieses Wort ersetzt werden.

Auch grammatikalische Mehrdeutigkeiten können durch den Kontext aufgehoben werden. Dazu bringen Katz und Fodor in [63] u.a. das Beispiel der beiden Sätze (g) "Our store sells alligator shoes" und (h) "Our store sells horse shoes". Daß (g) gewöhnlich im Sinne von „Unser Laden verkauft Schuhe *aus* Krokodilleder“, (h) hingegen im Sinn von „Unser Laden verkauft Schuhe (Hufeisen) *für* Pferde“ zu deuten ist, weiß man, wenn man weiß, daß Alligatoren gewöhnlich keine Schuhe tragen und daß man Schuhe üblicherweise nicht aus Pferdeleder macht.

Katz und Fodor heben nun hervor, daß diese Auswahl der Interpretationen von (g) und (h) keinen rein sprachlichen Kriterien folgt: die anderen möglichen Deutungen sind nicht nach sprachlichen Regeln ausgeschlossen, sondern aufgrund eines Tatsachenwissens unwahrscheinlich. Man kann auch nicht sagen, daß „Flügel“ in dem Kontext „den Flügel stimmen“ nach rein sprachlichen Regeln immer das so genannte Musikinstrument bedeutet: Käme in einem Märchen ein Vogel vor, der seine Flügel wie Musikinstrumente verwenden kann, so würden wir in diesem Kontext den Ausdruck „den Flügel stimmen“ auch anders verstehen können. An diesen beiden Beispielen zeigt sich also, daß ein allgemeines Tatsachenwissen in die Deutung sprachlicher Ausdrücke eingeht; daß die Kontextabhängigkeit der Bedeutungen nicht nur eine Sache sprachlicher Regelmäßigkeiten ist, sondern daß wir die Sätze auf dem Hintergrund gewisser Kenntnisse und Annahmen über die Welt interpretieren.

Wenn es nun so ist, daß die Bedeutung der sprachlichen Terme von unseren Annahmen über die Welt abhängt, wie Quine das behauptet, so gibt es auch keine scharfe Grenze zwischen analytischen Sätzen, deren Wahrheitswert allein aufgrund der Bedeutungen ihrer Terme festgelegt ist, und synthetischen Sätzen als Sätzen, für die das nicht gilt.

Tatsächlich gibt es diesbezüglich aber doch Unterschiede: So ist der Satz „Alle Junggesellen sind unverheiratet“ doch eher als analytisch anzusehen, als „Max ist eine Junggeselle“. Gegen einen komparativen Begriff der Analytizität hat Quine auch nichts einzuwenden.³² Er stellt die Situation etwa so dar: Alle unsere Annahmen über die Welt, singuläre Sätze wie naturwissenschaftliche Hypothesen und Theorien, analytische Sätze (oder Bedeutungspostulate) wie auch die Theoreme der Logik bilden einen Gesamtkomplex, der nur insgesamt mit der Erfahrung konfrontiert werden kann. Wenn die Erfahrung nun mit dem Komplex unserer Annahmen nicht verträglich ist, so kann die Modifikation prinzipiell überall vorgenommen werden, nicht nur bei den singulären Sätzen und Hypothesen oder Theorien, sondern auch bei den Bedeutungspostulaten, ja sogar bei den logischen Theoremen.³³ Grundsätzlich ist keine Annahme, kein Satz dieses Komplexes inkorrigibel, d.h. immun gegen Modifikationen. Die Abänderung des Systems folgt verschiedenen Gesichtspunkten, wie dem der Einfachheit und Leistungsfähigkeit des resultierenden neuen Systems, dem Prinzip des Konservativismus, möglichst wenig zu ändern und weniger gesicherte Annahmen eher zu ändern als besser gesicherte, usw. Wenn man die Sätze, zu deren Änderung wir eher bereit sind, als – in diesem Gesamtkomplex – *peripher* bezeichnet, die Sätze, die wir so leicht nicht aufzugeben gewillt sind, als *zentral*, so wären die Bedeutungspostulate, neben allgemein akzeptierten fundamentalen Naturgesetzen und logischen Theoremen, zentrale Sätze und die zen-

32 Vgl. Quine [60], S. 203. – Formal könnte man allerdings, wenn man schon einen komparativen Begriff der Analytizität (x ist höchstens so analytisch wie y) zulässt, einen klassifikatorischen Begriff (x ist analytisch) definieren durch: $1 + 1 = 2$ ist höchstens so analytisch wie x .

33 Quine bezieht sich dabei (z. B. in [51a], S. 41) auf das Argument von Duhem (vgl. Duhem [06], S. 303–328), nach dem man an jeder beliebigen wissenschaftlichen Hypothese H selbst bei widerstreitenden Beobachtungen festhalten kann. Denn aus H allein folgt kein Beobachtungssatz E , sondern E folgt aus H erst unter Bezugnahme auf eine Theorie T (zu der H gehört, oder die etwas darüber aussagt, wie man die theoretischen Größen in H mißt, etc.) und singuläre Randbedingungen A . Wenn aber gilt $T, H, A \vdash E$, so folgt aus $\neg E$ nicht $\neg H$, sondern nur $\neg(T \wedge H \wedge A)$. Diese Bedingung läßt sich aber auch durch $\neg T \vee H \vee A$ oder $T \wedge H \wedge \neg A$ erfüllen.

tralen Sätze würden die Bedeutungen der Terme in höherem Maße determinieren als die peripheren. Scharfe Grenzen zwischen modifizierbaren und nichtmodifizierbaren und zwischen bedeutungsbestimmenden und nicht bedeutungsbestimmenden Sätzen gibt es aber nicht.

Zu dieser Darstellung ist folgendes zu sagen: Einmal ist es besser, die logischen Sätze und die Bedeutung logischer Ausdrücke, ebenso wie die mathematischen, aus dieser Betrachtung auszuklammern, da bei ihnen doch grundsätzlich andere Verhältnisse vorliegen. Denn logische Operatoren lassen sich einzeln und ohne Bezugnahme auf empirische Sachverhalte präzise definieren. Diese Definitionen sind Festsetzungen und hängen als solche nicht von unseren Annahmen über die Welt ab. Gegenüber Quine, nach dem es keine scharfe Grenze zwischen logischen und nichtlogischen Ausdrücken gibt, so daß wir nur die in unserer heutigen Logik verwendeten Operatoren enumerativ aufzählen können, kann man eine solche Grenze in der strengen Definierbarkeit dieser Operatoren sehen.³⁴

Zum anderen bleibt Quines Schilderung doch recht undetailliert. In seinem Bestreben zu zeigen, daß zwischen analytischen und synthetischen Sätzen keine absolute Grenze besteht, verwischt Quine die bestehende, relative, aber methodologisch sehr wichtige Grenze:

Quines Behauptung, daß es für Natursprachen keine exakte Grenze zwischen analytischen und synthetischen Aussagen gibt, kann als durch die oben angeführten Argumente ausreichend gesichert angenommen werden. Die Einsicht, daß sich Bedeutungsfragen nicht streng von Tatsachenfragen scheiden lassen, weil die Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke von unseren Annahmen über die Welt abhängt, ist auch für das Verständnis der Weise, wie Sprache funktioniert, außerordentlich wichtig.

Für die methodologische Unterscheidung analytischer und synthetischer Sätze ist aber nicht ihre absolute, sondern nur ihre relative Geltung wichtig: Wenn Quine sagt, auch die logischen Prinzipien und die Bedeutungspostulate seien nicht immun gegenüber Korrekturen durch die Erfahrung, so gilt das offenbar in einem ganz anderen Sinn, als wenn man von der nur hypothetischen Geltung genereller synthe-

³⁴ Zur Abgrenzung der logischen Operatoren bei Quine vgl. z. B. [59], S. XIV. Vgl. auch Tarski [56], S. 418 f.

tischer Sätze spricht. Folgt z.B. mithilfe der klassischen Logik und mit Bedeutungspostulaten aus dem System $S(t)$ unserer Annahmen über die Welt im Zeitpunkt t der Satz $G(a)$ und stellt sich nun durch Beobachtungen heraus, daß $G(a)$ falsch ist, so ist es offenbar nicht sinnvoll, die Logik oder die Bedeutung des Prädikats $G(x)$ (etwa durch Aufgabe einschlägiger Bedeutungspostulate aus $S(t)$) so abzuändern, daß $S(t)$ mit $\neg G(a)$ verträglich wird. Denn dadurch würde die Bedeutung des empirischen Satzes $\neg G(a)$ verändert, so daß er unter Umständen nicht mehr den Inhalt der Beobachtungen wiedergeben würde.

Wenn man die Frage, ob gewisse Annahmen zu bestimmten Beobachtungen passen, als Frage nach der Verträglichkeit von Sätzen formulieren will, so muß man sich dabei auf eine Sprache beziehen, die in bestimmter Weise interpretiert ist, deren logische und deskriptive Konstanten also eine feste Bedeutung haben. Da sich die logischen Prinzipien auf die Deutung der logischen Konstanten gründen, ist damit auch eine Logik ausgezeichnet. Eine (interpretierte) Sprache und eine Logik bilden also das Bezugssystem, in dessen Rahmen man fragt, ob gewisse Annahmen mit bestimmten Beobachtungssätzen verträglich sind, oder welche Annahmen wie modifiziert werden müssen, damit eine Verträglichkeit erreicht wird. Daher kommt für eine Anpassung der Annahmen an die Erfahrung auch nur eine Modifikation solcher Sätze in Frage, die das Bezugssystem nicht verändert, die also z.B. nicht logische Gesetze aufhebt oder Sätze, deren Wahrheit aus der Interpretation der Sprache folgt. So wäre es offenbar absurd, den Satz „Dieser Rabe ist weiß“ dadurch mit der Annahme „Alle Raben sind schwarz“ in Übereinstimmung bringen zu wollen, daß man das Prädikat „weiß“ umdeutet in „schwarz“, oder „alle“ in „einige“. Es wäre absurd, weil man damit die Voraussetzung der Fragestellung, die Annahme einer bestimmten Sprache und Logik, aufheben würde. Eine Korrektur der Annahmen aufgrund widerstreitender Erfahrung kann also bei festgehaltenem Bezugssystem nur die nichtanalytischen Sätze betreffen.

Man kann natürlich auch die Deutung der Sprache ändern oder ein anderes Logiksystem wählen. Aber das ist eine Änderung, die nicht durch Erfahrungen erforderlich gemacht wird – eine Unverträglichkeit zwischen Beobachtungssätzen und Annahmen besteht, wie

gesagt, nur im Rahmen eines bestimmten Sprach- und Logiksystems, kann dieses also nicht widerlegen. Eine Änderung des Bezugssystems liegt auf ganz anderer Ebene und ist ganz anders motiviert als die Preisgabe naturwissenschaftlicher Hypothesen im Angesicht widerstreitender Erfahrungen. Sie kann sich z.B. darauf gründen, daß die bisher verwendete Sprache eine zu geringe Ausdrucksfähigkeit hat, daß eine Umdeutung gewisser Terme ihnen eine größere Fruchtbarkeit in der Naturbeschreibung verleiht und es erlaubt, allgemeine Gesetze einfacher zu formulieren, usw.

Es ist wichtig, diesen Unterschied zwischen Veränderungen hypothetischer Annahmen und Veränderungen im Bezugssystem festzuhalten. Analytische Sätze gibt es nur relativ zu einem solchen Bezugssystem, weil nur in einem Bezugssystem die Deutungen der Terme festgelegt sind. Je genauer die Interpretation der Sprache festliegt, desto schärfer ist die Grenze zwischen analytischen und synthetischen Sätzen bzgl. dieser Interpretation. Da die Deutung der deskriptiven Terme der natürlichen Sprachen bei weitem nicht so exakt fixiert ist wie die Deutung logischer und mathematischer Terme, lassen sich die analytischen Sätze, die nicht logisch oder mathematisch determinierte Sätze sind, auch viel weniger genau bestimmen als diese. Praktisch ist die Unterscheidung analytisch-synthetisch aber in den meisten Fällen hinreichend deutlich.³⁵

35 Auch Putnam hat in [62b] betont, daß es keinen absoluten, wohl aber einen relativen Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen gibt. Er sieht diesen Unterschied aber anders, als wir ihn hier charakterisiert haben: Für Putnam ist ein analytischer Satz in einem System von Annahmen, z. B. in einer Theorie T, ein grundlegender Satz von T, den man nicht aufgeben kann, ohne die ganze Theorie T aufzugeben. Solche Sätze sind z. B. die Newtonschen Axiome der Mechanik oder die Maxwell'schen Gleichungen der Elektrodynamik. – Dazu ist zu sagen: Derartige Sätze können in T analytischen Charakter im üblichen Sinn der Bedeutungswahrheiten haben, wenn sie z. B. die Deutung theoretischer Terme von T (partiell) festlegen; es können aber auch synthetische Sätze im üblichen Sinn sein, so daß Putnams Charakterisierung der analytischen Sätze von ihrer üblichen Bestimmung abweicht. Nur wenn T allgemein als wahr akzeptiert wird, so daß die Grundgesetze von T zentrale Annahmen über die Welt bilden, die für uns ein (gegenwärtig) unproblematisches Fundament zum Verständnis, zur Erklärung und Begründung anderer Sätze darstellen, kann man annehmen, daß sie für die Bedeutung der in

Wenn Quine betont, daß sich mit unseren Annahmen über die Welt auch die Bedeutungen der Wörter wandeln, so ist das, diachronisch gesehen, richtig. Aber in jedem Moment haben wir ein bestimmtes Sprachverständnis (wenngleich von begrenzter Genauigkeit), das unseren Aussagen über die Welt zugrundeliegt, und relativ zu ihm eine Unterscheidung (von begrenzter Genauigkeit) analytischer und synthetischer Sätze. Daß wir überhaupt etwas über die Welt aussagen und Informationen über sie mitteilen können, hängt davon ab, daß es Aussagen gibt, deren Bedeutung von ihrem Wahrheitswert unabhängig ist; daß also nicht alle Sätze auch den Charakter von Bedeutungs-postulaten haben; daß es also eindeutig synthetische Sätze gibt; daß also die Grenze zwischen synthetischen und analytischen Sätzen zumindest in einigen Fällen scharf ist.³⁶

2.3.3 Quines These von der Indeterminiertheit der Übersetzungen

Oben haben wir den Ausgangspunkt von Quines Gedanken zur Sprachphilosophie, seinen pragmatischen Ansatz, durch das Zitat cha-

ihnen vorkommenden Terme charakteristisch sind. Wenn Putnam in [62] die Aussage „Es gibt unendlich viele fremde endliche, zusammenhängende Raumstücke“ als Beispiel eines in der euklidischen Geometrie der klassischen Physik analytischen, in der Riemannschen Geometrie der Relativitätstheorie hingegen nichtanalytischen Satzes anführt und bemerkt, daß der analytische Charakter dieses Satzes nicht an der Bedeutung der Terme hänge, die in beiden physikalischen Theorien dieselben seien, so ist dagegen einzuwenden, daß dieser Satz als ein Satz der mathematischen wie der physikalischen Geometrie nicht analytisch ist. Erst wenn man den Ausdruck „Raumstück“ im Sinne von „Stück des euklidischen Raums“ interpretiert, wird er analytisch.

- ³⁶ Gelegentlich werden Quines Argumente gegen die Annahme analytischer Urteile so gedeutet, als würde Quine die Existenz einer wohlbestimmten Menge analytischer Sätze nicht bezweifeln, aber behaupten, daß diese Menge leer sei. Quine geht es aber wohl in erster Linie darum, daß der Begriff „analytischer Satz“ sich nicht präzise erklären läßt, daß es keine scharfen oder systematisch relevanten Grenzen zwischen Bedeutungs- und Tatsachenwahrheiten gibt. – Zum Problem der analytischen Sätze vgl. auch Bohnert [63], Gewirth [53], Kemeny 63], Martin [52] und [59], Mates [51], Pap [58], Peach [52], Putnam [62a], Wang [55] und White [50].

rakterisiert: "Language is a social art. In acquiring it, we have to depend entirely on intersubjectively available cues as to what to say and when. Hence there is no justification for collating linguistic meanings, unless in terms of men's dispositions to respond overtly to socially observable stimulations."³⁷

Aus dieser Einsicht, daß wir die Sprache nur durch ihren Gebrauch lernen, folgt für Quine eine grundlegende These seines Buches "Word and Object", die These von der Interdeterminiertheit der Übersetzungen.³⁸ Diese These formuliert Quine so: "The infinite totality of sentences of any given speaker's language can be so permuted or mapped unto itself, that (a) the totality of the speaker's dispositions to verbal behavior remains invariant, and yet (b) the mapping is no mere correlation of sentences with equivalent sentences, in any plausible sense however loose."³⁹

Obwohl der Term "equivalent" nirgends näher erläutert wird, steht er doch offenbar für eine irgendwie bestimmte Bedeutungsgleichheit. Die These besagt also: Aus dem Gebrauch einer Sprache läßt sich die Bedeutung ihrer Ausdrücke nicht eindeutig bestimmen; mit dem Gebrauch einer Sprache sind drastisch verschiedene Interpretationen verträglich. Dabei ist unter „Gebrauch“ das System der Verwendungsregeln der Sprache zu verstehen, da Quine von den *Gebrauchsdispositionen* des Sprechers redet. Quine zielt also mit seiner These nicht, oder jedenfalls nicht primär, auf das Problem, ob und in welchem Umfang sich aus endlich vielen beobachteten Gebrauchsinstanzen einer Sprache ihre Gebrauchsregeln erschließen lassen.⁴⁰

Diese These läßt sich nun in besonders durchsichtiger Weise formulieren, wenn man anstelle der Abbildung einer Sprache auf sich selbst die Übersetzung einer Sprache in eine andere betrachtet, die nur auf Kriterien des Gebrauchs der Wörter Bezug nimmt: "... manuals for translating one language into another can be set up in divergent ways, all compatible with the totality of speech dispositions, yet incompatible with one another."⁴¹

37 Quine [60], S. IX.

38 Vgl. Quine [60], Kapitel II. Vgl. dazu auch Quine [58].

39 Quine [60], S. 27.

40 Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.4.

41 Quine [60], S. 27.

In dieser Formulierung läßt sich die These am besten am Beispiel zweier einfacher Sprachen S 1 und S 2 präzisieren: Wir wollen annehmen, S 1 und S 2 seien Sprachen der elementaren Prädikatenlogik, die sich nur in ihrem Alphabet, nicht aber in ihren Formregeln unterscheiden, d.h. in der Art und Weise, wie sie Ausdrücke der verschiedenen syntaktischen Kategorien, die Terme (Eigennamen und Prädikate verschiedener Stellenzahl) und Sätze abgrenzen.⁴² Die Ausdrücke von S 1, bzw. S 2 seien im Sinne der Interpretation V 1, bzw. V 2 gedeutet, die über den Gegenstandsbereichen γ_1 , bzw. γ_2 erklärt sind, so daß also diese Mengen alle Objekte enthalten, über die man in S 1, bzw. S 2 sprechen kann.⁴³ Es sei nun X eine Person, welche die Sprache S 1 spricht und die ihr fremde Sprache S 2 kennenlernt aus dem Gebrauch, den die Angehörigen der Sprachgemeinschaft – als Repräsentant diene Y – von den Ausdrücken dieser Sprache machen.

Zur Vereinfachung wollen wir annehmen, daß X aus diesem Sprachgebrauch zunächst einmal die Syntax (die Grammatik) von S 2 ablesen kann (von der wir annehmen, sie sei mit der von S 1 identisch). Ferner soll X aus dem Sprachgebrauch entnehmen können, wie die logischen Operatoren von S 2 semantisch charakterisiert sind.⁴⁴

42 Zu den hier verwendeten logischen und semantischen Begriffen vgl. den Abschnitt 3.2.1.

43 Es genügt hier, eine extensionale Semantik zugrunde zu legen, da Quine nicht nur eine intensionale, sondern auch eine extensionale Verschiedenheit einiger nach dem Sprachgebrauch möglicher Übersetzungen behauptet.

44 Quine sagt: "Truth functions can be translated" ([60], S. 68). Wir können darüber hinaus annehmen, daß sich z. B. auch der Existenzoperator $\forall x \dots$ (es gibt ein Ding x, so daß ...) übersetzen läßt. Denn dafür ist nicht Voraussetzung, daß γ_1 und γ_2 identisch sind (Quine [60], S. 60 f.), oder daß X γ_2 kennt, sondern $\forall x \dots$ ist in S2 syntaktisch bereits als Existenzquantor charakterisiert, wenn die Sätze der Form $A[a] \supset \forall x A[x]$ als analytisch angesehen werden (Quine sagt: "Stimulus-analytic sentences can be recognized", [60], S. 68; ein *reizanalytischer* Satz ist dabei ein Satz, der in jeder Situation bejaht wird, es sei denn, es wird gar nichts bejaht, vgl. Quine [60], S. 55), und wenn ein Satz der Form $\forall x A[a] \supset C$ immer dann als analytisch angesehen wird, wenn $A[a] \supset C$ als analytisch angesehen wird (wo a nicht in C vorkommt). Hintikka hat in [68] einen Vorschlag zu einer semantischen anstelle einer syntaktischen Charakterisierung der Quantoren gemacht, der jedoch davon ausgeht, daß beiden Sprachen ein einheitlicher Individuenbereich zugrunde gelegt wer-

Danach können wir zunächst folgende Bedingungen für eine Übersetzung festhalten:

- 1) Eine Übersetzung von S 2 in S 1 ist eine Funktion φ , für die gilt:
- a) φ bildet die Terme und Sätze von S 2 auf Ausdrücke gleicher syntaktischer Kategorie von S 1 ab.⁴⁵
 - b) φ ist operationstreu gegenüber den gemeinsamen Formregeln von S 1 und S 2,⁴⁶
 - c) φ bildet die logischen Operatoren von S 2 auf semantisch gleichwertige logische Operatoren von S 1 ab.

Diese Bedingungen (a) bis (c) – das ist unsere idealisierende Annahme – kann X unabhängig von einer Kenntnis der speziellen Interpretation V 2 von S 2 überprüfen.

Man kann nun das spezifisch semantische Problem der Übersetzung so formulieren: Welche zusätzlichen Kriterien für Übersetzungen ergeben sich für X aus dem Sprachgebrauch von Y, was kann X aus dem Sprachgebrauch von Y über V 2 entnehmen? Dafür sind nun die Sätze von S 2 entscheidend, die Y verwendet, um etwas zu beschreiben, das sowohl von ihm selbst wie von X direkt beobachtet werden kann, denn für diese Sätze ist am deutlichsten, worauf sie sich beziehen.

Wir wollen mit Quine annehmen, daß X feststellen kann, ob ein Satz Φ von S 2, den X in einem bestimmten Augenblick t äußert, das Wahrnehmungsfeld W von X in t (partiell) beschreibt, d.h. sich auf etwas bezieht, was X in t wahrnehmen kann.⁴⁷ X wird dann einen solchen Satz Φ von S 2 in einen Satz von S 1 übersetzen, der ebenfalls W beschreibt.

den kann, was Quine in [60] ausdrücklich verneint. Unser Vorschlag ist auch nicht von dem, allerdings nicht sehr schwerwiegenden Einwand Quines gegen Hintikkas Vorschlag (Synthese 19 (1968/69), S. 284–287) betroffen, daß es praktisch vorkommen kann, daß jemand einen Satz $\forall x A(x)$ behauptet, ohne bereit zu sein, einen Satz der Form $A(a)$ zu behaupten.

45 D.h. φ bildet Eigennamen auf Eigennamen, n -stellige Prädikate auf n -stellige Prädikate und Sätze auf Sätze ab.

46 D.h.: Setzt sich ein Term oder Satz Φ von S2 aus Termen oder Sätzen Ψ_1, \dots, Ψ_n von S2 gemäß einer Formregel zusammen, so soll sich $\varphi\Phi$ nach dieser Formregel aus den Ausdrücken $\varphi\Psi_1, \dots, \varphi\Psi_n$ zusammensetzen.

47 Wenn Φ W beschreibt, so soll das einschließen, daß Φ wahr ist.

Wir können dann als eine letzte Bedingung in die Definition des Quineschen Übersetzungsbegriffs aufnehmen:⁴⁸

d) Für alle Sätze Φ von S 2 und alle Wahrnehmungsfelder W von X gilt: Φ beschreibt W genau dann, wenn $\varphi\Phi$ W beschreibt.⁴⁹

Die These der Indeterminiertheit der Übersetzungen läßt sich dann so aussprechen: Für vorgegebene φ und V 1 ist V 2 durch die Bedingungen (a) bis (d) nicht eindeutig festgelegt.⁵⁰ Diese Bedingungen sind u.a. damit verträglich, daß γ_1 und γ_2 kein gemeinsames Element enthalten und daß für alle Terme α von S 2 die Interpretationen V 2 (α) und V 1 ($\varphi\alpha$) verschieden sind, daß also die Übersetzungen der Ausdrücke von S 2 gänzlich andere Bedeutungen haben als diese.

Die Gültigkeit dieser These hängt nun offenbar an der Bedingung (d). Ohne diese Bedingung wäre sie eine Trivialität. Die Frage ist also, inwieweit (d) die Übersetzung einschränkt.

Nehmen wir an, Y beschreibt mit einem einfachen Satz wie „a hat die Eigenschaft F “ ein Wahrnehmungsfeld von X , das z.B. einen in einer Wiese sitzenden Hasen darstellt. X weiß nun nicht, welchen Gegenstand Y mit „a“ bezeichnet und welche Eigenschaft mit „ F “. Das Wahrnehmungsfeld, d.h. die Menge der Sinnesreize, die X in dem fraglichen Augenblick erfährt, läßt verschiedene (partielle) Beschreibungen zu, und Y kann mit seinem Satz ebenso gut die Tatsache beschreiben, daß die Wiese grün ist, als daß das in ihr sitzende Tier ein Hase ist. Über solche Unterschiede der Bedeutung kann nun der

48 Unsere Definition stellt eine Vereinfachung und Modifizierung von Quines Übersetzungsbegriff dar. Da es uns hier nur um die These der Indeterminiertheit der Übersetzungen geht, haben wir nur die Bestimmungen des Quineschen Begriffes in (I) aufgenommen, auf denen diese These beruht.

49 Danach gilt nicht für alle Sätze Φ von S2: $V2(\Phi) = V1(\varphi\Phi)$, sondern nur für solche Sätze Φ , die ein Wahrnehmungsfeld W beschreiben, insbesondere also für Beobachtungssätze. Andererseits besagt (d) für den Fall solcher Sätze mehr als diese Bedingung. – Wenn wir in (d) von allen Wahrnehmungsfeldern von X sprechen, so wird damit idealisierend angenommen, daß X in jeder Wahrnehmungssituation den auf diese Situation bezogenen Sprachgebrauch von Y überprüfen kann.

50 In Quine [60] ist die These so formuliert, daß S1 eine mehrsortige Sprache ist, so daß sich S2 auf mehrere Teilsprachen von S1 abbilden läßt. Die Behauptung ist dann, daß für vorgegebene V1 und V2 die Abbildung φ nicht durch die Bedingungen (a) bis (d) eindeutig festgelegt ist.

weitere Sprachgebrauch von Y Auskunft geben, denn nicht alle Hasen sitzen in grünen Wiesen und nicht in jeder grünen Wiese sitzt ein Hase. Wenn also Y angesichts einer grünen Wiese ohne Hasen wieder sagt „a hat die Eigenschaft F“, so entfällt die zweite Deutungsmöglichkeit, sagt aber Y angesichts eines Hasen ohne Wiese „a hat die Eigenschaft F“, so entfällt die erste Deutungsmöglichkeit.⁵¹

Wenn es nun aber konkomitante Bestimmungen gibt, d.h. Bestimmungen, die immer zusammen auftreten, so besteht die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Deutungen durch den Sprachgebrauch zu unterscheiden, nicht mehr. Quine bringt als Beispiele konkomitanter Bestimmungen ‚Ding‘, ‚Dingteil‘ und ‚Ding zum Zeitpunkt t‘.⁵²

Quine sieht danach eine ähnliche Schwierigkeit für die Bedeutungsfestlegung aller Ausdrücke, wie sie Wittgenstein nur für privatsprachliche Ausdrücke sieht, genauer: für Ausdrücke, die für private Empfindungen, seelische Erlebnisse und dergleichen stehen,⁵³ und wie er sie durch das Käferbeispiel illustriert: „Angenommen, es hätte Jeder eine Schachtel, darin wäre etwas, was wir „Käfer“ nennen. Niemand kann je in die Schachtel des Andern schauen Da könnte es ja sein, daß jeder ein anderes Ding in seiner Schachtel hätte Aber wenn nun das Wort „Käfer“ dieser Leute doch einen Gebrauch hätte? – So wäre er nicht der der Bezeichnung eines Dings. Das Ding in der Schachtel gehört überhaupt nicht zum Sprachspiel durch dieses Ding in der Schachtel kann „gekürzt werden“; es hebt sich weg, was immer es ist.“⁵⁴

Bei Quine entspricht der Schachtel das Wahrnehmungsfeld und dem Käfer das Ding in ihm, bzw. die Eigenschaft oder Beziehung, die durch einen Ausdruck von S 2 bezeichnet wird.

Die These Quines geht insofern weiter als die Aussagen Wittgensteins über die Bedeutungsfestlegung von Prädikaten,⁵⁵ daß sich nach ihr auch die Bedeutung, ja der Bezug von Eigennamen nicht eindeutig feststellen läßt, ja daß sich aus dem Sprachgebrauch nicht einmal

51 Quine sagt: „Observation sentences can be translated. There is uncertainty, but the situation is the normal inductive one“, [60], S. 68.

52 Vgl. dazu Quine [60], S. 53 f., sowie Quine [58].

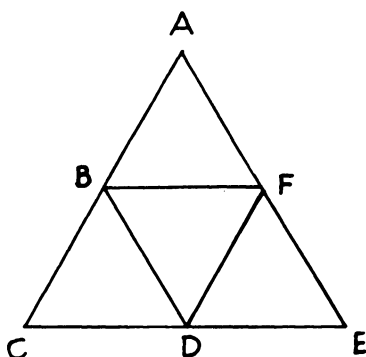
53 Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.6.

54 Wittgenstein [53], 293.

55 Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.4.

ersehen läßt, von welchem Gegenstandsbereich in einer Sprache die Rede ist.⁵⁶

Die Beispiele für Konkomitanten, die Quine angibt, wirken nun freilich wenig überzeugend – wie wir sehen werden, liegt das in der Natur der Sache. Aber selbst wenn man solche Konkomitanten nicht annimmt, bleibt folgende Übersetzungsschwierigkeit: Jedes Wahrnehmungsfeld W von X läßt prinzipiell unendlich viele Beschreibungen zu, denn mit einem Satz Φ ist z.B. auch der Satz $\Phi \vee \Psi$ eine Beschreibung von W . Schon die folgende einfache geometrische Figur läßt sich z.B. (partiell) beschreiben durch



die Sätze: „Die Figur ACE ist ein gleichseitiges Dreieck“ oder „Die Figuren ABF, BCD, DFB, FDE sind gleichseitige Dreiecke und bilden zusammen ein gleichseitiges Dreieck“, oder „Die Figur ABF ist ein gleichseitiges Dreieck, die Figur BCEF ist ein Trapez und beide bilden zusammen ein gleichseitiges Dreieck“, oder „Die Figur ABF ist ein gleichseitiges Dreieck“, oder „Die Figuren BDF und FDE haben eine Seite gemeinsam“, oder „Die Figur ABF ist kein Trapez“ – um nur einige mögliche Beschreibungen zu nennen.

56 Andererseits ist die These Quines insofern schwächer als die Aussagen Wittgensteins über das Erlernen von Prädikaten, als er annimmt, daß wir die Gebrauchsregel für Beobachtungsprädikate induktiv erlernen können, daß wir also einem Prädikat F von S_2 ein Prädikat φF von S_1 zuordnen können, so daß für alle Eigennamen a von S_2 nach (d) gilt $V_2(F(a)) = V_1(\varphi F(a)) = V_1(\varphi F(\varphi a))$.

Da die Menge der Wahrnehmungsfelder W , die X für die Analyse des Sprachgebrauchs von Y zur Verfügung steht, nur endlich ist – X soll ja aufgrund endlich vieler Beobachtungen des Sprachgebrauchs von Y V_2 bestimmen – besagt das, daß von unendlich vielen nach (a) bis (c) möglichen Hypothesen über V_2 durch (d) nur endlich viele induktiv ausgeschaltet werden können. Alle übrigen verbleibenden Hypothesen sind gleichwahrscheinlich, bzw. besser: gleich unwahrscheinlich. Auch dieses Argument zeigt also, daß im Sinne von Quines These V_2 durch V_1 und φ , bzw. daß eine Übersetzung φ durch V_1 und V_2 nicht eindeutig festgelegt ist.

Vom Fall der Übersetzung auf den Fall des Erlernens einer Sprache zurückübertragen besagt die These Quines: Da wir jede Sprache nur durch ihren Gebrauch erlernen, können wir ihre Ausdrücke immer in verschiedener Weise deuten, solange diese nur mit dem Gebrauch übereinstimmt.

Nun ist es aber doch faktisch so, daß wir uns über die Bedeutung von Wörtern sehr genau verständigen können: wir wägen die Bedeutungsschattierungen eines englischen Satzes und seiner deutschen Übersetzung sehr genau ab und wir diskutieren die Bedeutungsverwandtschaften und -verschiedenheiten deutscher Wörter im Detail. Es gibt tatsächlich keine konkurrierenden, echte Alternativen anbietenden Wörterbücher Englisch-Deutsch, und es gibt keinen, nicht auch im Englischen mehrdeutigen Satz, für den es konkurrierende Übersetzungen ins Deutsche gäbe, die in keinem Sinn, "however loose", äquivalent wären und zwischen denen wir demnach keine Auswahl treffen könnten.

Auch spricht Quine ja tatsächlich über die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes und macht sprachlich einen Unterschied zwischen seinen Beispielen konkomitanter Bestimmungen. Ferner ist es doch gerade eine pragmatische Grundthese, daß Begriffe Abstraktionen aus Prädikaten sind, daß begriffliche Unterscheidungen auf sprachlichen Unterscheidungen beruhen. Wo also ein begrifflicher Unterschied zwischen möglichen Deutungen eines Wortes besteht, dort ist er auch sprachlich mitteilbar. Es kann also nicht so sein, daß die Bedeutungsunterschiede, die wir üblicherweise meinen, sich durch den Sprachgebrauch nicht rechtfertigen ließen. Der Sprachgebrauch

muß daher eine wesentlich genauere Bestimmung sprachlicher Bedeutungen erlauben, als das nach den Ausführungen Quines den Anschein hat. Insbesondere müssen sich die Kriterien für adäquate Übersetzungen wesentlich verschärfen lassen, so daß X aus dem Sprachgebrauch von Y entnehmen kann, über welche Dinge, Eigenschaften und Beziehungen Y redet.

Wie aber läßt sich das erklären? Wie kann X aus dem Gebrauch, den Y in konkreten Situationen der Anwendung auf Beobachtbares von den Sätzen von S 2 macht, die Bedeutung der Terme von S 2 und den Gegenstandsbereich γ_2 erkennen?

In einer solchen Situation ist X ein Wahrnehmungsfeld gegeben. Ob Y das gleiche oder ein ähnliches Wahrnehmungsfeld hat, weiß X nicht. Prinzipiell könnte es sein, daß Y eine ganz andersartige sinnliche Organisation hat als X und ganz verschiedene Sinnesreize erfährt. Es ist aber für X eine sehr naheliegende, um nicht zu sagen: selbstverständliche Hypothese, daß Y im wesentlichen das gleiche Wahrnehmungsfeld hat wie er selbst. Das muß auch Quine voraussetzen, denn sonst kann X den Sprachgebrauch von Y gar nicht beobachten. Einen Aufschluß über die Bedeutung eines Satzes, den Y verwendet, erhält ja X nur dann, wenn er weiß, worauf sich dieser Satz bezieht. Y bezieht sich mit seinen Sätzen aber nicht auf das Wahrnehmungsfeld von X, sondern auf sein eigenes. Hier, wie im folgenden, bestätigt die Ausnahme die Regel: der eine nimmt z.B. Ton- oder Lichtsignale in Frequenzbereichen wahr, die dem anderen nicht mehr zugänglich sind. Aber es kommt uns hier auch nur darauf an, zu erklären, wie wir uns *in der Regel* verstehen, nicht darauf, zu zeigen, daß wir uns zwangsläufig *immer* verstehen müssen – was ja tatsächlich auch nicht der Fall ist.

Nun läßt das gleiche Wahrnehmungsfeld aber im allgemeinen verschiedene Bestimmungen zu: Y kann mit seinem Satz Φ die eine Bestimmung meinen, X die andere, wie das Hasenbeispiel oben zeigte. Es gibt aber nicht beliebig viele Bestimmungen des Wahrnehmungsfeldes, die X für seine Deutung von Φ in Betracht ziehen muß: Das Wahrnehmungsfeld von X ist kein bloßes „Gewühle der Empfindungen“, keine unorganisierte Menge von Sinnesreizen, die X erst von sich aus in Form von Dingen mit Eigenschaften und Beziehungen gliedern müßte, sondern das Wahrnehmungsfeld ist von vornherein gegliedert.

Diese Tatsache wird in der Wahrnehmungspsychologie sehr ausführlich belegt. Die augenfälligen Aspekte der Situation, die naheliegenden Bestimmungen, die X ohne weitere Überlegungen im Auge hat, sind, wo nicht eindeutig bestimmt, doch jeweils nur wenige. Es ist nun für X eine weitere naheliegende Hypothese, die durch die Kenntnisse, die X von Y hat, gestützt oder erschüttert werden kann, daß Y nicht nur die gleiche Sinnesorganisation hat wie X selbst, sondern daß zwischen ihm und Y noch viel weitergehende biologische, psychologische, soziologische und kulturelle Gemeinsamkeiten bestehen, die bewirken, daß Y die gleichen Aspekte der Situation ins Auge fallen wie ihm selbst, und daß Y mit dem Satz Φ einen dieser Aspekte ausdrückt. Die Abstufungen der Bedeutsamkeit der verschiedenen Aspekte für X bewirkt in diesem Sinn, daß X seinen Deutungen von Φ verschiedene (subjektive) Wahrscheinlichkeitsgrade zuordnen kann – unter Berücksichtigung seiner Kenntnisse von Y. So kann X von vornherein viele Deutungsmöglichkeiten mit praktischer Sicherheit ausschließen und zwischen den restlichen kann er dann induktiv durch den weiteren Sprachgebrauch von Y eine Auswahl treffen. Je größer die Gemeinsamkeiten zwischen X und Y sind, eine desto engere Vorauswahl kann X unter seinen Deutungshypothesen für Φ treffen.

Dazu zwei Beispiele: Wenn eine dritte Person Z zu X und Y hinzutritt und Y und X mit einer in Richtung von Z weisenden Gebärde sagt „Das ist a“, so kann X ziemlich sicher sein, daß der Ausdruck „a“ diesen Z bezeichnet, und nicht etwa das Raumvolumen, das Z gerade ausfüllt, den dritten Knopf an Z's Weste, die Summe der Teile von Z oder einen momentanen Zustand von Z – es sei denn, Y ist ein Philosoph, aber das ist eben nicht die Regel. Und wenn Y angesichts einer Gruppe junger Mädchen einigen, die X als besonders attraktiv auffallen, das Prädikat „F“ zuspricht, anderen aber, die X als weniger attraktiv erscheinen, dieses Prädikat abspricht, so kann X ziemlich sicher sein, daß Y das Prädikat „F“ im Sinne einer Bedeutungsvarianten von „attraktiv“ verwendet – es sei denn, Y ist Misogyn, aber auch das ist nicht die Regel.

Die Deutung eines Prädikats F von S 2, dessen Verwendung X exemplarisch beobachtet, im Sinne eines Prädikats von S 1 bewirkt dann auch, daß X das Prädikat F über die Klassen der Beispiele hinaus

fortsetzen kann, die ihm Y gegeben hat. Endlich liegt es für X aufgrund der obigen Überlegungen auch nahe, den Gegenstandsreich γ_2 von S 2 als Menge aller konkreten Dinge der Art zu bestimmen, wie sie durch Eigennamen von S 2 bezeichnet werden, die X bereits erlernt hat. Im wesentlichen wird also X von der Hypothese ausgehen, daß Y über die gleichen Dinge spricht, die er selbst für gewöhnlich im Auge hat.⁵⁷

Wie kann aber X die Sätze von Y deuten, wenn er selbst noch keine Sprache beherrscht und damit auch keinen Vorrat von Begriffen für mögliche Deutungen hat, wenn X also in der Situation des Kindes ist, das erst sprechen lernt? Die Einzelheiten dieses Lernprozesses gehen die Entwicklungspsychologie an. In unserem Zusammenhang interessiert nur die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit eines Sprachverständnisses in dieser Situation.

Wenn es so wäre, daß eine Unterscheidung von Gegenständen und ihre qualitative Bestimmung überhaupt erst mit sprachlichen Mitteln möglich wäre, so könnte man offenbar nie eine Sprache erlernen, da ja auch die Unterscheidung sprachlicher Ausdrücke und die Erfassung von Situationen, auf die sie sich beziehen, solche Bestimmungen voraussetzt. Auch das noch nicht sprechende Kind hat aber bereits eine Umwelt im Sinne der Umwelttheorie Jakob von Uexkülls.⁵⁸ Diese Umwelt ist gegliedert in Dinge und Vorgänge, die für das Kind bedeutungsvoll sind – nun nicht im Sinn einer Zeichenbedeutung, sondern im Sinn einer Bedeutsamkeit, einer Rolle, die sie im Gesamtzusammenhang seiner Lebensform spielen, einer „Erlebnistönung“, einer „Valenz“ für das Kind. Auch für das Kind ist die Welt so bereits strukturiert und seine Aufmerksamkeit richtet sich in bestimmten Situationen auf bestimmte Dinge und Qualitäten. Diese Dinge und Qualitäten begreift das Kind in den ersten Worten, die es lernt. Diese

57 Wir wollen hier natürlich nicht die Hypothese vertreten, die Übersetzung fremder Sprachen sei ein bloßes statistisches Auswahlverfahren. Vielmehr gehen darin durchaus schöpferische Entwürfe und Konstruktionen ein, ähnlich denen bei Theorienbildungen, insbesondere bei der Aufstellung grammatikalischer Regeln, von denen wir hier gar nicht gesprochen haben. Wichtig ist aber, daß sich die Übersetzungshypothesen und Theorien in allen Einzelheiten induktiv überprüfen lassen.

58 Vgl. dazu z. B. Uexküll [24] und [28].

vorsprachlichen Bestimmungen haben sicherlich noch einen sehr breiten Vagheitsspielraum, den das Kind erst mit zunehmender Erfahrung und Sprachbeherrschung einzuengen lernt. Wichtig ist nur, daß wir in der Existenz vorsprachlicher qualitativer Bestimmungen eine Basis finden können für die Deutung sprachlicher Ausdrücke, für die induktive Erlernung ihres Gebrauchs aus Einzelfällen ihrer Anwendung.

Die Existenz vorsprachlicher qualitativer Bestimmungen ist auch für den Sprachkundigen noch feststellbar. So können wir gewisse Farben, Geräusche, Gerüche etc. identifizieren, ohne über einfache sprachliche Beschreibungen dafür zu verfügen.

Die Existenz vorsprachlicher qualitativer Bestimmungen erkennt auch Quine an, wenn er sagt: "In effect therefore we must credit the child with a sort of prelinguistic quality space."⁵⁹ Entscheidend für die Möglichkeit, die Interpretationshypothesen mit subjektiven Wahrscheinlichkeiten zu belegen und so induktiv zur eindeutigen Auszeichnung von Bedeutungen zu kommen, ist aber darüber hinaus die Bedeutsamkeit, die einzelne Aspekte der Welt für uns haben. Erst diese Bedeutsamkeit der Dinge und Eigenschaften bewirkt, daß man bei der Bedeutungszuordnung wesentlich über den Rahmen der Quineschen These von der Indeterminiertheit der Übersetzungen hinausgehen kann. Nun hat zwar auch Quine einmal eine "tendency to respond in different degrees to different differences" angenommen – z.B. "more tendency to dissociate the ball from its surroundings than to dissociate its parts from one another"⁶⁰ – und sie als Voraussetzung für die Erlernung einer Sprache bezeichnet, er hat diese Tendenz aber bei der Begründung seiner IndeterminiertheitsThese in [60] wohl nicht mit in Betracht gezogen.

Es liegt nun der Einwand nahe, wir hätten die Aussagen Quines in "Word and Object" nicht richtig interpretiert. Denn Quine würde schon die These (I) nicht so ausdrücken, wie wir das getan haben, als wir sagten: „Aus dem Gebrauch einer Sprache läßt sich die Bedeutung ihrer Ausdrücke nicht eindeutig bestimmen“, denn für Quine sind Bedeutungsunterschiede immer Unterschiede im Gebrauch.⁶¹ Ferner

59 Quine [60], S. 83. Vgl. dazu auch Quine [69c], S. 123 ff.

60 Vgl. Quine [57], S. 218.

61 Vgl. Quine [60], S. 26.

nimmt Quine bei seinen Überlegungen gerade nicht an, daß die Sprachen S 1 und S 2 eine identische oder auch nur analoge syntaktische Struktur haben⁶², er bezieht sich nicht auf Sprachen, für die weitergehende kulturelle Gemeinsamkeiten bestehen, die eine Übersetzung im Sinne unserer Ausführungen nahelegen würden. Quine bezieht sich für die Unbestimmtheit der Übersetzung auch nicht auf solche einfachen Beobachtungssätze, wie wir sie betrachtet haben, sondern eher auf theoretische Sätze wie „Neutrinos haben keine Masse“⁶³, und endlich untersucht er das Übersetzungsproblem gerade nicht anhand solcher Sprachen wie Englisch und Deutsch, für die nach seiner Ansicht besondere Verhältnisse vorliegen.⁶⁴

Wenn wir uns so im Detail erheblich von Quine entfernt haben, so haben wir doch das zentrale Problem der Indeterminiertheitsthese behandelt. Denn was zunächst unsere Formulierung der These (I) angeht, so wird diese These trivialerweise falsch, wenn man im pragmatischen Sinne Bedeutung und Gebrauch identifiziert und damit die nichtäquivalenten Sätze als in ihrem Gebrauch verschieden auffaßt. Man kann diese These pragmatisch auch nicht so deuten, daß der Gebrauch der nichtäquivalenten Sätze zwar derselbe ist, nicht aber der Gebrauch der in ihnen vorkommenden Terme, denn ein Unterschied im Gebrauch der Terme ist doch nichts anderes als ein Unterschied im Gebrauch von Sätzen, in denen sie vorkommen.⁶⁵

Quine begründet die These (II) nun so, daß sich nicht alle Argumente auf den Fall (I) übertragen lassen. Nun stellt aber auch für Quine (I) die interessantere Behauptung dar.⁶⁶ Insofern haben die zusätzlichen Argumente für (II) weniger Gewicht. Quine sagt z.B., daß eine synonyme Übersetzung nicht zu erreichen sei, wenn die syntaktischen Strukturen der beiden Sprachen gänzlich verschiedenartig seien, wenn die Sätze einer Sprache z.B. nicht die Subjekt-Prädikat-Struktur der Sätze der anderen Sprache hätten. Man kann Quine sicher zugestehen, daß hinreichend verschiedene Sprachen sich nicht synonym ineinander übersetzen lassen. Diese Verschiedenheit

62 Vgl. Quine [60], S. 53.

63 Vgl. Quine [60], S. 76.

64 Vgl. Quine [60], S. 28; 76.

65 Vgl. Quine [60], S. 79.

66 Quine [60], S. 78.

entfällt aber im Fall der These (I). Ebenso bedingen natürlich starke kulturelle Verschiedenheiten erhebliche Übersetzungsschwierigkeiten, und man wird die übersetzten Sätze immer relativ zu einer Übersetzung der fundamentalen Annahmen über die Welt verstehen müssen, von denen die fremde Sprachgemeinschaft ausgeht. Auch diese Schwierigkeit tritt aber im Fall (I) nicht auf.

Für die These (I) aber bleiben im wesentlichen folgende beiden Argumente: Zunächst ist für Quine die Synonymität zweier Sätze immer nur eine Reizsynonymität, wobei zwei Sätze als *reizsynonym* gelten, wenn sie unter den gleichen Reizbedingungen (wir sprachen von gleichen Wahrnehmungsfeldern) bejaht werden.⁶⁷ Aus der Reizsynonymität folgt für Quine aber nicht die Synonymität im üblichen Sinn.⁶⁸ Unser oben vorgetragenes Argument läuft nun genau darauf hinaus, daß man über die Reizsynonymität hinaus zur Synonymität von Sätzen und damit zur Synonymität der in ihnen vorkommenden Terme gelangen kann.

Weiterhin behauptet Quine, daß sich für theoretische Sätze nicht einmal eine Reizsynonymität definieren läßt.⁶⁹ Wenn man aber unserem Argument folgend eine Synonymität der Beobachtungsterme annehmen kann, so läßt sich eine Synonymität für theoretische Terme⁷⁰ z.B. so definieren: Die Folge der theoretischen Terme t_1, \dots, t_n einer Theorie T 1 ist synonym mit der Folge s_1, \dots, s_n der theoretischen Terme der Theorie T 2, wenn die Axiome von T 1 bei Ersetzung der t_i durch die s_i ($i = 1, \dots, n$) und einer evtl. Ersetzung von Beobachtungstermen durch synonyme andere in die Axiome von T 2 übergehen.

Entscheidend ist also für Quines Überlegung die Behauptung, daß man von der Reizsynonymität nicht zur Synonymität im üblichen Sinn übergehen kann, und diese Behauptung haben wir oben diskutiert.

67 Quine [60], S. 32 f., 46.

68 Vgl. Quine [60], S. 46.

69 Quine [60], S. 46 f.

70 Zum Begriff des theoretischen Terms vgl. z. B. Stegmüller [70] oder Kutschera [72], 3.3.

2.4 Wittgensteins Sprachphilosophie in den „Philosophischen Untersuchungen“

Wittgenstein hatte sich nach Beendigung des Traktats in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg zunächst ganz von der Philosophie zurückgezogen, da er die philosophischen Grundprobleme mit dem Traktat im wesentlichen für erledigt und gelöst hielt.

Erst 1928 wandte sich Wittgenstein wieder der Philosophie zu. Seine Einstellung zu den philosophischen Problemen hatte sich bis dahin gegenüber dem Traktat schon in vieler Hinsicht geändert, so daß er glaubte, wieder schöpferische philosophische Arbeit leisten zu können.¹ Insbesondere etwa seit 1933 wandelten sich Wittgensteins philosophische Ideen radikal. Vor allem beschäftigte er sich wieder mit den Problemen der Sprache, er kam aber nun zu ganz anderen Auffassungen, als er sie im Traktat vertreten hatte. In den „Philosophischen Untersuchungen“ [53] setzte er sich in radikaler Schärfe mit den Grundgedanken des Traktats auseinander, und die Sprachphilosophie dieses Werks stellt die rein pragmatische Antithese zur rein realistischen Semantik des Traktats dar.

Wir wollen im folgenden vor allem die Aussagen Wittgensteins in [53] zum Bedeutungsproblem diskutieren. Diese Diskussionen werden uns aber schon zu dem erkenntnistheoretischen Thema des 4. Kapitels, zur Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Erfahrung, hinführen, denn Wittgensteins Aussagen über die semantische Funktion sprachlicher Ausdrücke basieren letztlich auf erkenntnistheoretischen Überlegungen.

Die „Philosophischen Untersuchungen“ sind eine Sammlung systematisch kaum verbundener Gedanken. Wittgenstein wollte in ihnen nicht eine semantische Theorie entwickeln, sondern nur die „Verhehung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ lösen, d. h. gegen falsche Auffassungen von den Funktionen der Sprache angehen.² Da es uns hier aber um systematische Fragen geht,

¹ Vgl. dazu Wright [55].

² Vgl. Wittgenstein [53], 109, 133.

zielen wir im folgenden nicht so sehr auf eine möglichst getreue Wiedergabe und Interpretation der Aussagen Wittgensteins ab, als auf die Klärung der von ihm aufgeworfenen Probleme.³

2.4.1 Die Preisgabe der ontologischen Voraussetzungen des Traktats

Wittgenstein war im Traktat von ontologischen Vorstellungen ausgegangen, nach denen die Welt sich in bestimmter Weise in komplexe und endlich in einfache Tatsachen gliedert, die sich wiederum aus einfachen Dingen (Objekten und Attributen) zusammensetzen.⁴ Die Aufgabe der philosophischen Sprachkritik war es danach, eine Idealsprache anzugeben, die ein getreues Bild dieser Wirklichkeit ist; deren einfache Terme für (einfache) Dinge stehen und deren Satzbau den Aufbau der abgebildeten Tatsachen wiedergibt. Da unsere Umgangssprache keine solche Sprache ist – ihr Satzbau entspricht nicht dem objektiven Zusammenhang der abgebildeten Sachverhalte, ihre Namen stehen nicht für einfache Gegenstände, ihre Bedeutungen sind nicht präzise und exakt bestimmt – war es danach die Aufgabe der philosophischen Sprachanalyse, die Sätze der Umgangssprache, die dem wissenschaftlichen Exaktheitsideal nicht genügen, durch Sätze der Idealsprache zu analysieren.

In seiner späteren Philosophie wendet sich Wittgenstein gegen diese Grundgedanken. Entscheidend ist vor allem die Aufgabe der ontologischen Voraussetzungen des Traktats: Es gibt nun für Wittgenstein nicht mehr eine Wirklichkeit an sich, die durch die Sprache nur abgebildet wird, deren Strukturen sich also nach den ontologischen Strukturen zu richten haben, wenn sie diese Abbildung leisten sollen, sondern erst in der sprachlichen Beschreibung erschließt sich uns die Welt. Die Welt ist uns nie an sich gegeben, sondern immer nur in sprachlicher Interpretation.⁵ – Dieser erkenntnistheoretische Gedanke wird uns im folgenden noch ausführlicher beschäftigen. Hier geht es uns zunächst um seine tiefgreifenden Konsequenzen für die

3 Für eine Interpretation der „Philosophischen Untersuchungen“ vgl. auch Pitcher [64] und [66], sowie Stegmüller [65], Kap. XI, Teil II.

4 Vgl. dazu den Abschnitt 2.1.3.

5 Vgl. dazu Wittgenstein [53], 101–104, sowie 373, 379 f. und 384.

Sprachphilosophie Wittgensteins in den „Philosophischen Untersuchungen“:

a) Dieser Gedanke entzieht der realistischen Theorie der sprachlichen Bedeutungen den Boden. Denn wenn die Entitäten, die Dinge und Eigenschaften, nicht unabhängig von der Sprache gegeben sind, so läßt sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke nicht so erklären, daß man ihnen durch Konvention solche Entitäten als Bedeutungen zuordnet.⁶ Man kann dann auch nicht von den ontologischen Strukturen ausgehen und ihnen isomorphe sprachliche Strukturen zuordnen, sondern man könnte die ontologischen Strukturen eher umgekehrt ansehen als Projektionen der primär gegebenen sprachlichen Strukturen, in denen wir über die Welt reden.

b) Der Gedanke entzieht ferner dem ontologischen und damit dem sprachlichen Absolutismus und Atomismus den Boden. Denn nach ihm gibt es nicht eine, in einer eindeutig bestimmten Weise (Absolutismus) aus primitiven Elementen (Atomismus) aufgebaute Welt, sondern die Welt ist erst in der sprachlichen Beschreibung gegliedert. Wie sie sich gliedern läßt, hängt von den sprachlichen Formen ab, die zu ihrer Beschreibung bereitstehen.⁷ Der Gedanke widerspricht somit der Idee einer Ersetzung der Umgangssprache durch eine Idealsprache, denn die Idealsprache war eben dadurch bestimmt worden, daß sie die Struktur der Wirklichkeit an sich abbilden sollte. Die Struktur unserer Welt ist aber nur die Struktur unserer Sprache, in der wir sie beschreiben, d. h. aber im wesentlichen die durch die alltagssprachlichen Formen bestimmte Struktur.

c) Damit rückt für Wittgenstein nun anstelle einer Idealsprache, einer künstlichen Sprache nach dem Bild eines logischen Kalküls, die Umgangssprache in das Zentrum der philosophischen Aufmerksamkeit. Nun heißt es nicht mehr, daß sich die eigentliche logische Struktur der Sprache und die eigentlichen Bedeutungen sprachlicher

6 Das gilt auch für diejenigen realistischen Theorien, nach denen die abzubildenden Entitäten ideale Gebilde sind, wie Begriffe, oder psychische Daten, wie Vorstellungen. Denn auch die psychische Realität wird erst durch die Sprache erschlossen und Begriffe sind uns nicht unabhängig von der Sprache gegeben, sondern stellen nur Abstraktionen aus sprachlichen Gegebenheiten dar.

7 Vgl. dazu Wittgenstein [53], 60–64 und 90.

Ausdrücke hinter den unexakten und vagen Formulierungen der Umgangssprache verbergen, sondern nun heißt es, daß die Umgangssprache prinzipiell in Ordnung sei, so wie sie ist, – “ordinary language is alright” – und Wittgenstein sieht die Aufgabe der philosophischen Sprachkritik nicht mehr im Zurückgehen von umgangssprachlichen Formulierungen zu idealsprachlichen Sätzen, sondern umgekehrt darin, vom wissenschaftlichen, speziell vom philosophischen Sprachgebrauch – und das ist für Wittgenstein fast immer ein Mißbrauch der Sprache – zurückzugehen zu den umgangssprachlichen Verwendungen der Wörter.⁸

Diese Wendung zurück zur Umgangssprache markiert den Beginn einer neuen philosophischen Bewegung, der *Ordinary-Language-Philosophie*, wie sie sich im Anschluß an Wittgenstein vor allem in Oxford entwickelt hat als eine Gegenbewegung gegen die Analyse der philosophischen Sprache mit den Mitteln der modernen logischen Sprache als einer künstlichen Idealsprache, wie sie z. B. vom logischen Empirismus propagiert wurde. Für sie entstammen, wie für Wittgenstein, die meisten philosophischen Probleme einem Mißbrauch oder einem Mißverständnis der Umgangssprache und es ist die Aufgabe der Philosophie, den „Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ aufzunehmen, indem man versucht, die Funktionsweise der Umgangssprache besser zu verstehen.

d) Der erkenntnistheoretische Gedanke Wittgensteins von der Vermittlung der Welt durch die Sprache widerspricht endlich auch dem Exaktheitsideal für die Sprache, das Wittgenstein im Traktat mit seiner Forderung nach einer Idealsprache vertreten hatte. Mit der Vorstellung, daß es in der Welt wohlbestimmte Objekte und Attribute gibt, die als exakte Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke in Frage kommen, gibt Wittgenstein auch die Vorstellung auf, daß es so etwas wie absolute Exaktheit, insbesondere so etwas wie absolute Präzision der Wortbedeutungen gibt. Das Exaktheitsideal des Traktats ist für Wittgenstein ein Mythos, eine metaphysische Fiktion. Exaktheit ist immer nur eine für einen bestimmten Kontext hinreichende Exaktheit, absolute Exaktheit gibt es nicht.⁹ Und es gibt nicht den *wahren*

⁸ Vgl. dazu Wittgenstein [53], 124.

⁹ Vgl. dazu Wittgenstein [53], 87, 88, 98, 99.

Sinn eines Satzes, der durch die Analyse in vollständiger Präzision herauszuarbeiten ist und der sich hinter der umgangssprachlichen Formulierung gewissermaßen versteckt, das, was *eigentlich* mit dieser Formulierung gemeint ist, vielmehr ist der Sinn eines jeden Satzes nur in gewissen Grenzen bestimmt und es bleibt offen, wie diese Grenzen bei einer näheren Präzisierung enger zu ziehen sind.

Der Gedanke, daß uns die Wirklichkeit nicht unabhängig von der sprachlichen Beschreibung gegeben ist, ist so der Leitgedanke für eine radikale Kritik an den Grundideen des Traktats und zerstört dessen Grundlagen völlig.

2.4.2 Sprachspiele

Wie wir schon oben hervorgehoben haben, ist es ein Grundzug der realistischen Semantik, die semantische Funktion der Sprache allein in ihrer Abbildungsfunktion zu sehen und damit den Bedeutungsgehalt der Ausdrücke mit ihrem deskriptiven Gehalt zu identifizieren. Damit orientiert sich die realistische Semantik fast ausschließlich an der behauptenden Rede und löst die semantischen Betrachtungen gänzlich von den Untersuchungen, wie Sprache praktisch verwendet wird.

Wittgenstein folgt nun der pragmatischen Kritik an diesem realistischen Ansatz: Für ihn ist Sprechen zunächst eine menschliche Aktivität wie andere, wie Holzhacken, Turnen, Pflügen, usw. Diese Aktivität kommt in ganz verschiedenen Situations- und Handlungskontexten vor, und muß daher auf dem Hintergrund dieser Kontexte gesehen und analysiert werden. Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von verschiedenen *Lebensformen*.¹⁰ Für ihn ist Sprache immer Teil einer Lebensform, und da sie Teil verschiedener Lebensformen sein kann, ist ihre Funktion für jede Lebensform neu zu bestimmen. So viele Lebensformen, so viele Situations- und Handlungskontexte es gibt, so viele verschiedene Verwendungsformen von Sprache, so viele *Sprachspiele* gibt es auch. Sprache wird gebraucht zum Befehlen, Fragen, Beschreiben, Vermuten, Lügen, Witze erzäh-

¹⁰ Vgl. Wittgenstein [53], 7, 19, 23.

len, Geschichten erfinden, Rätsel raten, Danken, Bitten, Grüßen, Beten, um einige Beispiele zu nennen, die Wittgenstein in [53], 23 aufführt.¹¹

Wittgenstein will daher in den „Philosophischen Untersuchungen“ die Verwendung von Sprache im pragmatischen Kontext untersuchen und alle Bedeutungsanalysen auf diesen Verwendungskontext beziehen. Die Rede von den „Sprachspielen“ soll dabei den Aspekt besonders hervorheben, daß der Sprachgebrauch in den verschiedenen Lebenskontexten jeweils spezifischen Regeln folgt, daß für die verschiedenen Sprachspiele verschiedene Regelsysteme gelten. Die Regelmäßigkeit des Sprachgebrauchs ist ja Voraussetzung der Verständigung mit der Sprache: ohne feste Regeln für die Verwendung eines Wortes hat es keine feste Bedeutung.

Die Vorstellung, daß wir in den verschiedenen Redetypen mit den Wörtern nach verschiedenen Regelsystemen operieren, ist für Wittgenstein so wesentlich, daß der Ausdruck „Sprachspiel“ typisch ist für die gesamte Wittgensteinsche Sprachphilosophie in den „Philosophischen Untersuchungen“.

Fruchtbar an diesem Gedanken, die Sprache in ihren pragmatischen Kontext einzuordnen und auf dessen Hintergrund zu untersuchen, ist, daß die zu abstrakte und zu enge Auffassung der realistischen Semantik von der Sprache als einem bloßen Beschreibungsmittel korrigiert wird, daß die Vielfalt der Bedeutungsmodi herausgearbeitet wird und daß die Wichtigkeit des pragmatischen Hintergrundes für die Semantik hervorgehoben wird. Andererseits darf man die Redeweise von den Sprachspielen nicht zu wörtlich nehmen. Denn zunächst kann man nicht übersehen, daß wir in allen Handlungskontexten die gleiche Sprache verwenden, nicht aber verschiedene Sprachen. D. h. aber, daß die Sprachformen und Wörter in gewissen Grenzen invariant sind gegenüber den verschiedenen Kontexten ihrer Verwendung und daß ihre Bedeutungen nicht einfachhin von Anwendungsfall zu Anwendungsfall verschieden sind, sondern in etwa konstant bleiben. So lassen sich ja auch tatsächlich die Bedeutungsanalysen und Bedeutungsvergleiche von Wörtern oft weitgehend unab-

¹¹ Lügen ist allerdings wohl weniger ein eigenes Sprachspiel, als ein Verstoß gegen die Regeln des Spiels „Mitteilen“, das verlangt, daß man nur solche Behauptungssätze äußert, von deren Wahrheit man überzeugt ist.

hängig von dem Kontext ihrer Verwendung durchführen. Wir könnten auch nicht für jeden neuen Lebenskontext Regeln des Sprachgebrauchs festlegen, so daß wir in jedem neuen Situations- und Handlungszusammenhang zunächst sprachlos wären, sondern die Leistungsfähigkeit unserer Sprache beruht gerade darauf, daß sie in den verschiedensten, und gerade auch in neuen Kontexten verwendbar ist.

Nach Wittgenstein soll man sich nun zwar durch die äußere Gleichartigkeit der Wörter und Sprachformen in verschiedenen Sprachspielen nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß sie in den verschiedenen Spielen ganz verschiedene Funktionen haben, aber diese äußere Gleichartigkeit ist doch wohl nicht zufällig. Sicher besteht eine Verschiedenheit der Sprachverwendungen in verschiedenen Kontexten, die beachtet werden muß.¹² Andererseits besteht aber auch eine Verwandtschaft, die ebenso beachtet werden sollte. Wie unterscheidet sich denn z. B. der Gebrauch des Wortes „Tür“ beim Witzeerzählen von seinem Gebrauch beim Danken?¹³

Wittgenstein geht es in seiner späteren Philosophie vor allem darum, Differenzen hervorzuheben, Nuancen aufzuzeigen und Unterschiede zu machen, den Wert des Einzelfalls gegenüber der Verallgemeinerung aufzuweisen. Aber Verallgemeinerungen – wenn auch nicht zu weitgehende – sind für eine wissenschaftliche Systematisierung der Vielfalt der Erscheinungen notwendig.

Ferner lassen sich die einzelnen Sprachspiele, im Gegensatz zu anderen Spielen, wie Schachspielen, Fußballspielen usw. nicht streng voneinander trennen und überlagern sich. Fragen, Beschreiben, Vermuten, Behaupten, Begründen sind z. B. „Spiele“, die in vielen Situationskontexten unlösbar miteinander verbunden sind.

Wörtlich genommen treffen die Aussagen Wittgensteins von der Zugehörigkeit der Wörter zu einzelnen Sprachspielen am ehesten auf solche Wörter wie „Re“ und „Hand“ zu, die nur in ganz bestimmten Handlungskontexten, hier beim Skatenspiel, vorkommen und da nach ganz bestimmten Spielregeln gebraucht werden, nicht aber auf die Masse der deskriptiven Wörter unserer Sprache.

Der prinzipiellen Intention nach aber, in der die Rede von den

12 Siehe Wittgensteins Vergleich der Wörter mit Werkzeugen in [53], 11.

13 Vgl. dazu auch den Abschnitt 2.4.3.

Sprachspielen die These ausdrückt, daß Sprache grundsätzlich immer von ihrem Gebrauch in bestimmten praktischen Situationen her zu verstehen und zu analysieren ist und daß der Mannigfaltigkeit solcher praktischer Verwendungsweisen die Vielfalt der semantischen Funktionen entspricht, enthalten diese Aussagen Wittgensteins eine sehr wichtige Einsicht.¹⁴

2.4.3 Wortgebrauch und Wortbedeutung

Nach der realistischen Semantik wird ein Wort als phonetisches oder graphisches Gebilde dadurch bedeutungsvoll, daß ihm eine Proposition, ein Gegenstand oder ein Begriff als Bedeutung zugeordnet wird, so daß es zu bedeutungsvollen Wörtern immer objektiv vorgegebene, wenn auch nicht notwendig konkrete Entitäten gibt, die ihre Bedeutungen sind. Wenn man die ontologischen Voraussetzungen der realistischen Semantik, insbesondere den ihr zugrundeliegenden Platonismus aufgibt, ist diese Auffassung nicht mehr haltbar. Begriffe und Propositionen sind dann nichts anderes als Abstraktionen aus Prädikaten, bzw. Sätzen auf der Grundlage der Synonymität, können also nicht zur Erklärung der Bedeutung von Prädikaten und Sätzen herangezogen werden. Man muß dann aber eine neue Bestimmung der Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken, bzw. ihrer Synonymität angeben.

Für Wittgenstein wird ein Wort dadurch bedeutungsvoll, daß es in einem Sprachspiel eine bestimmte Funktion hat, daß es in diesem Sprachspiel in einer bestimmten Weise und zu einem bestimmten Zweck gebraucht wird. Damit ein Wort bedeutungsvoll ist, braucht es nach Wittgenstein also nicht etwas geben, das die Bedeutung dieses Wortes ist. In diesem Sinn sagt Wittgenstein: „Don't look for the meaning, look for the use!“¹⁵, d. h. wenn man verstehen und erklären will, was ein Wort bedeutet, so soll man nicht nach konkreten oder abstrakten Entitäten Ausschau halten, die dem Wort zugeordnet sind, die es bezeichnet, sondern man soll nachsehen, wie das Wort

14 Zur Kritik an der Vorstellung der Sprachspiele vgl. auch Lenk [67].

15 Diese Formulierung gibt z. B. Alston in [63b], S. 84 an.

verwendet wird. Es ist nicht nur so, daß wir über die Bedeutung eines Wortes allein aus seiner Verwendung Aufschluß erhalten, sondern die Bedeutung ist gar nichts anderes als der Gebrauch des Wortes; neben dem Gebrauch gibt es nichts anderes, worin die Bedeutung des Wortes besteht. Nach Wittgenstein kann man „für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes „Bedeutung“ – wenn auch nicht für alle Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“. ¹⁶

Diese Identifikation von Bedeutung und Gebrauch illustriert Wittgenstein in [53], 454 durch den Hinweis auf die Bedeutung nicht-sprachlicher Zeichen, wie z. B. eines Pfeils als Wegweiser: Der Pfeil „→“ bedeutet nicht einen Sachverhalt, eine Vorschrift, eine Richtung oder dergleichen, sondern er wird so angebracht, daß man zum Ziel gelangt, wenn man ihm folgt. Dieser Gebrauch ist es, der den Pfeil zum bedeutungsvollen Zeichen macht, eine Bedeutungsentität, die dem Pfeil als Zeichen kraft Konvention zugeordnet wird, braucht man daneben nicht anzunehmen.

Diese Bestimmung der Bedeutung als Gebrauch ist einfach und natürlich – einfach, weil der ganze Kosmos von Propositionen, Begriffen und dergleichen, der in seinem ontologischen Status zweifelhaft blieb, nun entbehrlich wird, und natürlich, weil es ja unbestritten ist, daß ein sprachlicher Ausdruck ohne feste Regeln zu seinem Gebrauch keine feste Bedeutung hat und daß die Entsprechung von Gebrauch und Bedeutung, zumindest im großen gesehen, eindeutig ist. ¹⁷ Sie hat weiter den Vorteil, daß sie durch die Rückbeziehung der Semantik auf die Pragmatik den Blick auf die Bedeutungsvielfalt der sprachlichen Ausdrücke öffnet, auf die bestimmende Rolle des Sprachvollzugs (der *parole* in der Terminologie de Saussures) für die Sprache als System (*langue*) und auf die in einer Sprache sich ausdrückende Kulturleistung, von der man kaum reden könnte, wenn sie ein bloßes Zuordnungssystem wäre. Diese Bestimmung der Bedeutung

16 Wittgenstein [53], 43. – Vgl. zur „Definition“ Wittgensteins der Bedeutung als Gebrauch auch Hallett [67].

17 Wittgenstein sagt in [53], 560: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“ Bei einer Bedeutungserklärung erklärt man aber meist den Gebrauch des Wortes und daher ist die Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch naheliegend.

wird auch vielen sprachwissenschaftlich-empirischen Tatbeständen – von denen wir einige im folgenden diskutieren werden – wesentlich besser gerecht als die realistische Semantik. Endlich ist diese Bestimmung der Bedeutung auch erkenntnistheoretisch viel befriedigender als die realistische Abbildtheorie: Indem Begriffe und Propositionen als sprachunabhängige Gegebenheiten verschwinden, verschwindet auch das Problem, wie diese Entitäten erkannt werden können, und es ergibt sich ein Zugang zu den Phänomenen, die eine Abhängigkeit des Denkens und der Erfahrung von der Sprache belegen.

Die Identifizierung von Gebrauch und Bedeutung bedarf aber doch noch weiterer Erläuterungen und Unterscheidungen, bevor man sie als eine systematische Grundbestimmung der Semiotik akzeptieren kann: Obwohl der Terminus „Gebrauch“ ein Schlüsselwort der Sprachphilosophie Wittgensteins, wie der gesamten pragmatischen Semantik ist, bleibt er doch meist recht vage und wird in mehreren Bedeutungen verwendet, und man hat sich wenig Mühe gegeben, diesen Terminus zu präzisieren.¹⁸

Zunächst ist hervorzuheben, daß Wittgenstein den Gebrauch eines Wortes nicht im Sinne der behavioristischen Semiotik auffaßt als Disposition, das Wort unter gewissen Bedingungen auszusprechen, bzw. darauf in gewisser Weise zu reagieren. Für Wittgenstein ist „Gebrauch“ kein behavioristischer Terminus.

Der Gebrauch eines Wortes wird auch nicht dadurch bestimmt, daß man die Fälle seiner Verwendung aufzählt und berichtet, daß der und der dann und dann in der und der Situation das Wort gebraucht hat, d. h. mit dem „Gebrauch“ ist nicht eine *Menge von Gebrauchsinstanzen* gemeint, sondern die *Art und Weise des Gebrauchs*. Diese Art und Weise der Verwendung läßt sich bestimmen durch allgemeine Regeln für die Verwendung, die besagen, daß das Wort in Fällen der und der Art gebraucht wird. Es ist eine wichtige Leistung der Sprache, daß man mit ihr neue Sachverhalte mitteilen kann. Wie die Sprache dabei zu verwenden ist, d. h. welche Bedeutung die Sätze dabei haben, ergibt sich aber nicht aus historischen Instanzen der Sprach-

18 Die Vagheit und Vieldeutigkeit des Begriffes „Gebrauch“ ist in der Literatur oft hervorgehoben worden. Vgl. dazu z. B. Alston [63a], Findlay [61], Ryle [60], Shwayder [60], Strawson [54] und Xenakis [54].

verwendung, die für neue Sachverhalte ja nicht einschlägig sind, sondern nur aus allgemeinen, auch hier anwendbaren Gebrauchsregeln.

Die Rede vom Gebrauch der Wörter bezieht sich auch nicht auf irgendwelche faktisch vorkommenden, sondern auf die im Sinne eines sprachlichen Standards *korrekten* Gebrauchsweisen der Wörter. Wenn man die Bedeutung eines Wortes mit seinem Gebrauch identifizieren will, so muß man sich auf die eindeutigen Regeln für seinen korrekten Gebrauch beziehen, d. h. auf die allgemein anerkannte Weise seiner Verwendung, nicht aber auf untereinander unverträgliche, vom allgemeinen Standard abweichende Verwendungsweisen.¹⁹

Gegen die Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch sind nun verschiedene Einwände vorgetragen worden, deren Diskussion den Inhalt dieser Bestimmung noch deutlicher machen wird:

a) Es ist manchmal gesagt worden, daß die Formel „Bedeutung = Gebrauch“ deswegen falsch sei, weil es viele Gebrauchsweisen von Wörtern oder Sätzen gibt, die mit deren Bedeutung gar nichts zu tun haben.²⁰ So gebrauchen wir Ausdrücke, z. B. um zu beleidigen, zu belustigen, zu schmeicheln oder aus ästhetischen Gründen (weil sie z. B. in den Sprachrhythmus passen oder Alliterationen ergeben), ohne daß diese Verwendungsweisen für die Bedeutung dieser Ausdrücke relevant wären.

Dieser Einwand legt eine wichtige Unterscheidung nahe: Der Sprachgebrauch vollzieht sich konkret in einzelnen Sprechakten, in *Äußerungen* im Sinne von 1.1. Diese Sprechakte stehen im Zusammenhang von bestimmten Situationen und nichtsprachlichen Hand-

¹⁹ Vgl. dazu auch die Ausführungen in Pitcher [64] und Stegmüller [65], sowie die Unterscheidung G. Ryles in [53] von *use* (als korrektem, normgemäßen Gebrauch) und *usage* (als faktisch vorkommendem Gebrauch). – Auf die Schwierigkeiten der empirischen Ermittlung geltender sprachlicher Normen haben wir schon in 1.1 hingewiesen. – Daß die Begründungen von Aussagen über den korrekten Sprachgebrauch gerade bei den Ordinary-Language-Philosophen oft recht fragwürdig sind, bei denen die Lehnstuhlmethodologie einer sprachwissenschaftlich nicht geübten, naturwüchsigen sprachlichen Intuition meist empirische Untersuchungen ersetzt, ist oft bemerkt worden. Vgl. z. B. Mates [58].

²⁰ Vgl. z. B. W. P. Alston in [63a] und P. F. Strawson in [54].

lungen. Bei diesen im einzelnen sehr verschiedenen Äußerungen gebrauchen wir aber dieselbe Sprache, dieselben Wörter und Sätze als *Ausdrücke*. Wenn man vom „Gebrauch“ von Ausdrücken redet, so sind nicht Handlungen, sondern Handlungsergebnisse, phonetische oder graphische Ausdrucksobjekte gemeint. Man kann sagen „Ich gebrauche das Ausdrucksobjekt a“ für „Ich vollziehe die Ausdrucks-handlung, deren phonetisches Ergebnis a ist“. Der Gebrauch eines Ausdrucks stellt also eine Äußerung dieses Ausdrucks dar. Wir haben nun in 1.1 betont, daß die Bedeutung einer Äußerung eines Ausdrucks a gegenüber der Bedeutung von a selbst oft noch zusätzliche Bestimmungen enthält, die sich aus dem pragmatischen Kontext der Äußerung ergeben. Wir haben dazu auf die Indexausdrücke hingewiesen: Aber auch die Bedeutung deskriptiver Prädikate kann durch den Kontext einer Äußerung eine nähere Bestimmung erfahren. Wie der intendierte Sinn eines mehrdeutigen Wortes durch den sprachlichen Kontext ausgezeichnet werden kann („Er öffnet das Schloß“ – „Er bewohnt das Schloß“), kann er auch durch den pragmatischen Kontext der Äußerung bestimmt werden („Dieses Schloß ist sehr alt“). Eine solche zusätzliche Bestimmung der Bedeutung durch die Umstände der Äußerung ergibt sich nicht nur bei mehrdeutigen Wörtern. Wenn z. B. jemand, der eine Hecke schneiden will, zu mir sagt: „Ich brauche eine Schere“, so ist aus dem pragmatischen Kontext klar, welche Art von Schere hier gemeint ist; in diesem Kontext sind die Äußerung „Ich brauche eine Schere“ und „Ich brauche eine Heckenschere“ gleichbedeutend, obwohl eine generelle Synonymie der beiden Sätze (als Ausdrücke) nicht besteht. Ein drittes Beispiel ist die Abhängigkeit dessen, was J. L. Austin als *illokutionäre Rolle* einer Äußerung bezeichnet, von ihrem Kontext: Der Satz „Es regnet“ kann sowohl als Mitteilung verwendet werden wie als Warnung („Geh nicht ohne Regenschirm hinaus“) und als Aufforderung („Schließ die Fenster, damit es nicht hereinregnet“). Welche Rolle sie jeweils spielt, steht nicht im Satz selbst, sondern ergibt sich erst aus dem pragmatischen Kontext der Äußerung.²¹

Man muß also zwischen der Bedeutung eines Ausdrucks und den Bedeutungen der zugehörigen Äußerungen unterscheiden. Die

21 Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.5.

Bedeutung der Äußerung ergibt sich aus der Bedeutung des Ausdrucks und ihrem pragmatischen Kontext; zur Bedeutung des Ausdrucks gehört nur, was allen Äußerungen bedeutungsmäßig gemeinsam ist. Die These „Gebrauch = Bedeutung“ ist also so zu verstehen, daß die *Gebrauchsweise*, die für alle Äußerungen typisch ist, die Bedeutung des zugehörigen Ausdrucks bestimmt. Zwischen der allgemeinen Gebrauchsweise eines Ausdrucks und seinen einzelnen Verwendungen können dann noch mehr oder minder spezifische Verwendungsformen stehen, die für gewisse Arten von Kontexten typisch sind. Ihnen entsprechen spezifischere Bedeutungen des Ausdrucks in solchen Kontexten.

Wenn also behauptet wird, daß es viele spezielle Verwendungen eines Wortes gibt, die für seine Bedeutung irrelevant sind, so ist das zwar richtig, stellt aber keinen Einwand gegen die fragliche These dar: Nicht alle Charakteristika einzelner Verwendungsinstanzen oder Gruppen solcher Instanzen eines Ausdrucks sind für seine Bedeutung relevant; oft bestimmen sie nur die Bedeutung der jeweiligen Äußerung oder einer speziellen Klasse von Äußerungen.

In dem erwähnten Einwand gegen die Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch deutet sich noch ein zweites Argument an, das bei J. R. Searle klarer herausgearbeitet wird.²² Searle weist darauf hin, daß es neben den semantischen Kriterien auch noch andere Kriterien für die Verwendung von Ausdrücken gibt, die für deren Bedeutung irrelevant sind. So richten wir uns in dem, was wir sagen, auch danach, ob es in der gegebenen Situation im Stil passend, ob es höflich, informativ und zweckmäßig ist, so zu reden. Wie kann man dann aber die semantischen vor solchen semantisch nicht relevanten Gebrauchskriterien auszeichnen, um die These Bedeutung = Gebrauch zu retten?

Auch hier liegt wohl der entscheidende Unterschied darin, daß die semantischen Gebrauchskriterien für einen Ausdruck für alle seine Verwendungen relevant sind, während die übrigen Kriterien sich nur auf einige Verwendungen beziehen. Die Kriterien für die unterschiedliche Verwendung von obszönen Ausdrücken und ihren medizinischen

22 Vgl. dazu Searle [69], S. 146 ff. Searle weist dort auch auf die falsche Bedeutungsanalyse des Wortes „voluntarily“ von G. Ryle in [49] hin, die sich aus einer Vermischung von semantischen und nichtsemantischen Gebrauchskriterien ergibt.

Äquivalenten sind allgemein und insofern liegt trotz der Gleichheit des deskriptiven Gehalts ein Bedeutungsunterschied vor. Andererseits begründet die Tatsache, daß man zwei Ausdrücke wie „Treppe“ und „Reihe von Stufen, die dem Hinauf- oder Hinabsteigen dienen“ nicht in allen Äußerungen füreinander substituieren kann, noch keinen Bedeutungsunterschied zwischen beiden Ausdrücken. Daß man die Warnung „Fall nicht die Treppe runter!“ nicht durch „Fall nicht die Reihe von Stufen, die dem Hinauf- oder Hinabsteigen dienen, herunter!“ ersetzen kann, liegt nur daran, daß Warnungen vor unmittelbar drohenden Gefahren zweckmäßigerweise kurz gefaßt werden müssen.²³ b) G. Pitcher, M. J. Charlesworth und P. Ziff haben anhand von Beispielen zu zeigen versucht, daß die Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch allenfalls in einer groben Annäherung gilt.²⁴

Pitcher sagt z. B., daß man den Gebrauch eines Wortes wie „Amen“ kennen kann, ohne seine Bedeutung zu kennen, wie man auch umgekehrt die Bedeutung eines Wortes, wie des lateinischen „ultor“ (der Rächer) kennen kann, ohne zu wissen, wie es (in der lateinischen Sprache) verwendet wird. Charlesworth hebt hervor, daß eine Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch für Eigennamen nicht möglich ist, die wohl einen Gebrauch, aber keine Bedeutung haben.²⁵

All diese Gegenbeispiele sind aber nicht recht überzeugend: Das Wort „Amen“ wird ja nicht deskriptiv verwendet, sondern als Bestätigungsformel und als solche ist es in seiner Bedeutung durch seine Verwendung bestimmt, nicht durch Einsichten über Herkunft und frühere Bedeutungen. Kenne ich ferner die Bedeutung von „ultor“, wenn ich nicht Latein kann, also keine Kontexte angeben kann, in

23 Vgl. dazu Searle [69], S. 155 und für das letzte Beispiel Chomsky, [68].

24 Vgl. Charlesworth [59], Pitcher [64] und Ziff [60], Kap. V. Das Beispiel mit „ultor“ stammt von P. Ziff, vgl. [60], S. 189. – Ziffs weitere Einwände gegen die Identifizierung von Gebrauch und Bedeutung beruhen auf dem Irrtum, unter „Gebrauch“ sei nur der syntaktische Gebrauch, die Distribution der Wörter zu verstehen.

25 Ryles Bemerkung in [60], daß man Bedeutung und Gebrauch nur für Wörter, nicht aber für Sätze identifizieren könne, weil Sätze Äußerungen seien, für die es als solche keinen allgemeinen Gebrauch gäbe, geht völlig fehl, da Sätze auch Ausdrücke sind und der Gebrauch auch neuer Sätze durch den Gebrauch ihrer Wörter und die grammatikalischen Regeln bestimmt wird.

denen es sinnvoll verwendet wird und in denen es verschiedene Bedeutungsschattierungen annehmen kann? Zum Einwand von Charlesworth ist zu sagen, daß bei der Identifizierung von Gebrauch und Bedeutung für ostensive Eigennamen unter „Bedeutung“ die semantische Funktion dieser Namen, d. h. ihr Bezug zu verstehen ist.

Diese Einwände sprechen also nicht dagegen, die Formel „Bedeutung = Gebrauch“ mit den gegebenen Erläuterungen als semantische Grundhypothese zu akzeptieren.

c) Ein weiterer Einwand lautet so: Wenn man die Bedeutung z. B. eines Prädikats erklärt als die Art und Weise seines Gebrauchs, und diese Art und Weise des Gebrauchs durch Regeln für seine Verwendung bestimmt, so hat man damit gegenüber der realistischen Position wenig gewonnen: Regeln sind nicht weniger abstrakte Gebilde als Begriffe und daher ist die Formulierung „Die Bedeutung eines Prädikats ist die Regel zu seiner Verwendung“ ebenso sehr oder so wenig problematisch wie die Formulierung „Die Bedeutung eines Prädikats ist ein Begriff“.

Dagegen ist folgendes zu sagen: Der pragmatische Vorschlag, insbesondere der Vorschlag Wittgensteins, geht nicht dahin, Regeln als Prädikatbedeutungen aufzufassen, sondern etwa im Sinne Quines²⁶ das Prädikat „x bedeutet y“ zu ersetzen durch die Prädikate „x ist bedeutungsvoll“ und „x und y sind synonym“, und das erste Prädikat anzuwenden, wenn der Ausdruck x so verwendet wird, daß diese Verwendungsweise allgemeinen Regelmäßigkeiten folgt, und das zweite Prädikat anzuwenden, wenn x ebenso wie y gebraucht wird. Ein Ausdruck ist bedeutungsvoll nicht dann, wenn es eine Regel gibt, die er bedeutet, sondern wenn es eine feste Verwendungsweise für ihn gibt – einer Bedeutung, einer zusätzlichen Entität, für die er steht, bedarf es dann nicht mehr. Die Gebrauchsregel ist nicht ein hypostatisiertes Etwas neben dem regelmäßigen Gebrauch, sondern sie besteht darin, daß wir den Ausdruck allgemein so und so verwenden.²⁷

d) Ein vierter Einwand ist dieser: Der Gebrauch eines Wortes W wird

²⁶ Vgl. den Abschnitt 2.3.1.

²⁷ P. Ziff betont in [60], S. 34 f., daß man besser von sprachlichen *Regularitäten* als von *Regeln* spricht, da Regeln nur explizit formulierte Normen sind. Daran wollen wir uns im folgenden aber nicht stoßen.

in vielen Fällen, insbesondere bei vorwiegend deskriptiv verwendeten Wörtern, wohl am einfachsten und treffendsten dadurch bestimmt, daß man sagt: W wird verwendet zum Ausdruck von ..., in der Bedeutung von ..., oder als Bezeichnung von ... Wenn aber der Gebrauch von W so durch die Bedeutung von W bestimmt wird, so ist es zirkulär, die Bedeutung von W umgekehrt durch den Gebrauch von W zu bestimmen.²⁸ Die Formel „Bedeutung = Gebrauch“ paßt danach am ehesten noch zu Ausdrücken, die keine deskriptive Bedeutung haben, insbesondere zu den sog. *Handlungsäußerungen*, wie „Guten Morgen“, „Entschuldigung“, „Ich bitte (verspreche, bestätige, warne etc.) ...“, die nicht über eine Handlung (des Begrüßens, der Entschuldigung, des Bittens etc.) sprechen und sie beschreiben, sondern mit denen wir diese Handlungen vollziehen.²⁹ Hier kann man sagen: „Guten Morgen‘ wird zur Begrüßung am Morgen verwendet“, „Entschuldigung‘ wird verwendet, wenn man um Verzeihung bittet“, usw., d. h. hier kann man den Gebrauch der Ausdrücke ohne Rekursion auf ihre Bedeutung beschreiben, bei deskriptiven Ausdrücken geht das aber nicht.

Dieser Einwand hat in zweierlei Hinsicht eine gewisse Berechtigung: Wenn man versucht, allgemeine Gebrauchsregeln für deskriptive Wörter anzugeben, so wird man meist auf die Bedeutung der Wörter Bezug nehmen. So wird man z. B. sagen (a) „Das Prädikat ‘red’ wird im Englischen zum Ausdruck der Eigenschaft ‚rot‘ gebraucht“.

28 Daß der Wortgebrauch ein Gebrauch zum Ausdruck von ... ist, haben insbesondere hervorgehoben M. J. Charlesworth in [59], S. 218, wo es heißt: „linguistic use is defined in terms of meaning, so that meaning cannot be defined in terms of linguistic use“ – und J. N. Findlay in [61], S. 233, wo er schreibt: „The reason why it is absurd to tell us not to attend to the meaning of expressions but to concentrate on their use, is perfectly simple: it is that the notion of use, as it ordinarily exists and is used, presupposes the notion of meaning ... and that it therefore cannot be used to elucidate the latter, and much less replace it or to do duty for it.“ In ähnlichem Sinn äußert sich auch J. Wheatley in [63], S. 643.

29 Auf diese Formen der Sprachverwendung (*performatory utterances* oder *performatives*) hat zuerst J. L. Austin hingewiesen, vgl. dazu den Aufsatz „Performative utterances“ in Austin [61]. Wir kommen im Abschnitt 2.4.5 ausführlicher darauf zurück.

Solche Beschreibungen des Gebrauchs unter Bezugnahme auf die Bedeutung der Wörter sind auch weitaus am einfachsten, wenn man schon über passende synonyme Ausdrücke verfügt, deren Bedeutung bekannt ist. Vom Standpunkt der „Gebrauchstheorie“ der Bedeutung kann man aber sagen, daß eine derartige Beschreibung des Gebrauchs eines Wortes durch die Angabe seiner Bedeutung nichts anderes ist als die Erklärung des Gebrauchs dieses Wortes durch den Gebrauch anderer Wörter. D. h. (a) besagt soviel wie (b): „Das Prädikat „red“ wird im Englischen entsprechend gebraucht wie das Prädikat „rot“ im Deutschen.“³⁰

Die Redeweise, daß der Gebrauch durch die Bedeutung bestimmt wird, oder die Formulierung (a) anstelle von (b) ist bei dieser Interpretation, pragmatisch gesehen, ganz unproblematisch.

In diesem Verständnis hat auch die realistische Redeweise ihr gutes Recht, und man kann die Bedeutung z. B. als einen Begriff oder eine Proposition bestimmen, wo sprachliche Ausdrücke zur Verfügung stehen, durch die man die Begriffe oder Propositionen als Abstraktionen im Sinne von 2.3.1 repräsentieren kann. Es ist also nicht so, daß alle Aussagen der realistischen Semantik vom pragmatischen Ansatz der Identifizierung von Bedeutung und Gebrauch her als inadäquat und falsch erwiesen würden, sie behalten vielmehr ihre Berechtigung als praktisch sehr gut brauchbare Ausdrucksweisen – in den Grenzen freilich, in denen sie sich übersetzen lassen in Aussagen der pragmatischen Semiotik. Den Vorteil realistischer Formulierungen zeigt z. B. (a) gegenüber (b): (a) umgeht die Schwierigkeit, den „entsprechenden

30 W. P. Alston hat in [63a] einige Argumente gegen die Ersetzbarkeit von Bedeutungs- durch Gebrauchserklärungen vorgetragen, die für ihn zugleich Einwände gegen die Identifizierbarkeit von Gebrauch und Bedeutung darstellen. Ein Argument lautet z. B.: Wenn man sagt „„a“ wird ebenso gebraucht wie „b“, so setzt man damit nicht wie bei „„a“ bedeutet b“ voraus, daß der andere die Bedeutung, bzw. den Gebrauch von „b“ kennt. – Mag sein. Aber man kann ja statt des letzteren Satzes auch sagen „„a“ bedeutet dasselbe wie „b“, oder statt des ersteren „Das Wort „a“ wendet man auf (ein) b an“. Von solchen Formulierungen hängt die Identifizierbarkeit nicht ab. Von ähnlicher Art sind die übrigen Einwände Alstons in [63a], so daß wir darauf hier nicht weiter eingehen.

Gebrauch“ von Wörtern im Englischen und Deutschen näher erläutern zu müssen. Tatsächlich ist ja auch die Terminologie der realistischen Semantik wesentlich besser entwickelt und präzisiert als die der pragmatischen Semantik – es gibt z. B. keine Formulierungen allgemeiner semantischer Regeln für die grammatischen Kompositionen in rein pragmatischer Sprache – so daß sie schon aus diesem Grund praktisch unentbehrlich ist.

Wenn man so die realistische Sprechweise in weiten Bereichen beibehalten kann, so doch nicht überall. Die realistische Grundthese, daß z. B. ein Prädikat dadurch bedeutungsvoll wird, daß man ihm einen Begriff zuordnet, verliert in pragmatischer Interpretation ihren Sinn in solchen Fällen, in denen noch keine passenden, den zuzuordnenden Begriff erst definierenden Prädikate zur Verfügung stehen. Diese Formulierung versagt also, wo es darum geht, auszusagen, wie allererst sprachliche Bedeutung zustande kommt.

Wegen der Wichtigkeit dieser Problematik der Festlegung von Prädikatbedeutungen für das Verständnis der These von der Identität von Gebrauch und Bedeutung wollen wir im folgenden Abschnitt die pragmatischen Aussagen Wittgensteins dazu den realistischen Aussagen gegenüberstellen und ausführlich diskutieren.

Zuvor wollen wir aber noch den zweiten Aspekt würdigen, unter dem der Einwand der Zirkularität der Erklärung der Bedeutung durch den Gebrauch eine gewisse Berechtigung hat: Selbst wenn man die zirkelhafte Erklärung der Bedeutung z. B. des Satzes „Es regnet“ (c): „„Es regnet“ wird gebraucht zum Ausdruck der Tatsache, daß es regnet“ ersetzt durch (d): „„Es regnet“ wird gebraucht zur Behauptung, daß es regnet“, so bleibt die Zirkularität erhalten. Denn „Behaupten, daß es regnet“ heißt, den Satz „Es regnet“ oder einen synonymen Satz gebrauchen, so daß man die Erklärung (d) des Gebrauchs von „Es regnet“ nur versteht, wenn man diesen Gebrauch schon kennt – ebenso wie man die Erklärung (c) der Bedeutung von „Es regnet“ nur versteht, wenn man die Bedeutung der in dieser Erklärung vorkommenden Worte „Es regnet“ schon versteht. Bisher hat aber niemand den Gebrauch eines deskriptiven Satzes wie „Es regnet“ so bestimmen können, daß dabei nicht dieser Satz oder ein synonyme anderer verwendet wird – der Rückgriff auf den bekannten gleichen Gebrauch eines synonymen Satzes löst ja das

Problem nicht, wie dieser Satzgebrauch allererst zu erklären ist.³¹

Diesem Einwand liegt aber ein falsches Verständnis der „Gebrauchstheorie“ der Bedeutung zugrunde: Diese Theorie ist nicht eine naturalistische Theorie der Sprache – wie z. B. der Behaviorismus – die die Sprache auf Nichtsprachliches reduzieren und sprachliche Begriffe z. B. durch allgemeine Verhaltensbegriffe erklären will. Sie will nicht aus anderen Unterscheidungen ableiten, was Behaupten, Fragen oder Argumentieren ist. Vielmehr wird man diese Theorie, besonders so, wie Wittgenstein sie vorgetragen hat, so verstehen müssen, daß sie gerade dadurch die Eigenständigkeit der Sprache und die Eigenart der Sprechakte betont, daß sie die Funktion eines Ausdrucks nicht im realistischen Sinn dadurch zu erklären sucht, daß ihm eine sprachunabhängige und ohne Vermittlung der Sprache erfaßbare Entität zugeordnet ist, sondern sagt: die Bedeutung ist sprachimmanent, sie wird erst in der Sprache konstituiert und ist nichts neben der Sprache. Erst im Gebrauch, in der Realisierung von Sprache erschließt sich die Bedeutung; d. h. die eigenartige Leistung von sprachlichen Ausdrücken, etwas zu bedeuten, liegt in der eigentümlichen Art und Weise ihrer Verwendung. Sprache versteht man in ihren allgemeinen Funktionen wie in den speziellen Funktionen der einzelnen Wörter, indem man lernt sie zu gebrauchen, nicht aber gewissermaßen von außen.

Die These ist also nicht, daß man die Bedeutung erklärend reduzieren kann auf einen Gebrauch, der Bedeutung nicht voraussetzt, und diesen auf ein Verhalten, das Sprache nicht voraussetzt – solche

31 Ähnliche Einwände gegen die Erklärung der Bedeutung eines Ausdrucks durch seinen Gebrauch hat D. Holdcroft in [64] vorgetragen. – Es liegt hier der Gedanke nahe, dieses Argument so zu verschärfen: Da eine sprachliche Erklärung immer das Verständnis der Sprache voraussetzt, in der sie abgefaßt ist, ist eine sprachliche Erklärung von Sprache, z. B. eine in Form einer Behauptung formulierte Erklärung, was eine Behauptung ist, zirkelhaft und also unmöglich. Dazu wäre aber zu sagen: Eine (sprachliche) Erklärung richtet sich natürlich nicht an jemanden, der noch nicht sprechen kann und z. B. die behauptende Funktion eines Satzes nicht versteht. Der Sinn einer solchen Erklärung ist nicht, Sprache zu lehren, sondern ein vorausgesetztes Sprachverständnis, z. B. das vorausgesetzte Verständnis von Behauptungen durch allgemeine Bestimmungen oder Erläuterungen zu vertiefen. Und darin liegt kein Zirkel.

reduzierenden Erklärungen sind in den meisten Fällen nicht möglich –, sondern daß sich die sprachlichen Funktionen erst im Sprachgebrauch erschließen, den man lehren und, wenn Sprachverständnis bereits vorausgesetzt werden kann, durch sprachliche Beschreibungen erläutern kann.

Auf die Frage von X „Was bedeutet das Wort a?“ antwortet man, indem man X den Gebrauch dieses Wortes lehrt oder ihn sprachlich erläutert, wofern schon die dazu notwendigen Ausdrücke bekannt sind. Auf die allgemeine Frage „Was ist Bedeutung?“ antwortet man, daß der Ausdruck „bedeutungsvoll sein“ die spezifische Leistung sprachlicher Ausdrücke kennzeichnet, die durch die besondere Art ihres Gebrauchs begründet ist und sich im Gebrauch erschließt. Das ist die These von der Bedeutung als Gebrauch, nicht aber eine Reduzierbarkeitsbehauptung. Sie ist also viel schwächer und, wenn man will, trivialer, als man vielfach annimmt.

Endlich ist zu dem Argument, der Gebrauch eines Wortes richte sich nach dessen Bedeutung, könne diese also nicht definieren, auch folgendes zu bemerken: Wenn z. B. L. Antal sagt: „If words are used according to their meaning, then meaning comes before use, in the same way as the use of a language presupposes the knowledge of that language“,³² dann ist hier offenbar von einer bestimmten Anwendung eines bereits bedeutungsvollen Wortes die Rede, die sich nach dessen Bedeutung richtet und diese nicht erst definiert. Wittgenstein bezieht sich aber, wie schon betont wurde, mit seiner Identifikation von Bedeutung und Gebrauch nicht auf Gebrauchsinstanzen – er ist nicht der Meinung, daß durch eine oder mehrere Verwendungen eines bedeutungslosen Ausdrucks dieser bedeutungsvoll würde – sondern er sagt, daß die Bedeutung eines Wortes ihm durch allgemeine Regeln für seinen Gebrauch zugeordnet wird. Daß die einzelnen Verwendungen eines bedeutungsvollen Wortes sich nach dessen Bedeutung richten, ist klar. Das besagt nach Wittgenstein aber nichts anderes als: sie richten sich nach den allgemeinen Regeln für den Gebrauch dieses Wortes; erst wenn diese festliegen, ist ein korrekter Wortgebrauch definiert und das Wort ist in seinen verschiedenen Verwendungen bedeutungsvoll.

32 Antal [61], S. 217.

2.4.4 Bedeutung und Gebrauch von Prädikaten

Nehmen wir an, eine Person X, die den Gebrauch und die Bedeutung eines uns unbekannten einstelligen Prädikats F kennt, will uns diese Bedeutung und diesen Gebrauch lehren. Wie wird X vorgehen? Wenn uns schon ein anderes passendes einstelliges Prädikat G bekannt ist, so kann X sagen:

- a) F wird ebenso gebraucht wie G, oder
- b) F bedeutet dasselbe wie (ist synonym mit) G, oder
- c) F bedeutet den durch G ausgedrückten (repräsentierten) Begriff.

Die realistischen Bestimmungen (b) und (c) sind, pragmatisch gesehen, nur andere Formulierungen für (a) und also harmlos. Da ferner für den Realisten der Gebrauch von F ein Gebrauch zum Ausdruck eines Begriffes ist, wird er (a) als gleichwertige Version von (b) oder (c) auffassen, so daß in diesem Fall beide Auffassungen miteinander verträglich sind.

Wie ist es aber, wenn wir über kein solches Prädikat G verfügen, für das (a), (b) oder (c) gilt? Der Realist kann nun nicht sagen, daß X uns die Bedeutung von F erklärt, indem er den Begriff, für den F steht, aufweist. Denn einen Begriff kann man direkt nur als die Bedeutung eines Prädikats bestimmen, das in unserem Fall aber nicht zur Verfügung steht, nicht aber durch Hinweis, denn auf Begriffe als Abstracta kann man nicht hindeuten. Für den Realisten wie den Pragmatisten bildet vielmehr die exemplarische Lehrmethode den einzigen Weg: X lehrt uns die Bedeutung, bzw. den Gebrauch von F, indem er uns sagt, daß F auf diese und jene Gegenstände zutrifft, bzw. angewendet werden kann, nicht aber auf jene und diese. Wir gewinnen so zwei endliche Klassen von Objekten $K(F)$ und $\bar{K}(F)$, für die wir wissen, daß F auf alle Elemente der ersten und auf kein Element der zweiten Klasse zutrifft. $\bar{K}(F)$ und $K(F)$ enthalten also Beispiele für die richtige Verwendung von F.³³

33 Wittgenstein sagt: „Wie erkläre ich jemandem die Bedeutung von „regelmäßig“, „gleichförmig“, „gleich“? – Einem, der, sagen wir, nur Französisch spricht, werde ich diese Wörter durch die entsprechenden französischen erklären. Wer aber diese *Begriffe* noch nicht besitzt, den werde ich die Worte durch *Beispiele* und durch *Übung* gebrauchen lehren.“ [53], 208.

Ist nun durch eine solche exemplarische Aufweisung des Gebrauchs von F die Art und Weise des Gebrauchs von F und die Bedeutung von F festgelegt? Das ist offenbar nur dann der Fall, wenn der Bereich der Gegenstände $D(F)$, für die F überhaupt erklärt ist, denen sich F also sinnvollerweise zu- oder absprechen läßt, mit der Vereinigung von $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ zusammenfällt. Die Fälle von Prädikaten F , für die sich $D(F)$ in Form einer endlichen Liste von Gegenständen angeben läßt, sind aber nun gerade die uninteressanten Spezialfälle. Denn für solche Prädikate, die dadurch definiert sind, daß sie auf bestimmte, aufgezählte Objekte zutreffen und auf bestimmte aufgezählte andere nicht, haben alle Anwendungen von F analytischen Charakter. Damit sich mit F synthetische Aussagen machen, also „neue Sachverhalte mitteilen“³⁴ lassen, muß $D(F)$ ein offener, z. B. ein unendlicher Bereich sein. In diesem Fall aber, den wir im folgenden immer vor Augen haben werden, sagt die Festlegung von F für die Objekte aus $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ nichts darüber aus, ob F auf ein neues, nicht in $K(F)$ oder $\bar{K}(F)$ enthaltenes Objekt angewendet werden darf oder nicht. Beispiele für die Anwendung von F zeichnen kein allgemeines Kriterium für die Anwendung von F aus. Ist $D(F)$ unendlich, so gibt es vielmehr überabzählbar viele Begriffe, die auf alle Objekte aus $K(F)$ zutreffen, aber auf kein Objekt aus $\bar{K}(F)$, bzw. Regeln, nach denen man F auf alle Objekte aus $K(F)$, aber auf keins aus $\bar{K}(F)$ anwenden darf.

Wittgenstein illustriert diesen Sachverhalt am Beispiel der Aufgabe, das Bildungsgesetz einer unendlichen Reihe von Zahlen zu bestimmen, von der nur endlich viele Anfangsglieder gegeben sind. Solche Aufgaben finden sich z. B. in psychologischen Intelligenztests. Es sind da etwa die Anfangsglieder 1, 4, 9, 16 einer Reihe gegeben und es wird verlangt, das nächste Glied der Reihe hinzuschreiben. Wenn nun der Prüfling die Zahl 25 hinschreibt, wird er vom Testenden als intelligent angesehen, schreibt er aber z. B. 3 hin, so wird er sich abschätzige Bemerkungen über seine Intelligenz einhandeln. Aber ganz zu Unrecht! 25 ist nicht richtiger als 3 oder sonst eine Zahl, denn es gibt nicht *die* richtige Fortsetzung der Zahlen 1, 4, 9, 16 zu einer Reihe, sondern es gibt ebenso viele mögliche Fortsetzungen, wie es Zahlen gibt: Eine Reihe ist ja eine Funktion, die jeder natürlichen Zahl (1, 2,

34 Wittgenstein [22], 4.027.

...) eine Zahl zuordnet, und es ist gefordert, eine Funktion $f(x)$ anzugeben, für die gilt $f(1) = 1$, $f(2) = 4$, $f(3) = 9$ und $f(4) = 16$. Eine solche Funktion ist $f(x) = x^2$, eine andere aber wird z. B. durch die Definition „ $f(x) = x^2$ für $x \leq 4$ und $f(x) = 3$ für $x > 4$ “ angegeben. Mit einem endlichen Anfangsabschnitt sind also beliebige Fortsetzungen zu einer Reihe verträglich, und ebenso sind mit den Beispielen aus $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ beliebige Fortsetzungen der Anwendung von F verträglich. Wie also soll man aus der exemplarischen Erklärung eines Prädikats entnehmen, welche Fortsetzung die richtige ist? Offenbar muß das möglich sein, denn die exemplarische Erlernung von Prädikaten funktioniert praktisch ja recht gut.

Auf die Frage nach der richtigen Fortsetzung eines Prädikats über eine endliche Beispielsklasse hinaus findet sich in den „Philosophischen Untersuchungen“ nur die Antwort, daß die richtige Fortsetzung diejenige sei, die im Einklang steht mit dem Gebrauch des Prädikats durch die Sprachgemeinschaft.

Diese Aussage ist soweit sicher richtig: Sprachliche Ausdrücke haben eine Bedeutung nur kraft Konvention, die sich für die umgangssprachlichen Wörter im allgemeinen (korrekten) Sprachgebrauch ausdrückt. Wenn man also fragt, ob man das Prädikat F auf einen Gegenstand a anwenden kann, so wird man zunächst einmal auf die Regel für den Gebrauch von F als Sprachkonvention zurückgehen müssen, die ein Anwendungskriterium R_F liefert, dessen Erfülltsein im Falle von a dann eine Tatsachenfrage ist. Wir wollen annehmen, daß eine Gebrauchsregel für F die einfache Gestalt hat:

I) F darf auf einen Gegenstand a angewendet werden genau dann, wenn $R_F(a)$.³⁵

Diese Aussage gibt uns aber auf unsere Frage keine Antwort, denn diese Frage ist ja: Vorausgesetzt, es gibt eine allgemeine Regel für den Gebrauch von F , wie läßt sich diese Regel, speziell: wie läßt sich das Anwendungskriterium R_F aus dem Gebrauch von F in Einzelfällen erkennen?

35 Im allgemeinen wird der Gebrauch von F durch ein System von Regeln der Gestalt „Unter der Bedingung $T_{Fi}(a)$ darf F auf a angewendet werden, wenn (bzw.: nur dann, wenn, bzw.: genau dann, wenn) gilt $R_{Fi}(a)$ “ ($i = 1, \dots, n$) charakterisiert werden.

Viele Äußerungen Wittgensteins in den „Philosophischen Untersuchungen“ deuten nun aber darauf hin, daß Wittgenstein im allgemeinen Sprachgebrauch mehr sieht als nur die Bedingung der korrekten Verwendung eines Wortes, wie z. B. (I), daß er nämlich den allgemeinen Sprachgebrauch auch als Anwendungskriterium versteht, daß also z. B. R_F ein Kriterium ist, das sich auf den Sprachgebrauch bezieht. So sagt er, daß man jemand die Wörter durch Beispiele und Übungen gebrauchen lehrt. „Und dabei teile ich ihm nicht weniger mit, als ich selber weiß.“³⁶ Wenn man beachtet, daß Wittgenstein einen Unterschied macht zwischen dem, was man weiß, und dem, was man sagen kann, z. B. zwischen den Unterscheidungen, die man machen kann, und denen, die man sprachlich formulieren kann, so scheint sich daraus zu ergeben, daß auch derjenige, der weiß, wie ein Prädikat F gebraucht wird, nur den Gebrauch von F für eine (gegenüber dem Lernenden allerdings sehr große) Klasse von Beispielen kennt, daß die „allgemeine Regel“, die er für den Gebrauch von F kennt, darin besteht, daß er weiß, daß man „allgemein“ F in den und den Fällen so und so verwendet. Wittgenstein scheint so oft anstelle der durch eine generelle Regel festgelegten Art und Weise des Gebrauchs von F den instantiellen Gebrauch von F für eine große Klasse von Beispielen im Auge zu haben und in ihm den „Sprachgebrauch“ zu erblicken.

Weiterhin verwirft Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ die Möglichkeit von Privatsprachen, d. h. von privatim eingeführten Ausdrücken – Wittgenstein denkt dabei vor allem an Ausdrücke, die für private Empfindungen, seelische Erlebnisse etc. eines Subjekts stehen – und ein Argument dabei ist, daß man bzgl. privatsprachlicher Wörter nicht von einer richtigen Verwendung sprechen könne, da sich das allgemeine Kriterium der richtigen Verwendung – die Übereinstimmung mit dem Gebrauch der Sprachgemeinschaft – hier nicht anwenden ließe.³⁷ Versteht man aber dieses Kriterium als allgemeine Adäquatheitsbedingung, in der von der Art und Weise des Wortgebrauchs, z. B. von der generellen sprachlichen Konvention (I) die Rede ist, so ist die Brauchbarkeit dieses Kriteriums

³⁶ Wittgenstein [53], 208.

³⁷ Vgl. dazu den Abschnitt 2.4.6.

unabhängig davon, wieviele Mitglieder die Sprachgemeinschaft hat, und sei es auch nur ein einziges. So verstanden läßt sich also die Behauptung Wittgensteins nicht als Argument gegen Privatsprachen verwenden. Daher liegt es nahe, sie so zu deuten, daß Wittgenstein hier den allgemeinen Sprachgebrauch, den Gebrauch der anderen Mitglieder der Sprachgemeinschaft, als Anwendungskriterium R_F der Wörter versteht. Denn dann entfällt im Fall privatsprachlicher Wörter, für die es keinen allgemeinen Gebrauch gibt, dieses Anwendungskriterium und man kann bzgl. des richtigen Gebrauchs dieser Ausdrücke sagen „... richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von „richtig“ nicht geredet werden kann“.³⁸ In diesem Sinn ist für Wittgenstein „einer Regel folgen“ auch eine allgemeine Praxis, bei der man dem folgt, was die Sprachgemeinschaft übereinstimmend tut.³⁹

Nun ist es zwar so, daß derjenige, der den Gebrauch eines Prädikats F erlernen will, sich in den Anwendungen von F zunächst nach dem Gebrauch von F richtet, den die Sprachgemeinschaft, bzw. sein Lehrer X von F macht, daß er sich in seinen Verwendungen von F korrigieren und bestätigen läßt. Wenn er aber erfaßt hat, wie F gebraucht wird, d. h. wenn ihm das Anwendungskriterium R_F aufgegangen ist, dann wird er in seinen Anwendungen von F von den anderen unabhängig und braucht nicht mehr auf das zu achten, was die anderen sagen. Die Frage, ob F einem neuen Gegenstand a zugesprochen werden kann, ist dann für ihn nicht mehr eine Frage des Sprachgebrauchs – der ist durch die Kenntnis der Konvention (I) endgültig festgelegt⁴⁰ –, sondern eine Tatsachenfrage, die Frage, ob die Bedingung R_F im Falle von a erfüllt ist. Wäre das Sprachverhalten der anderen das Anwendungskriterium, so müßte man bei jeder Anwendung von F auf einen neuen Gegenstand eine Abstimmung darüber abhalten, ob man F dem

38 Wittgenstein [53], 258. Vgl. dort auch 202.

39 Vgl. Wittgenstein [53], 199.

40 Der Sprachgebrauch unterliegt natürlich *diachronisch*, d. h. nach seinen Veränderungen in der Zeit betrachtet, gewissen Wandlungen, und es können sich dabei die Gebrauchsregeln der *langue* durch zunächst atypische Gebrauchsinstanzen der *parole* ändern, aber unserer Argumentation liegt eine *synchronische* Betrachtung der Sprache zugrunde, so wie sie in einem bestimmten Entwicklungszustand ist.

a zusprechen soll oder nicht. Alle Anwendungen von F, für die F festgelegt ist, auf die man sich geeinigt hat, wären dann aber als Definitionsbestandteile von F ohne empirischen Gehalt und so ließen sich mit F keine neuen Sachverhalte mitteilen.

Daß aber Wittgenstein seine Behauptung, auch das Anwendungskriterium für Wörter sei ein Kriterium der intersubjektiven Übereinstimmung im Wortgebrauch, nicht in dieser gänzlich inadäquaten Weise gemeint hat, ergibt sich aus seiner Bemerkung, es sei nicht das gleich, „was alle oder die meisten Menschen übereinstimmend so ansehen. . . . Denn, um Gleichheit zu konstatieren, benütze ich ja natürlich nicht die Übereinstimmung der Menschen! – Welche Kriterien verwendest du also? Gar keins. Das Wort ohne Rechtfertigung zu gebrauchen, heißt nicht, es zu Unrecht zu gebrauchen.“⁴¹

Hier erscheint nun die Fähigkeit, ein Prädikat exemplarisch zu erlernen, allgemein: einer Regel zu folgen, als eine nicht weiter analysierbare menschliche Grundfähigkeit. Und in diesem Sinn äußert sich Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ vorwiegend zu dem Problem. Wir können eben tatsächlich Regeln exemplarisch erlernen, mehr läßt sich dazu nicht sagen. Warum wir der Regel so und nicht anders folgen, ist nicht weiter begründbar: „„Wie kann er *wissen*, wie er selbständig fortzusetzen hat?“ – Nun, wie weiß *ich's*? – Wenn das heißt: „habe ich Gründe?“, so ist die Antwort: „Die Gründe werden mir bald ausgehen. Und ich werde dann, ohne Gründe, handeln.“⁴² Und: „„Wie kann ich einer Regel folgen?“ Wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, daß ich so nach ihr handle. Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen: „So handle ich eben.““⁴³ und: „„Mit welchem Recht sage ich: „Ja, das ist rot?“ Nun, ich sage es; und es läßt sich nicht rechtfertigen. Und auch für dieses Sprachspiel . . . ist es charakteristisch, daß es sich unter der ruhigen Zustimmung aller Menschen vollzöge.“⁴⁴

Es ist aber recht unbefriedigend, daß man sich bei dem Phänomen

41 Wittgenstein [56], S. 184.

42 Wittgenstein [53], 211.

43 Wittgenstein [53], 217.

44 Wittgenstein [56], S. 184 f.

des exemplarischen Erlernens von Prädikaten, das doch immerhin ein fundamentales Beispiel dafür ist, wie Sprache erworben wird und funktioniert, dabei beruhigen soll, daß es sich hier um ein nicht weiter analysierbares Phänomen, einen nicht erhellbaren Grundvorgang handelt. Wenn man die Leistung der Sprache überhaupt tiefer verstehen will, so kann man dies Phänomen nicht einfach auf sich beruhen lassen.

Vom *realistischen* Standpunkt aus würde man es so erklären: Durch die Beispiele des Gebrauchs von F aus $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ ist zwar ein Anwendungskriterium R_F nicht eindeutig ausgezeichnet, der Lernende kann aber verschiedene solche Begriffe oder Bedingungen R_F betrachten, die mit $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ verträglich sind, d. h. die auf alle Objekte aus $K(F)$ zutreffen, aber auf kein Objekt aus $\bar{K}(F)$, und kann diese Deutungshypothesen durch die Beobachtung weiterer Gebrauchsfälle von F induktiv bestätigen, bzw. erschüttern und so zu einer induktiven Auszeichnung einer Bedingung R_F gelangen. Es gibt zwar zunächst unendlich viele Hypothesen über R_F , die mit den Beispielen $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ verträglich sind, und durch neue Anwendungen von F werden alle die Hypothesen bestätigt, die nicht widerlegt werden, so daß man eine Vorauswahl unter den Hypothesen treffen muß, nach der mit praktischer Sicherheit von vornherein nur endlich viele in Betracht gezogen werden müssen. Aber wir haben oben im Abschnitt 2.3.3 bereits dargelegt, wie sich eine solche Vorauswahl begründen läßt.

Dieser realistische Ansatz erscheint nun auf den ersten Blick auch pragmatisch akzeptabel zu sein, wenn man mit der realistischen Terminologie etwas sparsamer umgeht und das Anwendungskriterium nicht als einen durch die Beispielsklassen $K(F)$ und $\bar{K}(F)$ induktiv gekennzeichneten *Begriff* bezeichnet, sondern etwa als eine *Unterscheidung*, die durch die Beispielsklassen induktiv ausgezeichnet wird. Wir verfügen demnach über eine sprachunabhängige Fähigkeit, gewisse Unterscheidungen zu machen, und diese Unterscheidungen liefern uns die Anwendungskriterien für sprachliche Ausdrücke.

Gegen eine solche Auffassung des Erlernens von Prädikaten, bei der man die realistische Sprechweise von sprachunabhängigen Begriffen einfach durch die Rede von sprachunabhängigen Unterscheidun-

gen ersetzt, wendet sich Wittgenstein aber mit Nachdruck, und darin wird nun deutlich, daß der Pragmatismus für Wittgenstein nicht nur eine andere *façon de parler* ist als der Realismus, sondern auf einem grundlegend anderen Verständnis des Phänomens Sprache basiert. Wittgenstein lehnt es, gemäß der pragmatischen Lehre von der Priorität der Prädikate gegenüber den Begriffen, zunächst einmal ab, den Gebrauch von Prädikaten durch Rückgriff auf Begriffe zu erklären: Der Gebrauch eines Prädikats F kann nicht durch einen Begriff R_F erklärt werden, da Begriffe erst durch Abstraktion aus Prädikaten gewonnen werden. Das gleiche gilt aber auch für Unterscheidungen: Nach Wittgenstein erlernen wir die Unterscheidungen erst mit der Sprache und mit den Prädikaten erst die Fähigkeit, die Dinge zu unterscheiden. Er sagt: „„Wie erkenne ich, daß diese Farbe Rot ist?“ Eine Antwort wäre „„Ich habe Deutsch gelernt.““⁴⁵ D. h.: Indem ich das Prädikat „rot“ erlerne, lerne ich nicht die abstrakte Regel: „Das Prädikat „rot“ darf auf a angewendet werden genau dann, wenn a rot ist“, sondern ich lerne, mich mit Hilfe des Wortes „rot“ in der Welt zu orientieren, lerne die Dinge in rote und nichtrote zu unterscheiden.⁴⁶

45 Wittgenstein [53], 381.

46 Wittgenstein bestreitet auch eine entscheidende Voraussetzung der Frage, die durch die Auffassung vom induktiven Erlernen der Prädikate beantwortet werden soll, die Voraussetzung nämlich, daß man überhaupt von einer wohlbestimmten Bedeutung, bzw. einer wohlbestimmten allgemeinen Regel für den Gebrauch eines Prädikats der Umgangssprache reden kann.

Wittgenstein verweist dabei einmal auf die *Offenheit* dieser Prädikate: sie sind nicht, wie wir in logischer Idealisierung oft annehmen, für einen wohldefinierten Bereich von Gegenständen so erklärt, daß für jeden dieser Gegenstände eindeutig festliegt – wenn das auch nicht immer entscheidbar zu sein braucht –, ob ihm das Prädikat zu- oder abzusprechen ist. Umgangssprachliche Prädikate haben vielmehr einen gewissen Vagheits-horizont, in dem es keine verbindlichen Gebrauchskriterien mehr gibt. Während so z. B. für viele Dinge kein Zweifel besteht, ob sie als „rot“ zu bezeichnen sind oder nicht, gibt es andere, deren Farbe mehr ins Orange oder Violett hinüberspielt, für die sich nicht mehr verbindlich sagen läßt, ob man sie noch als „rot“ oder schon als „orange“, bzw. „violett“ bezeichnen soll. Und für die Dinge, die uns üblicherweise begegnen, an die wir gewöhnlich denken, ist es klar, ob wir sie als „Sessel“ bezeichnen sollen oder nicht. Wenn wir aber einem Ding begegnen, das, obwohl von

Demgegenüber liegt folgender Einwand nahe: Hätten wir ohne die Sprache nicht die Möglichkeit qualitativer Unterscheidungen, so könnten wir, wie das bereits oben im Abschnitt 2.3.3 betont wurde, auch keine Sprache erlernen, denn das Erlernen einer Sprache setzt doch zumindest die Möglichkeit voraus, sprachliche Ausdrücke voneinander zu unterscheiden, aber auch die Situationen, in denen sie verwendet werden. Ganz ohne vorsprachliche, bzw. sprachunabhängige Unterscheidungen gäbe es also sicher keine Möglichkeit, Sprache zu erlernen. Wenn man auch zugesteht, daß viele Unterscheidungen erst durch die Sprache vermittelt oder präzisiert werden, so ist doch

sesselartiger Form und Konsistenz, seine Größe dauernd änderte und in unerklärlicher Weise auftauchte und verschwände, so wüßten wir nicht mehr, was wir sagen sollten (vgl. Wittgenstein [53], 80). Diese Unklarheiten ließen sich nur durch neue sprachliche Konventionen beseitigen. In vielen Fällen ist also die Frage, ob wir ein Wort anwenden können oder nicht, keine Tatsachenfrage, sondern eine Frage der Konvention, neuerlicher Festsetzungen über den Sprachgebrauch.

Zum anderen weist Wittgenstein darauf hin, daß sich nicht jedem Prädikat *F* eine einheitliche Eigenschaft zuordnen läßt, die genau den Dingen zukommt, auf die *F* angewendet werden kann, vielmehr besteht zwischen den Objekten, auf die ein Prädikat angewendet werden kann, im allgemeinen nur eine gewisse *Familienähnlichkeit*, so daß auch aus diesem Grund der Gebrauch eines Prädikats nicht durch ein scharfes begriffliches Anwendungskriterium festgelegt sein kann (vgl. Wittgenstein [53], 65–67).

Beide Beobachtungen begründen aber keinen Einwand gegen die realistische Auffassung vom induktiven Erlernen der Prädikate. Für die Familienähnlichkeiten geht das aus den Ausführungen von 2.4.7 hervor. Die Offenheit der Prädikate versteht man vom realistischen Standpunkt aber so, daß ein Prädikat *F*, das zunächst nur über einem Definitionsbereich *D* erklärt ist, und da für einen Begriff *f* steht, für einen erweiterten Definitionsbereich *D'* erklärt werden soll. Nun gibt es mehrere Fortsetzungen von *f* auf *D'* und es bedarf einer neuen sprachlichen Konvention, für welchen dieser Begriffe *f'* das auf *D'* erklärte Prädikat *F* stehen soll. Das Sesselbeispiel Wittgensteins beruht in diesem Sinne darauf, daß das Prädikat „Sessel“ zunächst nur für die üblichen Konkreta erklärt ist, an die wir normalerweise denken. Treten aber ganz neuartige und ungewöhnliche Gegenstände auf, so ist für diese das Prädikat nicht mehr erklärt und es bedarf für den erweiterten Anwendungsbereich neuer Konventionen.

die Sprache sicher nicht der einzige Quell aller Unterscheidungen.⁴⁷

Dieser Einwand ist zwar richtig, aber doch unvollständig. Um das zu verstehen und damit Wittgensteins Aussagen gerecht zu werden, müssen wir einige erkenntnistheoretische Überlegungen zu Hilfe nehmen.⁴⁸

Die vorsprachlichen Unterscheidungen, die *prelinguistic qualities* Quines und die Bedeutsamkeiten und Valenzen Uexkülls, auf die wir uns in 2.3.3 bezogen haben, sind von ganz anderer Art als die meisten begrifflichen Unterscheidungen, die wir sprachlich formulieren: Sie sind auf das private Erleben eines Subjekts bezogen, die sprachlichen Prädikate hingegen legen meist Unterscheidungen fest, die sich auf die Dinge beziehen, auf die Welt objektiver, z.B. physikalischer Erscheinungen.

Was objektiv gilt, ist nun aber grundsätzlich auch dadurch bestimmt, daß es intersubjektiv gilt: Wir sind in der Regel nur dann bereit, einen Satz über die Welt als wahr zu akzeptieren, wenn sich eine intersubjektive Übereinstimmung im Sinne dieses Satzes herbeiführen läßt. Wenn man aber so die intersubjektive Übereinstimmung als ein definierendes Kriterium für objektive Tatsachen anerkennt, dann muß man auch sagen, daß uns, die wir zunächst vom eigenen

47 Diesem Einwand kann man nicht dadurch begegnen, daß man sagt: Um Sprache erlernen zu können, muß man in der Tat gewisse Unterscheidungen machen können. Unterscheidungen machen können heißt aber nichts anderes als unterscheidende Prädikate erlernen können. In diesem Sinn muß die Fähigkeit, Sprache zu lernen, natürlich gegeben sein, damit Sprache erlernt werden kann, aber das ist eine bloße Trivialität. Worauf aber das Vermögen des Menschen, Sprache lernen zu können, beruht, auf welchen neurologischen Voraussetzungen etc., das ist kein philosophisches Problem, denn seine Klärung trägt zur Klärung der Frage, was wir tun, wenn wir sprechen, nichts bei. (Vgl. dazu z. B. die Ausführungen von J. Mittelstraß in [68].) Es geht aber beim Erlernen der Sprache nicht darum, daß wir gewisse Unterscheidungen machen können in dem Sinn, daß wir sie *erlernen* können, sondern darum, daß wir sie *anwenden* können, um die Ausdrücke, deren Gebrauch wir erlernen sollen, und die Lernsituationen auseinander zu halten. Eine solche angewendete Unterscheidung ist aber dann keine Unterscheidung vermittels der Sprache.

48 Diese Überlegungen sollen in einer anderen Arbeit, die sich mit erkenntnistheoretischen Themen befaßt, ausführlicher formuliert und begründet werden.

Erleben ausgehen, die objektiven Unterscheidungen nicht unmittelbar verfügbar sind, sondern erst durch die Sprache vermittelt werden. Denn die Feststellung, daß ein Sachverhalt intersubjektiv als bestehend anerkannt wird, setzt eine Verständigung mit den anderen über diesen Sachverhalt voraus, und diese Verständigung geschieht durch die Sprache.

Diese allgemeine These können wir hier nicht genauer präzisieren oder begründen. Wir wollen sie statt dessen am Beispiel des Prädikats „rot“ illustrieren. Dieses Prädikat sprechen wir Dingen zu oder ab und wir drücken damit einen objektiven Unterschied zwischen den Dingen aus. Der objektive Charakter dieser Unterscheidung hängt auch davon ab, daß wir in aller Regel in dieser Unterscheidung übereinstimmen – täten wir das nicht, so würden wir die Eigenschaft Rot wohl nicht den Dingen, sondern unseren, von Subjekt zu Subjekt verschiedenen Wahrnehmungen der Dinge zuschreiben. Diese intersubjektive Übereinstimmung manifestiert sich im übereinstimmenden Gebrauch des Prädikats „rot“. Erst indem wir dieses Prädikat oder ein gleichwertiges (synonymes) anderes erlernen und seinen allgemeinen Gebrauch erfassen, vergewissern wir uns der Unterscheidung Rot-Nichtrot als einer objektiven Unterscheidung und erkennen, wie diese Unterscheidung intersubjektiv angesetzt wird.

Damit eine Person Y das Prädikat „rot“ erlernen kann aus dem Gebrauch, den die anderen davon machen, muß Y zwischen den Fällen, in denen sie dieses Prädikat anwenden, eine hinreichend ausgeprägte Ähnlichkeit konstatieren können. Dazu genügt es, im Sinne unserer früheren Ausführungen in 2.3.3, anzunehmen, daß Y zwischen den Dingen unterscheiden kann, die für ihn eine gewisse subjektive Erlebnisqualität oder Valenz Rot_y haben, und anderen. Wenn den verschiedenen Anwendungsfällen von „rot“ gänzlich verschiedene Empfindungen bei Y entsprächen, könnte er den Gebrauch des Prädikats nicht erlernen, weil er kein Kriterium für seine Anwendung hätte. Das subjektive Merkmal Rot_y muß also ein hinreichend verlässliches Anwendungskriterium für das Prädikat „rot“ sein, so daß in der Regel gilt, daß „rot“ auf einen Gegenstand a angewendet werden kann, wenn a rot_y ist. Die Korrelation zwischen Rot_y und Rot gilt aber nicht in allen Fällen, d. h. die Eigenschaft Rot_y ist weder ein notwendiges noch ein hinreichendes Kriterium für Rot : nicht alles, was Y als rot

erscheint, ist auch rot, und umgekehrt.

Während Y also, bevor er den Gebrauch von „rot“ erlernt, nur über die Erlebnisqualität *Rot_y* verfügt, erlernt er die Unterscheidung *Rot* - *Nichtrot*, d.h. den Begriff *Rot* erst mit dem Prädikat „rot“. In diesem Sinn kann man das vorstehende Zitat aus den „Philosophischen Untersuchungen“ interpretieren, daß man erst mit dem Prädikat „rot“ rote und nichtrote Dinge zu unterscheiden lernt.

Auch die Aussagen Wittgensteins, die besagen, daß die Anwendungskriterien für Prädikate Kriterien der sprachlichen Übereinstimmung sind, läßt sich nun besser verstehen: Ob man das Prädikat „rot“ auf einen Gegenstand *a* anwenden darf, hängt nicht direkt von dem subjektiven Anwendungskriterium ab, ob *a* als rot erscheint, sondern davon, ob *a* objektiv rot ist, und das heißt – da das objektiv Gültige wesentlich durch das intersubjektiv Gültige bestimmt wird – davon, ob wir in der Beurteilung von *a* als rot übereinstimmen, und das wiederum heißt: ob wir in der Anwendung des Prädikats „rot“ auf *a* übereinstimmen. Auch in das Anwendungskriterium *R_F*, das wir oben als Tatsachenkriterium der generellen sprachlichen Konvention über den Gebrauch des Prädikats *F* gegenübergestellt hatten, gehen so in erkenntnistheoretischem Aspekt Bedingungen sprachlicher Übereinstimmung ein.

In diesem Sinn sagt Wittgenstein auch: „Zur Verständigung durch die Sprache gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen.“⁴⁹ – „So sagst du also, daß die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und was falsch ist?“ – Richtig und falsch ist, was Menschen *sagen*; und in der *Sprache* stimmen die Menschen überein“.⁵⁰ D.h.: Objektive Tatsachen werden wie objektive begriffliche Unterscheidungen durch die Sprache vermittelt, denn durch die sprachliche Übereinstimmung zeichnen wir aus, was intersubjektiv gültig ist.

Im Fall privater Phänomene, wie Empfindungen und dergl., wo es keine direkte intersubjektive Beobachtbarkeit gibt, und so eine Über-

⁴⁹ Wittgenstein [53], 242.

⁵⁰ Wittgenstein [53], 241.

einstimmung nicht die gleiche Relevanz hat, entfällt der objektive Charakter der Tatsachen und daher kann man hier mit Wittgenstein sagen: „... richtig ist, was immer mir ... als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von „richtig“ [im üblichen, objektiven Sinn] nicht geredet werden kann.“⁵¹

Wenn aufgrund dieser, hier notwendig stark vereinfachten und abgekürzten erkenntnistheoretischen Hinweise ein tieferes und angemesseneres Verständnis der Aussagen Wittgensteins möglich wird, so sind diese Hinweise doch zumindest in zwei Punkten zu ergänzen:

Einmal ist die intersubjektive Gültigkeit, wie sie sich in der Übereinstimmung im Sprachgebrauch manifestiert, nicht das einzige Kriterium für Objektivität. Der Bereich des objektiv Gültigen wird vielmehr grundsätzlich auch als ein Bereich bestimmt, in dem gesetzmäßige Ordnungen herrschen, die die Zustände und Vorgänge und ihre Abfolge verbinden und regeln. Daher ist es auch ein wichtiges Kriterium dafür, daß wir einen Satz über die Welt als wahr annehmen, daß er im Einklang steht mit allgemein akzeptierten Naturgesetzen, daß er in das Gesamtsystem unserer grundlegenden Annahmen über die Welt hineinpaßt.

Da nun dieses Gesamtsystem nicht nur durch willkürliche Konventionen festgelegt ist, sondern ein System darstellt, das sich zur Organisation der Erfahrung bewährt hat, läßt sich die Aussage, daß Tatsachen durch intersubjektive sprachliche Übereinstimmung im Urteil ausgezeichnet sind, keineswegs so verstehen, daß wir die Menge der Tatsachen durch bloße Vereinbarungen definieren. In unseren Aussagen über die Welt spielen Konventionen eine wichtige Rolle, sie sind aber keineswegs vollständig durch Konventionen bestimmt, sondern haben einen unübersehbaren empirischen Gehalt.

In die gleiche Richtung zielt auch eine zweite Ergänzung: Die Überlegung, daß auch das Anwendungskriterium R_F für ein Prädikat F als Tatsachenkriterium unter der Bedingung der intersubjektiven sprachlichen Übereinstimmung steht, hebt den Unterschied zwischen der allgemeinen Konvention (I) über den Gebrauch von F und dem Anwendungskriterium R_F natürlich nicht auf. R_F ist durch die

⁵¹ Wittgenstein [53], 258. – Die einschränkende Einschlebung in Klammern ist nicht Teil des Zitats.

Konvention (I) festgelegt. Daß aber R_F im Falle eines bestimmten Gegenstandes a erfüllt ist, bzw. nicht erfüllt ist, ist nicht wieder Sache freier Konvention – eine solche Konvention ist weder in (I) enthalten ((I) legt nicht fest, wie F im Falle von a zu verwenden ist; die allgemeine Regel über den Gebrauch von „rot“ legt nicht fest, welche Dinge rot sind), noch tritt hier eine neue Konvention ein (man hält keine Abstimmung darüber ab, ob a als „rot“ bezeichnet werden soll oder nicht). Ob R_F im Falle von a erfüllt ist, ist vielmehr eine Frage der Tatsachen, die wir aufgrund von Erfahrung, z.B. aufgrund unserer Erlebnisinhalte konstatieren. Dafür, daß etwas, das wir aufgrund von Erfahrung konstatieren, als Tatsache zählt, ist es zwar Bedingung, daß sich darüber in der Regel eine intersubjektive Übereinstimmung erzielen läßt, die Urteile, in denen wir übereinstimmen, werden aber nicht aufgrund einer Übereinstimmung gefällt, sondern die Übereinstimmung beruht auch darauf, daß unsere Erfahrungen in der Regel übereinstimmen.

In diesem Sinn ist von den einschlägigen Äußerungen Wittgensteins vielleicht die Stelle der „Philosophischen Untersuchungen“ am treffendsten, wo er die Art und Weise des Gebrauchs eines Prädikats F mit einer Meßmethode und die Anwendung von F auf einen bestimmten Gegenstand a mit einer Messung vergleicht und sagt: „Eines ist, die Meßmethode zu beschreiben, ein Anderes, Messungsergebnisse zu finden und auszusprechen.“ – Hier wird also die allgemeine Konvention (I) über den Gebrauch von F (die Meßvorschrift, mit der z.B. eine physikalische Größe definiert wird) von den Anwendungen von F in Einzelfällen unterschieden, die sich nach dem durch (I) festgelegten Anwendungskriterium R_F (dem in der Meßmethode angegebenen Kriterium für den Wert der zu messenden Größe) vollziehen. – „Aber was wir „messen“ nennen, ist auch durch eine gewisse Konstanz der Messungsergebnisse bestimmt.“⁵² – D.h. das Anwendungskriterium R_F ist als Tatsachenkriterium nur dann brauchbar, wenn wir mit den sprachlichen Urteilen, auf die es uns führt, in der Regel übereinstimmen. Die Übereinstimmung der Meßergebnisse ist aber nicht ein Kriterium zur Gewinnung von Meßwerten, sondern für deren Verlässlichkeit, und so ist die Übereinstimmung im Urteil $F(a)$, bzw. $\neg F(a)$

52 Wittgenstein [53], 242.

nicht ein Kriterium für die *Gewinnung* dieses Urteils, sondern nur ein Kriterium für seine *Verlässlichkeit*.

2.4.5 Sprechakte

Bevor wir in den nächsten beiden Abschnitten auf zwei speziellere sprachphilosophische Themen der „Philosophischen Untersuchungen“ eingehen, wollen wir zunächst das grundlegende Thema „Worin besteht die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke?“ noch weiter verfolgen. Der Weg, den wir dabei einschlagen, ist zwar von Wittgenstein angedeutet, aber erst von J. L. Austin und im Anschluß an ihn von J. R. Searle und anderen in ihrer Theorie der Sprechakte konsequent verfolgt worden. Diese Theorie stellt einen entscheidenden und wichtigen Schritt über die Gebrauchstheorie der Bedeutung hinaus dar.

In den „Philosophischen Untersuchungen“ sagt Wittgenstein: „Jedes Zeichen scheint *allein* tot. Was gibt ihm Leben? – Im Gebrauch *lebt* es. Hat es da den lebenden Atem in sich? – Oder ist der *Gebrauch* sein Atem?“⁵³ Und: „Wie kommt es, daß der Pfeil → *zeigt*? Scheint er nicht schon etwas außerhalb seiner selbst in sich zu tragen?“ – „Nein, es ist nicht der tote Strich; nur das Psychische, die Bedeutung, kann dies“. – Das ist wahr und falsch. Der Pfeil zeigt nur in der Anwendung, die das Lebewesen von ihm macht.“⁵⁴ Und im „Blue Book“ sagt Wittgenstein: „But if we had to name anything which is the life of the sign, we should have to say that it was its use.“⁵⁵ Schon im Traktat vertritt Wittgenstein ähnliche Ideen, wenn er sagt: „Was in den Zeichen nicht zum Ausdruck kommt, das zeigt ihre Anwendung. Was die Zeichen verschlucken, das spricht ihre Anwendung aus“.⁵⁶ Damit hängt vielleicht zusammen, daß Wittgenstein im Traktat den Satz als Tatsache, nicht als Objekt auffaßt.⁵⁷

Wenn man verstehen will, worin die sprachlichen Bedeutungen bestehen – so kann man vielleicht diese Hinweise interpretieren –, so

53 Wittgenstein [53], 432.

54 Wittgenstein [53], 454.

55 Wittgenstein [58], S. 4.

56 Wittgenstein [22], 3.262.

57 Vgl. den Abschnitt 2.1.3.

darf man nicht von Ausdrucksobjekten, von Sätzen und Wörtern als phonetischen und graphischen Gegenständen ausgehen, sondern man muß auf die Ausdrucksvollzüge, die Sprechakte zurückgreifen.⁵⁸ Wir verstehen nicht sprachliche Objekte, sondern Handlungen; die Bedeutungen, die wir den Ausdrucksobjekten zuordnen, sind sekundäre, theoretische Konstrukte, primär sind die Bedeutungen der Sprechakte.

Die Bedeutung eines Sprechakts, hatten wir in 1.1 gesagt, ist seine Funktion. „Bedeutung“ im sprachlichen Sinn fällt also mit „Bedeutung“ in jenem weiteren Sinn des Wortes zusammen, den wir auch auf nichtsprachliche Handlungen anwenden, wenn wir z.B. von der „Bedeutung“ einer Handlung in einem Zeremoniell oder Spiel sprechen.

Wodurch unterscheidet sich die Funktion einer Handlung von der Handlung selbst? Wenn ich sage „Guten Morgen“, so ist diese Handlung eine Begrüßung und sie hat die Funktion einer Begrüßung; wir können die Handlung mit demselben Wort („begrüßen“) beschreiben wie ihre Funktion. Zur Handlung gehören aber viele konkrete Details, die für ihre Funktion unerheblich sind. Der Zug in einem Schachspiel hat die gleiche Funktion, ob ich ihn schnell oder langsam, ob ich ihn mit der linken oder mit der rechten Hand ausführe. Verschiedene Handlungen können also dieselbe Funktion haben. Entsprechendes gilt für Sprechakte: Statt „Guten Morgen“ kann ich auch sagen „Einen guten Morgen“, „Ich wünsche einen schönen guten Morgen“ oder, falls der Angesprochene Englisch kann, „Good Morning“. Phonetisch verschiedene Sprechhandlungen können daher dieselbe Bedeutung haben. Das, was wir mit der Bedeutung einer Sprechhandlung meinen, fällt so mit dem zusammen, was wir in 1.1 ihren „semantischen Aspekt“ genannt haben.⁵⁹

Die Funktion einer sprachlichen Äußerung basiert auf sprachlichen Konventionen. Diese Konventionen sind generelle Regeln, beziehen sich also nicht auf singuläre Handlungen, sondern auf Handlungsweisen; also nicht auf Äußerungen, sondern auf Ausdrücke. Eine solche

58 Vgl. dazu auch Searle [69], 1.4.

59 Zum Bedeutungsbegriff in der Theorie der Sprechakte vgl. Grice [57], die Kritik daran in Searle [69], 2.6. und die Diskussion in Lewis [69], IV.5. Eine Darstellung dieser Erörterungen findet sich in Schnelle [73], V.B.

Konvention besagt z.B. nicht, daß Fritz den Hans am 1.1.1973 in München unter den und den besonderen Umständen morgens mit „Guten Morgen“ begrüßen kann, sondern beinhaltet, daß jeder jeden anderen (der Deutsch versteht) morgens mit „Guten Morgen“ begrüßen kann. Aufgrund dieser allgemeinen Konvention erhält eine bestimmte Äußerung von „Guten Morgen“ dann die Funktion einer Begrüßung. Die Bedeutung der Äußerung wird also durch die Bedeutung des Ausdrucks bestimmt und durch die Umstände der Äußerung (wer ist der Sprecher, wer der Angesprochene, usw.).

Man muß daher, wie wir das schon in 2.4.3 getan haben, unterscheiden zwischen der *Bedeutung des Ausdrucks* als Handlungsform: der gemeinsamen Funktion aller Handlungen dieser Form, und der *Bedeutung der Äußerung*: der Funktion der einzelnen Handlung. Diese ergibt sich aus jener und den Umständen der Äußerung; sie enthält also gegenüber jener zusätzliche Bestimmungen.⁶⁰

Um das, was hier unter „semantischem Aspekt“ und „Bedeutung“ von Sprechakten verstanden wird, noch deutlicher zu machen, gehen wir kurz auf Austins Theorie der *illokutionären Rolle* (*illocutionary force*) von Äußerungen in [62a] ein.

Austin weist dort darauf hin, daß ein Satz wie „Es regnet“ in verschiedenen Situationen ganz verschiedene Funktionen haben kann: Wie wir schon in 2.4.3 dargestellt haben, kann er eine Mitteilung sein, aber auch eine Warnung („Vorsicht! Wenn du die Fenster nicht schließt, regnet es herein“) oder eine Empfehlung („Nimm den Regenschirm mit, wenn du ausgehst!“). Diese illokutionäre Rolle der einzelnen Äußerungen (Mitteilung, Warnung, Empfehlung) kann man oft dem Satz selbst nicht ansehen. Hier gibt der Kontext nicht nur den Bezug von Indexausdrücken an, sondern die kommunikative Rolle

60 Die zusätzlichen Bestimmungen der Äußerungs- gegenüber der Ausdrucksbedeutung ergeben sich manchmal, aber keineswegs immer aus Konventionen. So betont Strawson in [64], daß die Funktion des Satzes „Dies ist Herr Schmidt“ als Vorstellung (im Gegensatz zu einer Mitteilung) in der entsprechenden Situation konventionellen Charakter hat, während die Funktion des Satzes „Es regnet“ als Ermahnung, einen Regenschirm mitzunehmen, sich nicht aus Konventionen, sondern direkt aus den Umständen der Äußerung ergibt.

des Satzes ergibt sich erst aus dem pragmatischen Kontext seiner Verwendung.

Austin nimmt hier den Gedanken Wittgensteins von der Mannigfaltigkeit der Verwendungen von Sprache, der verschiedenen Sprachspiele auf: Wir verwenden Sprache nicht nur um zu behaupten, zu fragen oder zu befehlen, sondern es gibt eine Fülle von Rollen, die die Sprache übernehmen kann, z.B. Beschreiben, Mitteilen, Beurteilen, Bestätigen, Bezeugen, Einwenden, Entgegnen, Begründen, Vermuten, Raten, Erklären, Erläutern, Folgerungen Ziehen, Warnen, Zu Bedenken Geben, Empfehlen, Versprechen, Berichten, Geschichten Erzählen, Bitten, Danken, Beten, Zugestehen, Einräumen, Zustimmung, Krisisieren, Loben, Tadeln, Begrüßen, Ausrufen, Sich Entschuldigen, Erklärungen Abgeben, Ironisieren – all das sind Rollen, die *Behauptungssätze* haben können. Mit *Fragesätzen* können wir nicht nur fragen, sondern z.B. auch bezweifeln, bitten, befehlen („Wird's bald?“), ausrufen („Ist das denn die Möglichkeit?“) und behaupten (in Form einer rhetorischen Frage); mit *Befehlssätzen* kann man nicht nur befehlen, sondern auch wünschen, vorschreiben, empfehlen, anleiten, bitten, appellieren und fragen („Antworte mir, ob du den Krug zerbrochen hast!“)

Diese Differenzierungen sind wichtig, wenn wir die kommunikative Rolle einer Äußerung genauer verstehen wollen. Sie sind aber keineswegs immer und vollständig im Satz ausgedrückt, sondern ergeben sich vielfach erst aus dem Kontext der Äußerung. Das hat Austin dazu geführt, grundsätzlich zwischen *illokutionärer Rolle* und *Bedeutung* zu unterscheiden.⁶¹ Bedeutung ist bei ihm immer nur die (deskriptive) Bedeutung des Ausdrucks (genauer wohl – Austin unterscheidet diesbzgl. nicht klar – die Bedeutung des *Ausdrucksobjekts*). Die illokutionäre Rolle einer Äußerung hängt von der Bedeutung des geäußerten Ausdrucks ab; die Bedeutung eines Satzes beschränkt die Menge der illokutionären Rollen, in denen er auftreten kann, sie legt aber nicht eindeutig eine solche Rolle fest. Ferner zählen bei Austin auch gewisse Wirkungen und Voraussetzungen einer Sprechhandlung

61 Die Bedeutung gehört bei Austin zum *lokutionären Akt*, in dem er drei Teilakte: den *phonetischen*, den *rhetischen* (grammatikalischen) und den *phatischen* (deskriptiv-semantischen) unterscheidet.

zu ihrer illokutionären Rolle. Er unterscheidet zwar vom illokutionären Akt den *perlokutionären* Akt (das Erzielen einer Wirkung durch eine Sprechhandlung), z.B. vom Aussprechen einer Warnung die Tätigkeit, zu bewirken, daß der Hörer gewarnt ist (und sich entsprechend verhält), betont aber doch, daß zum Charakter vieler illokutionärer Rollen gewisse Wirkungen untrennbar dazugehören: Zum Versprechen gehört z.B. die daraus folgende Verpflichtung des Sprechers, das Versprochene zu tun; zum Taufakt, der durch die Formel „Ich taufe dieses Schiff auf den Namen „Hamburg““ vollzogen wird, gehört die Wirkung, daß das Schiff nun „Hamburg“ heißt, d.h. daß diese Bezeichnung verbindlich wird. Da diese Wirkungen nur unter gewissen Voraussetzungen eintreten, gehören auch solche notwendigen Voraussetzungen zum illokutionären Akt.⁶²

Nach alldem besteht eine deutliche Parallele zwischen Austins illokutionärer Rolle und unserem semantischen Aspekt; es bestehen aber auch zwei wichtige Unterschiede, und deshalb haben wir eine andere Terminologie gewählt. Um die Parallele noch deutlicher zu fixieren, müssen wir aber zwischen dem *semantischen Aspekt* einer Äußerung und ihrem *performativen Modus* unterscheiden als dem Akktyp, dem die Äußerung angehört: Während die performativen Modi durch Verben wie „behaupten“, „fragen“, „warnen“ etc. angegeben werden, umfaßt der semantische Aspekt die gesamte Bedeutung der Sprechhandlung. Austins illokutionärer Rolle einer Äußerung entspricht dann, genau genommen, nicht ihr semantischer Aspekt, sondern nur ihr performativer Modus.

Der erste Unterschied bei einem Vergleich von illokutionärer Rolle und performativem Modus liegt nur darin, daß wir die Wirkungen einer Sprechhandlung und deren Voraussetzungen nicht zu ihrem performativen Modus rechnen. Viele Verben, mit denen wir Handlungen bezeichnen, sind zwar *Erfolgsverben*⁶³, d.h. ihre Anwendung ist nur dann korrekt, wenn eine gewisse Wirkung eintritt oder wenn gewisse Voraussetzungen gegeben sind. So können wir nur dann sagen „Hans schlägt Fritz nieder“, wenn Fritz nach dem Schlag umfällt, oder „Der

62 Zur Analyse dieser Voraussetzungen für ein Gelingen illokutionärer Akte soll Austins Theorie der *Fehlschläge* (*infelicities*) solcher Akte dienen.

63 Der Terminus stammt von G. Ryle, der in [49], S. 238 von „achievement verbs“ spricht.

Arzt hat Kunos Gastritis geheilt“, wenn Kuno tatsächlich an Gastritis litt und nach der Behandlung gesund ist. D.h. wir charakterisieren oft die eigentliche Handlung („Hans versetzt Fritz einen Schlag“, „Der Arzt behandelt Kuno auf Gastritis“) zugleich mit ihrer Wirkung, bzw. deren Voraussetzungen. Es ist natürlich möglich, auch Sprechhandlungen bzgl. ihrer Voraussetzungen und Wirkungen zu bestimmen, aber solche Bestimmungen gehen im Einzelfall über den linguistisch relevanten Aspekt hinaus. Die Sprechhandlung ist: ein Versprechen geben, eine Taufformel sprechen; sie bleibt die gleiche, egal ob das Versprechen ehrlich ist, ob daraus vermittelt allgemeiner Normen eine Verpflichtung folgt⁶⁴ und ob es eingehalten wird, bzw. ob der Sprecher zum Taufakt berechtigt war und ob die Taufzeremonie korrekt und erfolgreich verläuft. Die Funktion der Sprechhandlung umfaßt also nicht das Ganze dessen, was Austin ihre illokutionäre Rolle nennt, so daß bei ihrer Charakterisierung durch Erfolgsverben Vorsicht am Platz ist. Um den performativen Modus „Taufformel sprechen“ oder „versprechen“ zu verstehen, muß man wissen, was „taufen“ und „versprechen“ heißt, und dazu gehört auch die Kenntnis von Voraussetzungen, Wirkungen und Verpflichtungen, die solche Handlungen normalerweise begleiten. Die Bedeutung des einzelnen Sprechakts ist aber unabhängig davon, ob solche Voraussetzungen gegeben sind, die Wirkungen eintreten oder die Verpflichtungen erfüllt werden. Ebenso ist die Bedeutung einer Behauptung unabhängig davon, ob sie wahr oder falsch ist, obwohl es zur Bestimmung des performativen Modus ‚Behaupten‘ gehört, daß nur wahre Behauptungen aufgestellt werden sollen.

64 Zur Kritik an Searle, der in [69], Kap. 8 die Auffassung vertritt, die Theorie der Sprechakte sei ein Rahmen, in dem man Normsätze (wie „X soll F tun“) aus reinen Tatsachenbehauptungen („X hat versprochen, F zu tun“) logisch ableiten könne, vgl. z. B. Kutschera [73a], 1.12. – Für Searle liegt die Leistung der Theorie der Sprechakte vor allem darin, daß sie den Rahmen für eine logische Verknüpfung von Tatsachenbehauptungen und Normsätzen liefert und für eine adäquate Behandlung der Präsuppositionen. (Vgl. [69], Teil II). Beides kann man auch auf anderem Wege haben, wie die Erörterungen in Kutschera [73a], 5.3 und [74] zeigen. Wir sehen die Bedeutung der Theorie der Sprechakte also nicht in diesen beiden Punkten, sondern grundsätzlicher darin, daß sie einen adäquaten Zugang zur Semantik eröffnet.

Der zweite wichtige Unterschied gegenüber Austin ist, daß wir performativen Modus und Bedeutung nicht als zwei verschiedene, wenn auch abhängige Parameter ansehen, sondern die Bedeutung einer Äußerung mit ihrem semantischen Aspekt identifizieren und den performativen Modus als charakteristischen Typ dieses Aspekts verstehen.⁶⁵ Das wird dadurch möglich, daß der Begriff des performativen Modus enger ist als Austins Begriff der illokutionären Rolle, und daß wir nicht, wie Austin, vom üblichen deskriptiven Bedeutungsbegriff ausgehen (nach dem z.B. Satzbedeutungen Propositionen sind, die Ausdrucksobjekten zugeordnet werden), sondern Bedeutungen primär als Handlungsfunktionen auffassen.

Der performative Modus kann im Satz sprachlich bereits explizit angegeben sein. Das ist speziell in den von Austin sogenannten *explizit performativen Aussagen* (Handlungsäußerungen) der Fall, wie z.B.

- a) „Ich gratuliere dir“,
- b) „Wir fordern Sie auf, Ihre Rechnung zu begleichen“,
- c) „Ich bestätige die Aussage von Herrn X“,
- d) „Ich frage Sie, ob Sie die Wahl annehmen“,
- e) „Sie werden gebeten, nicht zu rauchen“.

In diesen Aussagen kommen *performative Verben* vor („gratulieren“, „auffordern“, „bestätigen“, „fragen“, „bitten“), die den performativen Modus des Satzes angeben und die entweder in der 1. Person Singular oder der 1. Person Plural Indikativ Aktiv stehen oder, wie in (e), im entsprechenden Passiv, wobei der Name des oder der Sprecher auch fehlen kann. Im Aussprechen eines solchen Satzes wird der durch das performative Verbum bezeichnete Akt vom Sprecher vollzogen. Äußerungen der Beispielsätze stellen also keine Beschreibungen von Sprechakten dar – die Äußerung „Ich gratuliere dir“ ist eine Gratulation, keine Behauptung.

Es gibt neben den performativen Verben aber auch andere Ausdrücke, mit denen der performative Modus eines Satzes – sei es partiell oder vollständig – bestimmt wird. Vermutungen werden z.B. durch „vermutlich“, „wahrscheinlich“ und „wohl“ angedeutet, Ent-

⁶⁵ Auch Searle betont in [68], S. 412, ebenso wie Cohen in [64], daß die illokutionäre Rolle Teil der Bedeutung ist.

gegnungen durch „aber“, „doch“, „immerhin“, Folgerungen durch „also“, „deshalb“, Begründungen durch „nämlich“, „ja“ usw. Hinzukommen Verbal-Modi (z.B. der Konjunktiv für Bitten, Wünsche, Vermutungen), phonetische Mittel (z.B. Intonation), usw. Auch die Satzzeichen („.“ nach einer Behauptung, „?“ nach einer Frage und „!“ nach einem Befehl) charakterisieren den performativen Modus des Satzes.

Man kann nun jeden Satz in einer explizit performativen Form, z.B. in der Gestalt $P(a,b,A)$ darstellen. Dabei soll P , der *performative Operator*, den performativen Modus angeben. P steht also für ein performatives Verbum, das aber sehr allgemein sein kann. Der Satz „Es regnet“ ist seinem performativen Modus nach weitgehend unbestimmt (wir sahen, daß er z.B. als Mitteilung, als Warnung oder als Empfehlung verwendet werden kann), so daß man ihm nicht ohne Änderung des Sinns einen speziellen performativen Modus zuordnen kann. Beim ironischen Wortgebrauch oder in Witzen würde die explizite Angabe des genauen performativen Modus diesen sogar zerstören.⁶⁶ Der Sinn eines performativen Operators ist also oft nur innerhalb sehr weiter Grenzen bestimmt und wird erst im pragmatischen Kontext einer Äußerung genau festgelegt. a und b sollen in $P(a,b,A)$ Indexausdrücke für den oder die Sprecher, bzw. für den oder die Hörer sein. Und A soll ein Satz von der Gestalt eines Behauptungssatzes sein. Die Argumente b und A können auch fehlen. Wir formen also die Beispielsätze (a) bis (e) so um:

a') Gratulieren (ich, du)

b') Auffordern (wir, Sie, Sie begleichen Ihre Rechnung),

c') Bestätigen (ich, Was Herr X gesagt hat, ist richtig),

d') Fragen (ich, Sie, Sie nehmen die Wahl an),

e') Bitten (ich, Sie, Sie rauchen nicht).

Die Sätze (c') und (e') zeigen auf, wie Sätze, in denen im Unterschied zu (d) kein vollständiger Behauptungssatz als Nebensatz vorkommt, auf die Form $P(a,b,A)$ gebracht werden können.

⁶⁶ Während Austin betont, daß man nicht alle Sätze explizit performativ formulieren kann, zieht Searle in [68], S. 417 f. aus seinem Prinzip der allgemeinen Ausdrückbarkeit (daß man alles, was man meinen kann, auch sagen kann) fälschlich den gegenteiligen Schluß.

Wir bezeichnen den Ausdruck A in $P(a,b,A)$ als *deskriptive Komponente* des Satzes $P(a,b,A)$. A stellt dabei nur einen Teil des ganzen Satzes dar, und mit A verbindet sich nicht ein eigener Sprechakt. Für sich ist also A bedeutungslos in unserem gegenwärtigen Sinn von „Bedeutung“. Daß wir A der Einfachheit wegen die Gestalt eines Behauptungssatzes geben, impliziert nicht, daß A eine (eigene) performative Funktion hätte und z.B. eine Behauptung darstellen würde. Im Satz (d') wird nichts behauptet, obwohl darin ein Ausdruck von der Form eines Behauptungssatzes vorkommt.

Wie verhält sich nun die Bedeutung von Ausdrücken als deren performativer Aspekt – wir sprechen auch von ihrer *performativen Bedeutung* – zu dem, was man üblicherweise als „Bedeutungen“ der Ausdrücke als Produkte phonetischer Akte bezeichnet, wenn man z.B. sagt, der Name „Mond“ bedeute den Mond, das Prädikat „ist rot“ bedeute die Eigenschaft, rot zu sein, oder der Satz „Diese Rose ist gelb“ bedeute den Sachverhalt, daß diese Rose gelb ist? Diese Art der Bedeutung wollen wir *deskriptive Bedeutung* nennen. Nachdem wir oben den performativen Sinn von „Bedeutung“ als primär und fundamental bezeichnet haben, geht es nun darum, deskriptive Bedeutungen durch performative zu charakterisieren und ihren Ort in der Semantik der Sprechakte zu bestimmen.

Wenn man, wie das oben besprochen wurde, den Sätzen eine explizit performative Gestalt gibt, so erhält man zu den Sätzen:

f) Du schließt die Tür.

g) Schließe die Tür!

h) Schließt du die Tür?

die Sätze

f') Ich behaupte, daß du die Tür schließt, bzw.

Behaupten (ich, Du schließt die Tür)

g') Ich befehle dir, daß du die Tür schließt, bzw.

Befehlen (ich, du, Du schließt die Tür)

h') Ich frage dich, ob du die Tür schließt, bzw.

Fragen (ich, du, Du schließt die Tür).

Diese Sätze haben verschiedene performative Modi, aber die gemeinsame deskriptive Komponente (f). Man wird also versuchen, die performativen Bedeutungen von Sätzen der Gestalt $P(a,b,A)$ zu bestimmen als Funktionen der (noch zu spezifizierenden) Bedeutun-

gen der Komponenten a,b, und A, wobei jedem performativen Modus eine solche Funktion entspricht.

Betrachten wir zunächst Behauptungen im engeren Sinn als Beschreibungen von Tatbeständen.

Die performative Bedeutung des Satzes (f') hängt nur von der deskriptiven Bedeutung von (f) und den Umständen der Äußerung ab, und zwar in einer für Behauptungen typischen Weise. Nun wollen wir jedoch nicht die performative Bedeutung eines Behauptungssatzes erklären und dabei von seiner deskriptiven Bedeutung ausgehen, sondern umgekehrt seine deskriptive Bedeutung durch die performative bestimmen. Die deskriptive Bedeutung eines solchen Satzes ist aber auch durch seine performative Bedeutung eindeutig festgelegt: Behauptungen sind Sprechhandlungen, die wahr oder falsch sind, und ihr Wahrheitswert hängt allein von der deskriptiven Bedeutung der deskriptiven Komponente und den Umständen der Äußerung ab.⁶⁷ Daher können wir diese deskriptive Bedeutung dadurch charakterisieren, daß wir angeben, unter welchen Bedingungen die Behauptung wahr ist. Das führt dazu, die deskriptive Bedeutung z.B. von (f) darzustellen als eine Funktion, die mögliche Welten und Umstände der Äußerung abbildet auf Wahrheitswerte. In dieser Weise werden deskriptive Satzkomponenten interpretiert durch Rückgriff auf Eigenschaften (wahr – falsch) der Behauptungen als Sprechhandlungen, in denen sie vorkommen.

Da wir den deskriptiven Komponenten aller Sätze die Gestalt von Behauptungssätzen gegeben haben und ihnen somit allen Behauptungen entsprechen, sind damit die deskriptiven Bedeutungen aller deskriptiven Satzkomponenten festgelegt.⁶⁸

67 Searle bestreitet in [68], S. 423 in der Auseinandersetzung mit Austin, daß Sprechakte „wahr“ oder „falsch“ genannt werden können. Anstelle von „Der Satz A ist wahr, bzw. falsch“ kann man aber auch sagen „Eine Äußerung von A ist wahr, bzw. falsch“. Diese Redeweise ist also unproblematisch.

68 Dieser Gedanke wird im Abschnitt 3.2.1 näher ausgeführt. Dort gehen wir auch auf die deskriptiven Bedeutungen von Namen, Prädikaten etc. ein. – Man beachte: Während der Behauptungssatz (f) (als Handlung) eine performative und (als phonetisches Ausdrucksobjekt) eine deskriptive Bedeutung hat, sind in den Fällen (g) und (h) deskriptive Bedeutungen nur für die deskriptiven Komponenten erklärt.

Da die performative Bedeutung eines Behauptungssatzes allein von seiner deskriptiven Bedeutung abhängt, kann man die deskriptive Semantik bereits als Semantik der Behauptungssätze ansehen – nicht in dem Sinn, daß die performativen Bedeutungen solcher Sätze auf ihre deskriptiven Bedeutungen reduziert würden, sondern so, daß die deskriptive Bedeutung eines Satzes seine performative Bedeutung eindeutig bestimmt. Die eindeutige Zuordnung von deskriptiven und performativen Bedeutungen im Fall von Behauptungssätzen ermöglicht die wechselseitige Bestimmung der deskriptiven und performativen Bedeutungen durcheinander.

Den Begriff der deskriptiven Bedeutung kann man in der Semantik der Behauptungssätze als einen Hilfsbegriff auffassen, auf den man auch verzichten könnte. Dann hätte man die Semantik direkt als Semantik der Behauptungen aufzufassen, in der Behauptungen als Sprechakte in Abhängigkeit von Weltzuständen und Äußerungsumständen als wahr oder falsch charakterisiert werden.

Da man den semantischen Aspekt jeder Sprechhandlung beschreiben kann, kann man ihre performative Bedeutung durch die deskriptive Bedeutung eines Behauptungssatzes charakterisieren. Daher läßt sich nun auch die Semantik aller Sprechhandlungen im Rahmen der Semantik der Behauptungssätze, d.h. aber im Rahmen der deskriptiven Semantik entwickeln.⁶⁹

Dazu ordnen wir jeder Äußerung eine *performative Beschreibung* zu, die aus einer *performativen Version* der Äußerung, d.h. aus einer explizit performativen Formulierung dieser Äußerung entsteht, indem wir diese als Behauptung auffassen und die in ihr vorkommenden Indexausdrücke für Sprecher und Hörer durch Namen ersetzen, falls sie nicht mit Sprecher und Hörer der performativen Beschreibung zusammenfallen, und indem wir Namen, bzw. Indexausdrücke für relevante Umstände der Äußerung einführen.

Performative Beschreibungen von Äußerungen der Sätze (f), (g) und (h) sind z.B.:

f') Fritz behauptet (jetzt), daß Hans die Tür schließt.

⁶⁹ Einen ähnlichen Ansatz zur Interpretation nicht behauptender Sätze macht D. Lewis in [70], S. 54 ff.

g'') Ich befahl dir (gestern), daß du die Tür schließt.

h'') Ich werde dich (morgen) fragen, ob du die Tür schließt.

Im Gegensatz zu (g') und (h') sind (g'') und (h'') Behauptungssätze. Diese Sätze sind keine explizit performativen Sätze, weil das Subjekt des performativen Verbs nicht der Indexausdruck „ich“ ist, der für denjenigen steht, der die Beschreibung äußert (wie in (f'')), oder weil der Zeitpunkt des beschriebenen Sprechakts nicht mit dem Zeitpunkt seiner Beschreibung zusammenfällt (wie in (g'') und (h'')).

Allgemein wird man explizit performative Sätze wie z.B. (h') nicht als Beschreibungen interpretieren. Die Beschreibung eines Sprechakts ist ein anderer Sprechakt als der beschriebene: Man kann nicht zugleich eine Frage stellen und sie damit auch beschreiben. Es lassen sich zwar Fälle angeben, in denen eine Äußerung mit explizit performativer Gestalt als Beschreibung eines gleichzeitigen anderen Sprechakts dient⁷⁰, aber sie ist dann nicht eine Beschreibung ihrer selbst. Wir müssen also immer streng zwischen dem Vollzug eines Sprechakts und seiner Beschreibung unterscheiden; kein Sprechakt ist eine Beschreibung seiner selbst.

Performative Versionen von (f''), (g''), (h'') wären die folgenden Sätze:

f''') Ich behaupte, daß Fritz (jetzt) behauptet, daß Hans die Tür schließt.

g''') Ich behaupte, daß ich dir (gestern) befahl, daß du die Tür schließt.

h''') Ich behaupte, daß ich dich (morgen) fragen werde, ob du die Tür schließt.

Während eine Äußerung eine Sprechhandlung ist mit bestimmtem Sprecher und Adressaten und unter bestimmten Umständen vollzogen wird, ist ein Ausdruck, speziell ein Satz, eine Sprechhandlungsweise, die von verschiedenen Sprechern unter verschiedenen Umständen vollzogen werden kann. Daher werden performative Beschreibungen von Ausdrücken nicht durch Sätze, sondern durch Prädikate gegeben. Performative Beschreibungen der Sätze (f), (g) und (h) sind in diesem Sinn:

⁷⁰ D. Lewis gibt in [70], S. 60 ein Beispiel an: Man unterschreibt eine Anordnung und redet zugleich darüber.

f''') behaupten, daß der Hörer die Tür schließt.

g''') fragen, ob der Hörer die Tür schließt.

h''') befehlen, daß der Hörer die Tür schließt.

Die deskriptive Bedeutung einer performativen Beschreibung einer Äußerung können wir nun als deren performative Bedeutung ansehen, und ebenso bei Sätzen. Wenn Hans zu Fritz sagt „Guten Morgen“ und ein Hörer fragt nach der Bedeutung dieser Äußerung, so wird man ihm sagen, daß Hans den Fritz begrüßt; man gibt durch die deskriptive Bedeutung der Beschreibung „Hans begrüßt Fritz“ die performative Bedeutung der Äußerung an. Und wenn jemand fragt, was der Ausdruck „Guten Morgen“ bedeutet, so wird man sagen, daß „Guten Morgen“-Sagen eine Begrüßung ist; d.h. man gibt durch die deskriptive Bedeutung der Beschreibung „Begrüßen“ die performative Bedeutung von „Guten Morgen“ an.

Wenn man, wie wir das im Abschnitt 3.2 tun werden, eine Sprache L aufbaut, deren sämtliche Sätze als Behauptungssätze gedeutet werden, so ist es unnötig, den Modus der Behauptung in diesen Sätzen explizit zu machen. Die performative Bedeutung eines Satzes A von L ergibt sich eindeutig aus der deskriptiven Bedeutung, die ihm in der Semantik von L zugeordnet wird. Wie sie sich ergibt, das wird in dieser Semantik selbst nicht festgelegt, sondern gehört zur Anwendung der Semantik. Man kann im Rahmen dieser Semantik aber auch Behauptungen performative Bedeutungen zuordnen. Dazu geht man von einem Satz A zu einer performativen Beschreibung von A (als Ausdruck) über. Diese möge lauten $P(x,A)$, wobei x eine Variable für den Sprecher ist, und der performative Operator P das Prädikat „behaupten“ darstellt. Die deskriptive Bedeutung von $P(x,A)$ ist von der des Satzes A verschieden; A hat eine andere deskriptive Bedeutung als das Prädikat „behaupten, daß A“. Behauptungssätze haben also eine deskriptive und eine performative Bedeutung, die aber ganz verschieden sind. Frage-, Befehlssätze etc. haben dagegen keine deskriptive, sondern nur eine performative Bedeutung. Daß wir auch die performative Bedeutung eines Satzes A als eine deskriptive Bedeutung auffassen, kann nicht zur Verwechslung von deskriptiver und performativer Bedeutung führen, denn die performative Bedeutung von A ist nicht die deskriptive Bedeutung von A selbst (falls

eine solche existiert), sondern die deskriptive Bedeutung eines anderen Ausdrucks A', der performativen Beschreibung von A.⁷¹

Diese vorerst noch recht skizzenhaften Bemerkungen über performative und deskriptive Bedeutungen, die wir erst im Abschnitt 3.2 wieder aufnehmen und präzisieren werden, sollen noch durch vier Hinweise ergänzt werden:

1. Die Möglichkeit, die performative Bedeutung eines nichtbehauptenden Sprechakts durch die deskriptive Bedeutung einer Beschreibung dieses Sprechakts zu charakterisieren, schließt andere Möglichkeiten der semantischen Analyse natürlich nicht aus. So kann man z.B. Fragen auch durch die deskriptiven Bedeutungen der möglichen Antworten auf sie semantisch charakterisieren und ihnen so in Analogie zur deskriptiven Bedeutung von Behauptungen eine nichtperformative Bedeutung zuordnen, die ihre performative Bedeutung eindeutig bestimmt.⁷² Während der oben skizzierte Beschreibungs-Ansatz den Vorteil der Einfachheit und Allgemeinheit hat, liefern derartige Ansätze für die semantische Analyse einzelner Sprechakttypen mehr detaillierte Informationen.

2. Ein und dieselbe Äußerung kann mehrere semantische Funktionen haben, so daß ihr performativer Modus mehrere Komponenten enthält. Der Satz „Du hast mich jetzt zum letzten Mal getäuscht“ enthält z.B. neben der Komponente der Behauptung („Du hast mich getäuscht“) die Komponente des Ausdrucks eines Entschlusses („Ich will mich von dir nicht wieder täuschen lassen“) und evtl. auch die Komponente der Aufforderung („Rechtfertige dein Verhalten!“, „Entschuldige dich!“ o.ä.). Deskriptive, expressive und evokative Bedeutungsmodi, wie wir sie in 1.2 in Anlehnung an die Unterscheidung von K. Bühler in [34] erklärt haben, lassen sich in diesem Sinn

71 D. Lewis ordnet in [70] den explizit performativen Sätzen als performativen Versionen von Sätzen und als performativen Beschreibungen dieser Sätze dieselbe Bedeutung zu. Er sieht den Unterschied im performativen Modus beider Interpretationen nicht als Bedeutungsunterschied an, sondern als einen Unterschied in der Verwendung der Sätze. Es geht in der Semantik der performativen Modi aber gerade um diese Unterschiede als Bedeutungsunterschiede.

72 Vgl. dazu z. B. G. Keenan [72].

wohl am besten als solche Komponenten des performativen Modus auffassen.

3. Daß ein sprachlicher Ausdruck nicht nur ein Lautzeichen ist, hat man in der Sprachwissenschaft im Anschluß an W. v. Humboldt oft betont, und man hat das Wort und den Satz als Einheit von Laut und Bedeutung aufgefaßt. Bekannt ist vor allem de Saussures Gleichung *signe* = *signifiant* + *signifié*, d.h. das Zeichen besteht aus dem bezeichnenden (z.B. phonetischen oder graphischen) Ausdruck und dem Bezeichneten, der Bedeutung. Diese Einheit wird aber erst verständlich, wenn man Ausdrücke nicht als Objekte, sondern als Handlungsformen auffaßt: erst im Sprechen besteht eine Einheit zwischen der phonetischen Form und der Funktion des Aktes; in der Äußerung von „Guten Morgen“ vollzieht sich in der Produktion der Laute die Begrüßung.

4. Bisher haben wir uns nur mit der Bedeutung einzelner Sätze beschäftigt und dieses Thema wird auch weiterhin im Vordergrund stehen. Es soll an dieser Stelle aber doch kurz auf das Problem der Textsemantik hingewiesen werden, wobei wir uns allerdings auf einige flüchtige Andeutungen beschränken müssen.

Ein Text ist zunächst eine Folge von Sprechakten. Dabei kann der Sprecher immer derselbe sein (wie bei einem Bericht) oder es können verschiedene Sprecher auftreten (wie in einem Gespräch). Auch bei Texten unterscheiden wir Äußerungs- und Ausdrucksaspekt (den in einer bestimmten Situation von bestimmten Sprechern gesprochenen Text von der Form dieses Textes), phonetischen Aspekt und Akt- und Produktaspekt im Sinne von 1.1.

Nach welchem Kriterium sehen wir nun gewisse Satzfolgen als Texte an, andere aber nicht? Man wird hier zunächst auf einen inhaltlichen Zusammenhang der Sätze hinweisen, aber das ist eine sehr vage Charakterisierung. Entscheidend ist wohl, daß der Satzfolge als ganzer eine bestimmte, eigenständige illokutionäre Rolle zukommt, oder in unserer Terminologie: daß es einen performativen Modus gibt, der sie zusammen als Erzählung, Bericht, Diskussion, Begründung etc. charakterisiert, während kleinere Abschnitte der Folge, speziell die einzelnen Sätze der Folge, sich nicht so charakterisieren lassen. Es gibt nun Texte (z.B. Berichte), in denen man alle Sätze durch „und“ zu einem großen Satz verbinden könnte, dessen performativer Modus

dann der Modus des Textes ist. Nicht alle Texte sind aber solche großen Sätze. In manchen Texten (wie z.B. in Diskussionen) sind vielmehr die einzelnen Sätze – oder aber Teile des Texts – innerhalb des übergreifenden performativen Modus des ganzen Texts noch durch verschiedene eigene performative Modi charakterisiert (These, Gegenthese, Begründung, Rückfrage, Aufforderung, etc.). Hier erst wird das Wittgensteinsche Bild vom Sprachspiel, von den Sprechakten, die wie Züge in einem Spiel aufeinander folgen, völlig zutreffend. Dabei gibt der performative Modus des Texts an, welches Sprachspiel gespielt wird, welche Regeln für die Abfolge der einzelnen Züge gelten, welche Züge möglich sind und damit welche Funktion die einzelnen Züge im Spiel haben.

Wie wir oben von einer Semantik der (beschreibenden) Behauptungssätze ausgegangen sind und Sätze mit anderen performativen Modi auf dem Wege über performative Beschreibungen dieser Sätze als Sprechakte interpretiert haben, können wir nun alle Texte, die nicht den Charakter von Berichten, d.h. von Folgen von zu einem Behauptungssatz konjunktiv verknüpfbaren Sätzen haben, durch performative Beschreibungen charakterisieren, die sich wieder als Sätze, bzw. Prädikate darstellen. Die deskriptive Bedeutung solcher Beschreibungen kann man dann wieder als performative Bedeutung der Texte als Sprechhandlungsfolgen ansehen.

Im Beispiel einer Diskussion sieht das etwa so aus: Eine Diskussion in einem hier ad hoc zugrunde gelegten Sinn soll aus Behauptungen, Aufforderungen zur Begründung einer Behauptung und Begründungen bestehen. Eine Begründung eines Satzes A ist dabei selbst ein Text, der aus mehreren Sätzen besteht, deren letzter A ist, und zwar aus Prämissen (die als neue Behauptungen gelten) und logischen Folgerungen aus früheren Sätzen der Begründung. Auch für die Diskussion sollen Regeln gelten, wie z.B. die Regel, daß einer Aufforderung eines Diskussionspartners zur Begründung immer Folge geleistet werden muß, daß man nur die Begründung von vorausgegangenen Behauptungen anderer Partner verlangen darf und daß man einer Behauptung A eines Partners nur die Behauptung $\neg A$ entgegensetzen darf.

Durch solche Regeln werden die folgenden Prädikate $D(x,y,C)$ – zwischen x und y findet eine Diskussion statt, wie sie C beschreibt

$B(x,t,E,C)$ – x gibt in t eine Begründung dafür an, daß E, wie sie C beschreibt

$T(x,t,C)$ – x behauptet in t, daß C

$F(x,t,C)$ – x folgert in t, daß C

$A(x,y,t,C)$ – x fordert y in t auf, seine Behauptung, daß C, zu begründen.

Eine Diskussion der Gestalt:

x behauptet, daß C; daraufhin fordert y den x auf, diese Behauptung zu begründen; x begründet seine Behauptung so, daß er behauptet, daß E und daraus C folgert; darauf entgegnet y, daß $\neg E$

kann also beschrieben werden durch das Prädikat

$D(x,y,T(x,t_1,C) \wedge A(y,x,t_2,C) \wedge B(x,t_3,C,T(x,t_4,E) \wedge F(x,t_5,C)) \wedge T(y,t_6, \neg E))$

mit den Variablen x und y. Dabei geben t_1 bis t_6 im Sinn der relativen Zeitangaben „daraufhin“, „dann“ etc. im Bericht von der Diskussion die Abfolge der verschiedenen Sprechakte an.⁷³ Kürzen wir dies Prädikat durch $\Phi(x,y)$ ab, so fassen wir die deskriptive Bedeutung von $\Phi(x,y)$ als performative Bedeutung der Diskussion als Textform (Sprechhandlungsform) auf. Bezeichnen die Konstanten a, b zwei Diskussionspartner, so ist entsprechend die deskriptive Bedeutung von $\Phi(a,b)$ die performative Bedeutung der Diskussion dieser beiden Partner als Textäußerung.

Abschließend sei noch einmal betont, daß die Theorie der Sprechakte, für die sich bei Wittgenstein nur vereinzelte Hinweise finden, einen deutlichen Fortschritt gegenüber der Abbildtheorie wie gegenüber der Gebrauchstheorie der Bedeutung in den „Philosophischen Untersuchungen“ darstellt. Wenn man von den Ausdrücken als (Klassen von) phonetischen oder graphischen Objekten ausgeht, so liegt die Schwierigkeit für eine Erklärung ihrer Bedeutung darin, daß sie von sich aus ebenso wenig etwas bedeuten wie Steine oder Klassen von Zahlen. Eine Bedeutung muß ihnen dann erst zugeordnet werden, sei es im realistischen Sinn, sei es im pragmatischen Sinn durch Gebrauchsregeln. Aber die Auffas-

⁷³ Solche relativen Zeitangaben lassen sich vermeiden, wenn man anstelle der Argumente der Funktoren D und B n-tupel angibt für die Folge der Sprechhandlungen, aus denen die Diskussion, bzw. die Begründung besteht.

sung der Wörter als Marken für die Dinge ist ebenso schief und unnatürlich wie ihre Auffassung als Spielfiguren. Sprechakte dagegen haben als konventionelle Handlungen Bedeutung in einem sehr natürlichen und nicht nur auf Sprechhandlungen beschränkten Sinn. Wir verstehen Handlungen in einem sehr viel unmittelbareren Sinn als Objekte.⁷⁴ Und wir „gebrauchen“ nicht einen Satz, indem wir auf Regeln für seine Verwendung zurückgehen, die uns sagen, daß er hier angewendet werden darf, sondern wir sprechen den Satz aus, weil wir (aufgrund der sprachlichen Konventionen) damit in der gegebenen Situation das erreichen können, was wir erreichen wollen. Die performative Bedeutung empfiehlt sich daher als natürlicher Grundbegriff der Semantik, mit dessen Hilfe man dann deskriptive Bedeutungen als theoretische Konstrukte einführen kann.

2.4.6 *Privatsprachen*

Unter einem *privatsprachlichen Ausdruck* kann man einmal einen Ausdruck verstehen, den jemand für seinen eigenen privaten Gebrauch eingeführt hat und der nicht der intersubjektiven, von einer Sprachgemeinschaft gesprochenen Sprache angehört. In diesem Fall wollen wir von einem *privaten Ausdruck* sprechen. Man kann darunter aber auch einen Ausdruck verstehen – sei er privat oder allgemein gebräuchlich – der für ein *privates*, inneres Erlebnis eines Subjekts steht, für eine Empfindung, ein Gefühl, etwa einen Schmerz, um das von Wittgenstein am häufigsten angeführte Beispiel zu nennen, oder der solche Erlebnisse charakterisiert. In diesem Fall wollen wir von einem *Ausdruck für Privates* sprechen. Wittgenstein bestreitet in den „Philosophischen Untersuchungen“, daß es möglich

74 D. Lewis zeigt in [69], daß sprachliche Konventionen als gemeinsame sprachliche Verhaltensweisen stabilisiert werden durch das allgemeine Interesse am Funktionieren der Kommunikation. Kommunikation gelingt nur dann, wenn die Mitglieder der Sprachgemeinschaft übereinstimmend bestimmte sprachliche Mittel für bestimmte Zwecke einsetzen und wenn auch allgemein bekannt ist, daß diese Mittel von den anderen regelmäßig für diese Zwecke eingesetzt werden. Danach sind Sprechakte in ihrer Intention verständlich aufgrund der Kenntnis der einschlägigen sprachlichen Konventionen, der Gemeinsamkeit im sprachlichen Verhalten.

ist, solche privatsprachlichen Ausdrücke einzuführen. Wittgenstein unterscheidet dabei nicht streng zwischen privaten Ausdrücken und Ausdrücken für Privates, seine Argumente treffen aber beide Fälle. Diese Doktrin Wittgensteins ist, sofern sie sich auf Ausdrücke für Privates bezieht, insbesondere im Zusammenhang mit der Philosophie des Bewußtseins, mit Behaviorismus und Phänomenalismus von Interesse; sofern sie sich auf private Ausdrücke bezieht, ist sie aber auch als sprachphilosophische These in unserem Zusammenhang von Bedeutung.

Wittgensteins Argumente gegen *private Ausdrücke* lassen sich so zusammenfassen:

1) Ein Ausdruck hat nur dann eine Bedeutung, wenn es Regeln für seinen korrekten Gebrauch gibt. Ein korrekter Gebrauch privater Ausdrücke ist aber nicht definiert, denn der richtige Gebrauch eines Wortes ist nach Wittgenstein immer derjenige Gebrauch, der im Einklang mit der Wortverwendung der Sprachgemeinschaft steht. Wo aber ein Wort nicht von einer Gemeinschaft, sondern nur von einem einzelnen verwendet wird, kann man von einer solchen Richtigkeit nicht sprechen. Für Wittgenstein ist einer Regel folgen eine soziale Praxis und darum kann man nicht privatim einer Regel folgen.⁷⁵

Wenn man zudem beachtet, daß für Wittgenstein, wie wir im Abschnitt 2.4.4 gesehen haben, nicht nur die allgemeine sprachliche Konvention über die Anwendungskriterien eines Wortes durch den allgemeinen Sprachgebrauch festgelegt wird, sondern daß auch in diese Anwendungskriterien Bedingungen des allgemeinen Sprachgebrauchs eingehen, so verschärft sich dies Argument noch dahingehend, daß es für private Ausdrücke auch keine ausreichenden Anwendungskriterien gibt.

2) Wenn man aber selbst von dem letzteren Argument absähe, so könnte das Anwendungskriterium z.B. für ein privates Prädikat F nur darin bestehen, daß mir ein neuer Gegenstand a als denjenigen Gegenständen aus K(F) ähnlich erscheint, durch die ich F exemplarisch eingeführt habe. Ein solches ‚als ähnlich Erscheinen‘ ist aber kein brauchbares Kriterium, weil ich die Richtigkeit dieses Erscheinens nicht überprüfen kann: „Man möchte hier sagen: richtig ist, was

⁷⁵ Vgl. dazu Wittgenstein [53], 202.

immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von „richtig“ nicht geredet werden kann“.⁷⁶ Besonderes Gewicht gewinnt dieses Argument, wenn F zudem ein Prädikat für Privates ist, also z.B. für meine Empfindungen. Denn während man Gegenstände nebeneinanderlegen und vergleichen kann, ist das für Empfindungen nicht möglich: Frühere Empfindungen sind nur in der Erinnerung mit gegenwärtigen Empfindungen vergleichbar. Die Erinnerung ist aber unzuverlässig und ließe sich wieder nur durch andere Erinnerungen überprüfen. Jemand, der die Richtigkeit einer Erinnerung durch eine andere Erinnerung überprüfen will, gleicht nach Wittgenstein aber jemandem, der sich mehrere Exemplare der heutigen Morgenzeitung kauft, um sich zu vergewissern, daß sie die Wahrheit schreibt.⁷⁷

Während man also bei der Anwendung eines allgemein gebräuchlichen Prädikats F im Sprachgebrauch der anderen noch ein weiteres Kriterium für die Richtigkeit einer Zuschreibung von F hat, ist man für private Ausdrücke allein auf den eigenen Augenschein verwiesen.

Wittgensteins Hauptargumente gegen *Ausdrücke für Privates* lauten hingegen so:

3) Ein Prädikat für Privates, wie z.B. „Schmerzen haben“ können wir, da wir Schmerzgefühle anderer nicht direkt beobachten können, nur introspektiv, d.h. in Anwendung auf eigene Schmerzen erlernen. Es ist dann aber nicht möglich, das so erlernte Prädikat auch auf andere Personen anzuwenden. Denn wenn ich „Schmerzen haben“ nur an eigenen Empfindungen erlerne, so ist „Schmerz“ für mich synonym mit „von mir empfundener Schmerz“, und es ist dann unsinnig, vom Schmerz einer anderen Person zu reden.⁷⁸ Man kann auch nicht sagen, ein anderer habe Schmerzen, wenn er das Gleiche empfindet wie ich, wenn ich Schmerzen habe, denn ich habe keine Kriterien für die Anwendung von „Schmerzen haben“ auf andere.⁷⁹

4) Selbst wenn es gelingen würde, Prädikate für Privates wie „Schmerzen haben“ auf andere anzuwenden, so wäre es doch unmöglich, sie in die intersubjektive Sprache einzubetten. Denn wir können unsere privaten Empfindungen intersubjektiv nicht vergleichen und

76 Wittgenstein [53], 258.

77 Wittgenstein [53], 265

78 Vgl. Wittgenstein [53], 302.

79 Vgl. Wittgenstein [53], 350.

so bliebe es ganz unklar, ob nicht verschiedene Personen mit „Schmerzen haben“ jeweils etwas ganz anderes meinen. Die Bedeutung von „Schmerzen haben“ als intersubjektives Prädikat bliebe ganz unbestimmt, weil wir keine gemeinsamen Anwendungskriterien für dieses Prädikat hätten.

Wie ist dann aber die Bedeutung solcher Wörter wie „Schmerzen haben“ zu verstehen, die ja doch tatsächlich in unserer gemeinsamen Sprache vorkommen? Nach Wittgenstein muß man zunächst unterscheiden zwischen Aussagen wie „Ich habe Schmerzen“, die keine deskriptive, sondern nur eine expressive Bedeutung haben – ebenso wie „Au“ oder ein Stöhnen, – und Aussagen wie „Er hat Schmerzen“. Die Möglichkeit, diese letzteren Aussagen in die gemeinsame Sprache einzuführen, beruht darauf, daß es so etwas gibt wie ein natürliches Schmerzverhalten, das alle Menschen zeigen, wenn sie Schmerzen haben, und Aussagen über die Schmerzen eines anderen sind nach Wittgenstein im behavioristischen Sinne zu verstehen als Aussagen über ein solches Schmerzverhalten. Wenn die Mutter bei einem Dritten ein solches Schmerzverhalten beobachtet, dann sagt sie zum Kind: „Jetzt hat er Schmerzen“, und so lernt das Kind das Wort „Schmerzen haben“ nach dem Schmerzverhalten als Anwendungskriterium zu gebrauchen. Das Wort „Schmerzen haben“ wird so verwendet in Anwendung auf ein Schmerzverhalten und bedeutet daher dieses Verhalten. Ähnlich wie für das Dingprädikat „rot“ kann Wittgenstein also sagen: „Den Begriff ‚Schmerz‘ hast du mit der Sprache gelernt.“⁸⁰

80 Wittgenstein [53], 384. – Wittgenstein hat in [53], 312 auch folgendes Gedankenexperiment angedeutet: Wenn sich mit der Berührung bestimmter Dinge immer und für jeden eine Schmerzempfindung verbinden würde, die wir auch nur bei der Berührung dieser Dinge hätten, so wäre es denkbar, daß wir anstelle des Prädikats „Schmerzen haben“ ein gleichwertiges Prädikat „schmerzhaft sein“ verwenden würden, durch das wir die fraglichen Dinge charakterisieren und sagen könnten: „Diese Dinge sind schmerzhaft.“ Dieses Prädikat würde dann keine Empfindung beschreiben, sondern eine Dingeigenschaft. (Vgl. dazu auch Strawson [54], S. 47 f.). Wittgenstein will damit sagen: „Schmerzen haben“ ist nur deswegen ein psychologisches und kein physikalisches Prädikat, weil das Auftreten von Schmerzen von Faktoren abhängt, die von Mensch zu Mensch

Diese Überlegung illustriert Wittgenstein auch durch das Käferbeispiel, das wir schon in 2.3.3 zitiert haben: „Angenommen, es hätte Jeder eine Schachtel, darin wäre etwas, was wir „Käfer“ nennen. Niemand kann je in die Schachtel des Andern schau. . . . Da könnte es ja sein, daß Jeder ein anderes Ding in seiner Schachtel hätte. . . . Aber wenn nun das Wort „Käfer“ dieser Leute doch einen Gebrauch hätte? – So wäre er nicht der der Bezeichnung eines Dings. Das Ding in der Schachtel gehört überhaupt nicht zum Sprachspiel . . . durch dieses Ding in der Schachtel kann ‚gekürzt werden‘; es hebt sich weg, was immer es ist“. ⁸¹

Hier wird die Schmerzempfindung durch den Käfer dargestellt und das Beispiel besagt: wie das Wort „Käfer“ sich im allgemeinen Gebrauch nicht auf die evtl. ganz verschiedenen Dinge in den Schachteln bezieht, sondern z.B. nur auf die sichtbaren Schachteln selbst, so bezieht sich das Wort „Schmerzen haben“ nicht auf die evtl. ganz verschiedenartigen Schmerzempfindungen, sondern auf das sichtbare Schmerzverhalten.

Ähnlich ist es mit anderen Ausdrücken für Privates: auch sie sind in behavioristischer Weise zu verstehen. Eine Ausführung dieses Programms gibt Wittgenstein freilich nicht, nur einige karge Andeutungen. Dieses Programm ist aber z.B. von G. Ryle in [49] im Detail durchgeführt worden.

Zur *Kritik* der Argumente Wittgensteins gegen Privatsprachen ist folgendes zu sagen:

Zu 1: Wie wir schon oben im Abschnitt 2.4.4 betont haben, hängt die Funktionsfähigkeit einer Konvention über den Gebrauch eines Wortes nicht von der Zahl derer ab, die diese Konvention treffen. Auch ein

verschieden sind, nicht aber weil es für private Empfindungen steht. – Wir pflegen aber in ähnlichen Fällen sehr wohl zwischen schmerzverursachenden Dingeigenschaften und verursachten Empfindungen zu unterscheiden, z. B. zwischen der Hitze des Feuers und den Schmerzempfindungen, die es auslösen kann. Auch folgt nicht einmal aus der Umfangsgleichheit zweier Prädikate, daß sie bedeutungsgleich sind, viel weniger folgt das also im vorliegenden Fall, in dem die Anwendungsbereiche der Prädikate verschieden sind.

81 Wittgenstein [53], 293.

einzelner kann eine brauchbare Festlegung vornehmen. Es gibt keinen Grund, warum man nicht auch eine private Regel befolgen kann. An Wittgensteins Argument ist zwar soviel richtig, daß ein Fehlen einer Kontrolle des eigenen Sprachgebrauchs durch den Sprachgebrauch der anderen eine gewisse Unsicherheit in der Verwendung privater Ausdrücke zur Folge hätte, die Einführung privater Wörter wird aber damit noch nicht unmöglich. Wir haben hingegen im Abschnitt 2.4.4 gesehen, daß die Intersubjektivität der Sprache notwendig ist, damit die Sprache zu einer Sprache über die Dinge, über objektive Tatsachen wird. Aber dieses Argument gegen die Brauchbarkeit privater Ausdrücke entfällt gerade in dem Fall, den Wittgenstein im Auge hat, im Fall von privaten Ausdrücken für Privates.

Zu 2: Bei der Frage, ob der Gebrauch eines Wortes im Einklang mit Festsetzungen und früheren Gebrauchsweisen steht, ist der einzelne letztlich immer auf seine Erinnerungen und Eindrücke angewiesen. Das gilt für die Frage, ob wir ein Wort der intersubjektiven Sprache im Einklang mit dem allgemeinen Gebrauch verwenden ebenso wie für die Frage der Anwendung privater Ausdrücke. Die Richtigkeit unserer Eindrücke und Erinnerungen können wir letztlich immer nur durch Eindrücke und Erinnerungen überprüfen, allerdings nicht durch die gleichen Eindrücke und Erinnerungen, sondern durch andere. Und insofern ist Wittgensteins Beispiel von der Morgenzeitung unzutreffend: Wir kaufen nicht mehrere Exemplare derselben Morgenzeitung, um uns von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was sie schreibt, sondern wir kaufen uns verschiedene Morgenzeitungen. Und das ist, wo wir keine direkten Kontrollmöglichkeiten haben, durchaus sinnvoll.

Es besteht ferner zwar ein deutlicher Unterschied im Grad der Kontrollierbarkeit unserer Empfindungen und objektiver „öffentlicher“ Sachverhalte, aber es ist durchaus nicht so, daß es im Bereich unserer Empfindungen gar keine tragfähigen Unterscheidungen gäbe – da unsere letzten Kriterien immer Erlebniskriterien sind, wären sonst auch Unterscheidungen der Dinge unmöglich.

Zu 3: Auch wenn wir ein Prädikat wie „Schmerzen haben“ vorwiegend introspektiv erlernen, so ist doch Wittgensteins Argument kein stichhaltiger Einwand gegen die Möglichkeit einer Anwendung dieses Prädikats auf andere Personen. Wir lernen ja auch ein Prädikat wie

„rot“ vorwiegend an Beispielen von uns wahrgenommener roter Gegenstände. Daraus folgt aber nicht, daß für jede Person X „rot“ synonym wäre mit „von X als rot wahrgenommen“. Vielmehr wenden wir dieses Prädikat auch auf nicht von uns wahrgenommene Gegenstände an und verstehen es, wenn es von anderen auf nur von ihnen wahrgenommene Objekte angewendet wird. Wenn man ein Prädikat F an Beispielen erlernt, auf die auch G zutrifft, so kann es sein, muß aber nicht sein, daß F im Sinne von ‚F und G‘ verstanden wird.

Zu 4: Das vierte Argument Wittgensteins gilt nicht nur für Ausdrücke für Privates, sondern, wie die Erörterungen von Quines These der Indeterminiertheit der Übersetzungen in 2.3.3 gezeigt haben, für alle sprachlichen Ausdrücke. Wie dort können wir sagen: Es ist eine, durch weitere Beobachtungen zu überprüfende, naheliegende Annahme, daß der andere in gleichen Situationen das gleiche empfindet wie ich: Wenn er sich mit dem Hammer auf den Daumen schlägt, so kann ich vernünftigerweise annehmen, daß er dasselbe empfindet wie ich, wenn ich mir auf den Daumen schlage, nämlich Schmerzen. Und diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß er die gleiche Reaktion zeigt wie ich selbst in solchen Fällen. Wenn ferner die Erlebnisse, die er durch „Schmerzen haben“ bezeichnet, in seinem gesamten Verhalten und Leben die gleiche Rolle spielen, wie jene Erlebnisse, die ich durch „Schmerzen haben“ bezeichne, in meinem Verhalten und Leben spielen, so ist die Annahme, er meinte mit diesem Ausdruck etwas anderes als ich, sinnlos. Wittgensteins Käferbeispiel beruht denn auch darauf, daß der Käfer in der Schachtel ein isoliertes Phänomen ist, das mit anderen, sichtbaren Phänomenen in keinem Zusammenhang steht. Das kann man von unseren Erlebnissen, von Empfindungen, Gefühlen und dergl. aber sicher nicht sagen und insofern ist dieser Vergleich schief.

So viel an Wittgensteins Argument ist aber richtig, daß wir Wörter für Privates nicht in die intersubjektive Sprache einführen könnten, wenn es nicht intersubjektiv beobachtbare Ursachen, Wirkungen und Kriterien für private Erlebnisse gäbe.

Wittgensteins Rekonstruktion der Bedeutungen von Wörtern für Privates endlich ist zuzugestehen, daß man unterscheiden muß zwischen ihrem deskriptiven Gebrauch und ihrem Gebrauch im Sinne der Kundgabe oder des Appells. Dieser Unterschied deckt sich aber nicht

immer mit dem Unterschied ihrer Anwendung auf die zweite und dritte oder auf die erste Person: Der Satz „Ich habe solche und solche Schmerzen“, geäußert gegenüber einem Arzt, ist ein deskriptiver Satz und läßt sich in seiner semantischen Funktion nicht durch den Ausruf „Au“! ersetzen, und andererseits kann der Satz „Fritz hat Schmerzen“ einen Appell an den Arzt beinhalten, Fritz zu helfen.

Ferner folgt aus der Tatsache, daß wir das Wort „Schmerzen haben“ oft nach Verhaltenskriterien verwenden, nicht, daß es deswegen diese Verhaltensformen bedeutet. Wenn wir sagen, daß jemand Schmerzen hat, so meinen wir damit, daß er gewisse Empfindungen hat, nicht aber, daß er sich so und so verhält oder daß er eine Disposition zu diesem Verhalten hat – welches Verhalten oder welche Verhaltensdisposition ist denn analytisch notwendig und hinreichend für die Anwendung dieses Prädikats? Wenn wir in der Regel nach Maßgabe des Steigens der Barometernadel behaupten, daß der Luftdruck steigt, so folgt daraus ja auch nicht, daß wir mit dem Satz „Der Luftdruck steigt“ meinen, daß die Barometernadel steigt.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß die Argumente Wittgensteins gegen privatsprachliche Ausdrücke nicht überzeugen. Sie beleuchten aber noch einmal sein Bemühen, den Zusammenhang von Wortbedeutung und intersubjektivem Wortgebrauch zu belegen.

2.4.7 Familienähnlichkeiten, Typenbegriffe und sprachliche Felder

In den „Philosophischen Untersuchungen“ sagt Wittgenstein, daß die Objekte, denen sich ein einstelliges Prädikat F zusprechen läßt, im allgemeinen keine Eigenschaft gemeinsam haben (die andererseits alle Objekte, denen sich F nicht zusprechen läßt, nicht aufweisen), sondern daß zwischen ihnen nur gewisse Ähnlichkeiten bestehen: „Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort „Familienähnlichkeiten“; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen.“⁸²

Wittgenstein illustriert das an den Prädikaten „Spiel“ und „Zahl“.

⁸² Wittgenstein [53], 67.

Er sagt: „Betrachte z.B. einmal die Vorgänge, die wir „Spiele“ nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiele, Kampfspiele usw. Was ist allen diesen gemeinsam? – Sag nicht: „Es *muß* ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht „Spiele“ – sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen. . . .“ Und nachdem er solche Verwandtschaften und Gemeinsamkeiten innerhalb einzelner Gruppen von Spielen aufgewiesen und gezeigt hat, daß keine dieser partiellen Gemeinsamkeiten für alle Spiele gilt, kommt er zu dem Schluß „Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.“⁸³

„Und ebenso bilden z.B. die Zahlenarten eine Familie. Warum nennen wir etwas „Zahl“? Nun, etwa, weil es eine – direkte – Verwandtschaft mit manchem hat, was man bisher Zahl genannt hat: und dadurch, kann man sagen, erhält es eine indirekte Verwandtschaft zu anderem, was wir auch so nennen. Und wir dehnen unseren Begriff der Zahl aus, wie wir beim Spinnen eines Fadens Faser an Faser drehen. Und die Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgendeine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen.“⁸⁴

Diese Bemerkungen Wittgensteins lassen sich nun offenbar nicht so verstehen, daß es keine Eigenschaft gibt, die z.B. allen Spielen gemeinsam wäre – denn eine solche Eigenschaft ist es eben, ein Spiel zu sein. Wenn Begriffe oder Eigenschaften in pragmatischem Verständnis etwas sind, was durch Prädikate bestimmt wird, so muß auch den Prädikaten „Spiel“ und „Zahl“ wie anderen eine Eigenschaft entsprechen. Und man wird die Bemerkung auch nicht so auffassen können, wie Bambrough das in [60] vorgeschlagen hat, daß es kein von F verschiedenes Prädikat gibt, das genau auf die Objekte zutrifft, auf die auch F zutrifft – ein solches Prädikat wäre z.B. $\neg \neg F$ – oder daß es kein beobachtbares Merkmal gibt, das genau diesen Objekten zukommt – denn der Begriff des beobachtbaren Merkmals kann auf

83 Wittgenstein [53], 66.

84 Wittgenstein [53], 67.

Abstracta wie Zahlen nicht angewendet werden und ist außerdem ohne Bezug auf einen konkreten wissenschaftlichen Kontext viel zu vage.

Treffender ist Bambroughs Bemerkung, daß Wittgenstein mit diesen Äußerungen bezüglich der Prädikatbedeutungen eine Mittelstellung zwischen den sprachphilosophischen Positionen des Realismus und des Nominalismus einnimmt. Für den Realismus wird ein Prädikat F dadurch bedeutungsvoll, daß wir ihm einen unabhängig von F gegebenen Begriff zuordnen und F genau den Objekten zusprechen, die unter diesen Begriff fallen. Danach wäre im Beispiel Wittgensteins das Prädikat „Spiel“ in seiner Verwendung so definiert, daß wir es allen Beschäftigungen zusprechen, die Spiele sind – das Anwendungskriterium für „Spiel“ wäre also die (vorgegebene) Eigenschaft, ein Spiel zu sein. Für den Nominalismus hingegen haben die Objekte, denen wir F zusprechen, nichts gemein als das, F genannt zu werden, d.h. wir gebrauchen das Wort „Spiel“ nicht nach Maßgabe eines vorweg gegebenen begrifflichen Kriteriums, sondern primär ist der Gebrauch des Prädikats, und der Begriff „Spiel“ läßt sich allenfalls durch Abstraktion aus dem Prädikat auf der Basis des gleichen Gebrauchs gewinnen.

Der realistische Ansatz führt nun – abgesehen von den Problemen, auf die wir schon früher hingewiesen haben – auf die Schwierigkeit, daß wir ja tatsächlich nicht über einen scharf definierten Begriff des Spiels verfügen, nach dessen Maßgabe wir das Wort „Spiel“ verwenden. Wenn wir allgemein sagen sollten, was ein Spiel ist, so kämen wir in Verlegenheit, obwohl wir das Wort „Spiel“ richtig zu gebrauchen wissen. Der Nominalismus hingegen sieht sich dem Problem gegenüber, daß, wo kein Anwendungskriterium für den Gebrauch von F vorliegt, die Verwendung von F willkürlich ist und ein Satz, daß eine Beschäftigung ein Spiel ist, nichts über diese Beschäftigung besagt, als daß es „Spiel“ genannt wird, d.h. solche Prädikationen hätten keinen vernünftigen deskriptiven Gehalt.⁸⁵

⁸⁵ Hier liegt zudem ein unendlicher Regreß vor: Wenn genau diejenigen Dinge die Eigenschaft F haben sollen, die „F“ genannt werden, so ist zu fragen, welche Dinge die Eigenschaft haben, „F“ genannt zu werden. Offenbar die Dinge, die „„F“ genannt“ genannt werden, usf.

Nach Wittgenstein verwenden wir dagegen ein Prädikat F weder nach Maßgabe eines vorgegebenen Begriffs, noch willkürlich und ohne Anwendungskriterium, sondern nach Maßgabe von Ähnlichkeiten.

Wittgenstein will mit seiner These vom Gebrauch der Prädikate nach Familienähnlichkeiten folgenden sprachlichen Phänomenen gerecht werden:

1. Obwohl wir ein Prädikat wie „Spiel“ zu gebrauchen wissen, können wir, wie schon gesagt wurde, nicht allgemein erklären, was ein Spiel ist. Eine Definition von „Spiel“, wie sie z.B. in einem Lexikon stehen mag, ist erst ein späterer Versuch, einen vorgegebenen Sprachgebrauch zu beschreiben, der auch von vielen Zufälligkeiten und nicht weiter begründbaren Willkürlichkeiten bestimmt ist. Die Begriffsdefinition ergibt sich erst aufgrund des Wortgebrauchs. Dieser richtet sich nicht nach einem vorgegebenen Begriff, sondern Begriffe entstehen, im Sinn der pragmatischen Grundthese, erst, wo sich ein fester Gebrauch für Prädikate etabliert hat.

Aber unabhängig vom Pragmatismus ist es auch eine empirische Tatsache, daß wir uns in der Anwendung des Wortes „Spiel“ auf eine neue Beschäftigungsart nicht nach allgemeinen festen Kriterien für Spiele richten, sondern nach Verwandtschaften, die neue Beschäftigungen mit denjenigen aufweisen, die wir als „Spiele“ zu bezeichnen gewohnt sind.

2. Umgangssprachliche Prädikate haben einen gewissen Vagheitspielraum, sie sind *offen* oder *porös*, wie man auch gesagt hat.⁸⁶ Wenn sie für wohlbestimmte Begriffe stünden, dürfte es nicht sein, daß es in ihrem Definitionsbereich Gegenstände gibt, denen man das Prädikat mit ebensoviel Recht zu- wie absprechen kann. Stünde z.B. „rot“ für einen wohlbestimmten Begriff, so dürfte es nicht vorkommen, daß wir in einem durch sachliche Informationen nicht auflösbaren Zweifel sind, ob wir einen Gegenstand als „rot“ oder z.B. als „orange“ bezeichnen sollen.

86 F. Waismann hat in diesem Zusammenhang von einer *open texture* der empirischen, im Gegensatz zu den logisch-mathematischen Begriffen gesprochen. Vgl. dazu auch Wittgenstein [53], 69–71, sowie 84, 87, 88 und 142. – Vgl. auch Anmerkung 46.

3. Umgangssprachliche Prädikate sind in ihrer Bedeutung vielfach stark *kontextabhängig*. Das läßt sich nicht so deuten, daß sie in verschiedenen Kontexten für verschiedene Begriffe stünden, also mehrdeutig wären. Was z.B. ein *weiträumiges Schloß* ist, versteht man nur, wenn man weiß, daß das Wort „Schloß“ neben Türverschlüssen auch Gebäude bezeichnen kann – hier liegt also eine typische Mehrdeutigkeit vor, mehrere untereinander ganz verschiedene Weisen der Verwendung eines Wortes. Was eine „schwarze Nacht“ ist, versteht man hingegen aufgrund der Bedeutungsähnlichkeiten zwischen den Verwendungen von „schwarz“ im Sinne von „von schwarzer Farbe“ und „dunkel“. Diese Verwendungsweise bedarf daher keiner weiteren Erklärung.⁸⁷

4. Die Frage der *Synonymität* von Prädikaten ist meist keine Sache des Entweder-Oder, wie es das sein müßte, wenn Prädikate für wohlbestimmte Begriffe stünden, sondern eine Sache des Mehr-oder-Weniger. Gewöhnlich können wir nur von einer Bedeutungsähnlichkeit zweier Prädikate sprechen, die in manchen Kontexten größer, in anderen geringer ist, kaum je von einer strengen Bedeutungsgleichheit.⁸⁸

Diese Phänomene kann nun Wittgenstein mit seiner Theorie der Familienähnlichkeit erklären:

Für (1) ist das offensichtlich: Wenn nur eine Familienähnlichkeit zwischen den Objekten besteht, die unter F fallen, so ist diese Ähnlichkeit das einzige Kriterium für die Anwendung von F.

Der Vagheitsspielraum von F nach (2) ergibt sich daraus, daß ein Objekt a sowohl Ähnlichkeiten mit Objekten aufweisen kann, denen F zugesprochen wird, als auch mit solchen, denen F abgesprochen wird, und daß sich diese Ähnlichkeiten die Waage halten können.

Die Kontaktabhängigkeit von F nach (3) ist dadurch möglich, daß diejenigen F-Objekte, von denen in einem Kontext gesprochen wird, untereinander spezifische Ähnlichkeiten aufweisen, die dann F in diesem Kontext eine zusätzliche Bedeutung verleihen, die aber verschieden sind von den Ähnlichkeiten, die die F-Objekte aufweisen, von

87 Zur Kontaktabhängigkeit der Bedeutung und zur Mehrwertigkeit der Wörter vgl. 2.3.2.

88 Vgl. dazu auch den Abschnitt 2.3.1.

denen in einem anderen Kontext die Rede ist. Das schließt ja nicht aus, daß die Objekte beider Mengen auch untereinander so ähnlich sind, daß sie alle durch das eine Prädikat F charakterisiert werden können. Die Bedeutungsähnlichkeiten in verschiedenen Kontexten erlauben auch die übertragene Verwendung von Wörtern, ohne daß diese für die neuen Kontexte jeweils neu geklärt werden müssen.

Daß endlich die Synonymität zweier Prädikate F und G nach (4) graduell ist, erhellt daraus, daß ein F-Objekt nach der These der Familienähnlichkeiten ein Objekt ist, das den Objekten, die gewöhnlich F genannt werden, hinreichend ähnlich ist, und ebenso für die G-Objekte. Die so bestimmten Ähnlichkeiten gelten aber in mehr oder minder großem Grad, und daher ist die Beschreibung eines Objekts als ein F mehr oder minder treffend als seine Beschreibung als ein G, bzw. mehr oder minder gleichwertig mit ihr.

Diese Beispiele belegen bereits die Fruchtbarkeit des Wittgensteinschen Gedankens. Wir werden aber sehen, daß dieser Gedanke noch weitere sprachwissenschaftlich wichtige Anwendungen zuläßt. Bevor wir aber darauf eingehen, wollen wir versuchen, diese Vorstellung zu präzisieren, denn Wittgensteins Äußerungen haben nur illustrativen Zweck wie Wert, eine wissenschaftliche Verwendung des Wortes „Familienähnlichkeit“ setzt aber eine genauere Erklärung der damit angesprochenen Begriffsstrukturen voraus.⁸⁹

89 Daß eine solche Präzisierung nicht überflüssig ist, ergibt sich z. B. schon aus dem Problem, nach welchen Ähnlichkeiten wir ein Prädikat verwenden. Es sind offenbar nicht irgendwelche Ähnlichkeiten, denn zu zwei Objekten a und b gibt es immer eine Eigenschaft, bzgl. derer sie einander ähnlich sind, so daß alle Prädikate universal anwendbar wären, wenn man die Ähnlichkeiten nicht näher bestimmen würde. Wir nennen ja auch nicht einen Gegenstand „rot“, weil er mit den bisher so bezeichneten Objekten ähnlich ist bezüglich seiner Größe. Andererseits sind die Ähnlichkeiten aber auch nicht durch einen klassifikatorischen Begriff bestimmt: Ob a „rot“ genannt wird, wird nicht danach bestimmt, daß a mit den bisher so bezeichneten Gegenständen in seiner roten Farbe ähnlich ist, denn sonst hätte man die Ähnlichkeiten durch die Begriffe zu bestimmen, die umgekehrt gerade durch Ähnlichkeiten festgelegt werden sollten.

Wir wollen nun ein logisches Modell für die Einführung von klassifikatorischen Begriffen auf Ähnlichkeiten angeben.⁹⁰ Dabei beziehen wir uns, um einen konkreten Fall vor Augen zu haben, auf das Beispiel der Einführung von Farbprädikaten wie „blau“, „grün“, „gelb“ und „rot“. In das Modell sollen aber nicht spezielle Eigentümlichkeiten dieses Beispiels eingehen, sondern es soll so allgemein gehalten werden, daß ihm eine breite Anwendbarkeit gesichert bleibt.

Die Farbprädikate werden nach Wittgenstein nicht so erklärt, daß sie bereits vorgegebene klassifikatorische Begriffe Blau, Grün, Gelb und Rot ausdrücken, sondern so, daß wir sie nach Maßgabe einer Ähnlichkeit der Objekte, auf die sie angewendet werden sollen, mit solchen Objekten gebrauchen, die bereits als „blau“, „grün“, „gelb“ oder „rot“ ausgezeichnet worden sind. Man wird also von einer Relation der Farbähnlichkeit ausgehen müssen. Diese Farbähnlichkeit ist nun keine klassifikatorische zweistellige Beziehung, so daß zwei Objekte aus der Klasse *M* aller farbigen Objekte, dem Feld der Ähnlichkeitsrelation, entweder ähnlich sind oder nicht – denn eine solche Ähnlichkeitsrelation müßte reflexiv, symmetrisch und transitiv sein, d.h. eine Äquivalenzrelation, die als solche bereits die Umfänge der Farbbegriffe als Äquivalenzklassen definieren würde, so daß wir somit schon klassifikatorische Farbbegriffe hätten.⁹¹

Eine zweistellige komparative Beziehung: *a ist höchstens so (farb-) ähnlich wie b* gibt als Ähnlichkeitsbeziehung keinen Sinn. Mit einer

90 Vgl. zum folgenden auch die ausführlichere Darstellung in Kutschera [72a].

91 Aus einem ähnlichen Grund entfällt für die Darstellung der Familienähnlichkeiten auch das Vorgehen Carnaps in [28]. Carnap geht dort von einer zweistelligen Teilähnlichkeitsrelation *Ae* aus, die zwischen zwei Objekten bestehen soll genau dann, wenn *a* und *b* in einer Qualität annähernd übereinstimmen. Ausgehend von *Ae* werden dann die Qualitäten definiert. Selbst wenn man von den schwerwiegenden Mängeln der Definition absieht, die Carnap selbst und vor allem N. Goodman in [51] aufgewiesen haben, so hat doch ein solches Vorgehen nur formale Bedeutung: Intuitiv ist die Relation *Ae* kein Grundprädikat, sondern sie ist erklärt durch eine annähernde Übereinstimmung zweier Objekte in einer Qualität, d. h. die Qualitäten werden als bereits bekannt vorausgesetzt. Für die praktische Handhabung umgangssprachlicher Prädikate kann man auch nicht annehmen, daß *Ae* extensional definiert ist durch Angabe aller Paare von Objekten, auf die *Ae* zutrifft, wie Carnap das tut.

dreistelligen komparativen Relation: *a ist dem b höchstens so ähnlich wie c dem b* kann man die Ähnlichkeiten zweier Objekte a und c nur bzgl. eines *tertium comparationis* b vergleichen, nicht aber beliebige Ähnlichkeiten von Paaren von Objekten. Daher wird man von einer vierstelligen Ähnlichkeitsrelation auf M: *a und b sind untereinander höchstens so ähnlich wie c und d*, symbolisch $a, b \leq c, d$ ausgehen.⁹²

Diese Relation \leq soll folgende Axiome erfüllen:

- A1) $a, b \leq c, d \vee c, d \leq a, b$
- A2) $a, b \leq c, d \wedge c, d \leq e, f \supset a, b \leq e, f$
- A3) $a, b \leq c, d \supset b, a \leq c, d$
- A4) $a, b \leq c, d \supset a, b \leq d, c$
- A5) $a, b \leq c, c$
- A6) $a, b = a, a \supset a, c = b, c$

Dabei definieren wir:

- d1) $a, b = c, d := a, b \leq c, d \wedge c, d \leq a, b$, sowie
- d2) $a, b < c, d := \neg c, d \leq a, b$,
- d3) $a \sim b := \wedge x(a, x = b, x)$.

A1 bis A4 besagen, daß die Relation $\{a, b\} \leq \{c, d\} := a, b \leq c, d$ zwischen Paarmengen $\{a, b\}$ und $\{c, d\}$ ein komparativer Begriff ist im Sinne einer sog. *Quasireihe*. A5 besagt, daß es für diese Beziehung \leq maximale Elemente gibt (Identität bedingt maximale Ähnlichkeit). Und A6 besagt, daß zwei Objekte a und b mit maximaler Ähnlichkeit bzgl. der Ähnlichkeiten nicht unterscheidbar sind, d.h. daß gilt $a \sim b$. Mit = ist auch \sim eine Äquivalenzrelation – in unserem Beispiel die Farbgleichheit – und es gilt das Substitutionsprinzip $a \sim b \supset (A[a] \supset A[b])$, wobei $A[a]$ eine mit \leq gebildete Primformel ist, die a enthält.

Auf der Grundlage der Relation \leq auf der Menge M, in unserem Beispiel der Farbhähnlichkeit, sollen nun n klassifikatorische Begriffe, n Farbbegriffe, eingeführt werden, die wir darstellen als Klassen F_1, \dots, F_n . Dazu gehen wir aus von Klassen B_1, \dots, B_n von Objekten aus M, die als *Beispiele* für Elemente aus F_1, \dots, F_n angegeben werden. Diese Klassen B_i ($i = 1, \dots, n$) nennen wir auch *Beispielsklassen*. Für sie soll gelten:

⁹² Für komparative Begriffe vgl. die Darstellung in Stegmüller [70], Kap. I., sowie Kutschera [72], 1.2.

B1) $B_i \neq \wedge$, d. h. die B_i sind nicht leer (\wedge sei die leere Klasse)
und

B2) $a \in B_i \wedge b \in B_k \supset \neg a \sim b$ für $i \neq k$, d. h. verschiedene Beispielsklassen enthalten keine farbgleichen Objekte. Daraus folgt unmittelbar:
 $B_i \cap B_k = \wedge$ für $i \neq k$.

Die Farbklassen F_i sollen nun bestimmt werden als Mengen der Objekte, die Elementen von B_i ähnlicher sind als den Elementen der Klassen B_k mit $i \neq k$. D. h. wir definieren:

D1) $a \in F_i := \forall x(x \in B_i \wedge \wedge y(y \in \bigcup_{k \neq i} B_k \supset y, a < x, a))$.

Dabei ist $\bigcup_{k \neq i} B_k$ die Vereinigung aller Beispielsklassen abzüglich der Elemente aus B_i .⁹³

Nach D1 wird F_i also bestimmt als Menge der Objekte a , die *einem* Element von B_i ähnlicher sind als irgendwelchen Elementen der B_k mit $i \neq k$. Eine Definition: $a \in F_i := \wedge xy(x \in B_i \wedge y \in \bigcup_{k \neq i} B_k \supset y, a < x, a)$, nach der ein Objekt a nur dann zur Klasse F_i gehört, wenn es *allen* Objekten aus B_i ähnlicher ist als allen Objekten aus B_k mit $k \neq i$, wäre gerade im Hinblick auf unser Beispiel der Farbklassen inadäquat, weil ein im Orange liegendes rotes Objekt einem gelben ähnlicher ist als einem roten Objekt, das im Violett liegt.

D1 genügt den beiden Forderungen:

C1) $B_i \subset F_i$, und

C2) $a \in F_i \wedge b \in F_k \supset \neg a \sim b$ für $i \neq k$.⁹⁴

Wenn man so die Farbklassen F_i durch Beispielsklassen B_i definiert, so hängen die F_i ganz von der Wahl der Beispiele ab. Dadurch entsteht folgendes Problem: Tatsächlich zerfällt ja die Einführung der Farbprädikate nicht in zwei Schritte, so daß zunächst die Beispielsklassen B_i angegeben werden, und daß dann die F_i ausschließlich unter Bezugnahme auf diese Urbeispiele festgelegt werden. Vielmehr

93 Für die hier verwendeten mengentheoretischen Begriffe vgl. z. B. Kutschera [67], 5.

94 Aus $a \in B_i$ folgt wegen (B2), (A5) und (A6) $\wedge y(y \in \bigcup_{k \neq i} B_k \supset y, a < a, a)$, also $\forall x(x \in B_i \wedge \wedge y(y \in \bigcup_{k \neq i} B_k \supset y, a < x, a))$, also $a \in F_i$. Und aus $a \in F_i$ folgt: es gibt ein $c \in B_i$, so daß $\wedge y(y \in \bigcup_{k \neq i} B_k \supset y, a < c, a)$, aus $b \in F_k$ folgt: es gibt ein $d \in B_k$, so daß $\wedge y(y \in \bigcup_{k \neq i} B_i \supset y, b < d, b)$, also $d, a < c, a$ und $c, b < d, b$. Wäre nun $a \sim b$, so erhielten wir mit dem Substitutionsprinzip $c, a < d, a$, im Widerspruch zu $d, a < c, a$.

ist man geneigt zu sagen, daß jedes Objekt aus F_i als Beispiel für F_i dienen kann. Dann müßte aber gelten: Ersetzt man in (D1) die B_i durch irgendwelche Mengen F_i^* , für die gilt: $B_i \subset F_i^* \subset F_i$, so erhält man die gleichen F_i , d.h. die F_i sind invariant gegenüber einer solchen Erweiterung der Beispielmengen. Diese Bedingung gilt aber nicht allgemein.

Deswegen ist aber die Definition (D1) nicht inadäquat. Denn eine Invarianz gegenüber Erweiterungen der Beispielsklassen stellt sich auch tatsächlich erst dann ein, wenn schon eine größere Anzahl von weit gestreuten Beispielen vorliegt, die insbesondere die Grenzen der Anwendbarkeit der Prädikate F_i aufzeigen.

Definiert man: Zwei Folgen B_1, \dots, B_n und B_1, \dots, B_n von Beispielsklassen heißen *gleichwertig*, wenn sie nach (D1) die gleichen Klassen F_1, \dots, F_n liefern⁹⁵ – so daß gilt: die F_i sind invariant gegenüber einer Ersetzung einer Folge von Beispielsklassen durch eine gleichwertige andere – so kann man sich leicht klarmachen, daß eine Invarianz der F_i gegenüber der Auswahl der B_i , z.B. für den Fall farbiger Objekte, die man sich im einfachsten Fall durch die Punkte der Zahlengeraden veranschaulichen kann, in sehr weiten Grenzen gegeben ist.

Unter gewissen Bedingungen kann man auch komparative Relationen $a \leq_i b$ definieren im Sinn von: *a ist ein höchstens so typischer Fall von F_i wie b*. Ein einfacher Fall ist z.B. folgender: Wenn es eine Folge von Objekten b_1, \dots, b_n aus M gibt, so daß die Folge $\{b_1\}, \dots, \{b_n\}$ der Einermengen aus diesen Objekten mit der Folge der Beispielsklassen B_1, \dots, B_n gleichwertig ist, so kann man definieren:

D2) $a \leq_i c := a \in F_i \wedge c \in F_i \wedge a, b_i \leq c, b_i$.

Man kann dann die B_i auch als *reine Fälle* von F_i bezeichnen.

Wir wollen nun zeigen, daß sich neben den Familienähnlichkeiten zwei weitere sprachliche Phänomene in unserem Modell der Einführung klassifikatorischer Prädikate durch eine Ähnlichkeitsrelation und Beispielsklassen darstellen lassen.

a) Umgangssprachliche Prädikate sind vielfach nicht rein klassifikatorische Begriffe, sondern *Typenbegriffe*. Eine Zahl ist entweder eine

95 Diese Gleichwertigkeit ist eine Äquivalenzrelation.

Primzahl oder nicht. Hier hat es keinen Sinn zu sagen, 3 sei mehr, beziehungsweise weniger Primzahl als 5. Insofern ist ‚Primzahl‘ ein rein klassifikatorischer Begriff. Dagegen ist z.B. der Begriff ‚Pykniker‘ ein Typenbegriff: Auch hier kann man sagen, ein bestimmter Mensch sei ein Pykniker oder er sei kein Pykniker. Die Pykniker sind aber nicht alle gleich pyknisch, sondern *der* Pykniker ist als reiner Fall eher selten. Die meisten Menschen, die man so bezeichnen kann, weisen neben pyknischen Merkmalen in ihrem Körperbau auch andere, untypische Züge auf. Hier ist es daher sinnvoll zu sagen: a ist ein typischerer Fall eines Pyknikers als b, d.h. Pykniker sein ist nicht nur eine Sache des Entweder-Oder, sondern auch eine Sache des Mehr-oder-Weniger.

Eine logische Analyse der Struktur von Typenbegriffen haben zuerst C.G. Hempel und P. Oppenheim in [36] gegeben. Sie haben den komparativen Charakter des Typenbegriffs herausgearbeitet. Da nun aber klassifikatorische und komparative Begriffe verschiedene Begriffsformen darstellen – ein klassifikatorischer Begriff ist ein einstelliger Begriff, ein komparativer aber ein zweistelliger Begriff – so sind komparative Begriffe nicht zur Klassifikation brauchbar, und klassifikatorische Begriffe nicht zum Vergleich. Die üblichen Typenprädikate vereinigen aber den klassifikatorischen und komparativen Aspekt insofern, als sie sowohl im Sinn klassifikatorischer Begriffe $F(x)$ gebraucht werden, als auch im Sinn komparativer Begriffe, die auf der Menge $\lambda x F(x)$ definiert sind. Insofern ist die Hempel-Oppenheimsche Analyse solcher Prädikate nicht ganz befriedigend. Auch die Unterscheidung „klassifikatorischer Typen“ (als rein klassifikatorischer Begriffe) und „extremer Typen“ (als komparativer Begriffe) von Hempel wird diesen beiden Aspekten der Typenprädikate nicht gerecht.⁹⁶

Unser Modell zur Einführung von Prädikaten nach (D1) kann man nun auch als ein Modell zur Einführung von Typenbegriffen ansehen. Denn die F_i sind klassifikatorische Begriffe; mithilfe der Ähnlichkeitsrelation, durch die sie definiert sind, wird aber auch in vielen Fällen ein komparativer Begriff nach (D2) festgelegt, so daß es sinnvoll ist zu

⁹⁶ Vgl. dazu Hempel [65], S. 165–171. Die „Idealtypen“, die Hempel dort diskutiert, gehören nicht in unseren Zusammenhang.

sagen, ein Objekt aus $\lambda xF_i(x)$ sei ein typischerer Fall von F_i als ein anderes.

b) Auch der sprachwissenschaftliche *Feldbegriff* drängt sich im Zusammenhang unseres Modells auf. Der Grundgedanke der linguistischen Feldtheorie geht auf W.v. Humboldt zurück. Der Terminus „sprachliches Feld“ wurde aber erst 1924 von G. Ipsen eingeführt und später von J. Trier in anderem Sinn übernommen. Wir beziehen uns im folgenden auf den Trierschen Feldbegriff, der für die Semiotik wohl am relevantesten ist.⁹⁷

Nach Trier bilden gewisse Wortgruppen ein *Wortfeld*. Für ein Wortfeld ist es charakteristisch, 1. daß es einem *Sinnbezirk* zugeordnet ist, d.h. daß zwischen allen Wörtern des Feldes eine gewisse Sinnverwandtschaft besteht, und 2. daß die Bedeutung eines Wortes von den anderen Wörtern des Feldes und ihren Bedeutungen abhängt und sich nur zusammen mit diesen Bedeutungen und in Abgrenzung von ihnen bestimmen läßt.

Ein vielgebrachtes Beispiel für Wortfelder ist das Feld der Farbwörter. Der zugeordnete Sinnbezirk ist hier der Bereich der Farbigkeit, und die Bedeutung von „rot“ z.B. hängt davon ab, ob es auch die Wörter „orange“, „violett“ im Feld gibt oder nur „gelb“ und „blau“. Eine Charakterisierung der Bedeutung von „rot“ erfordert also, daß man das ganze Feld bestimmt, zu dem es gehört. Zwei verschiedene Wortfelder, die dem gleichen Sinnbezirk zugeordnet sind, stellen verschiedene sprachliche Zergliederungen dieses Sinnbezirks dar. Das wird z.B. deutlich am Vergleich unseres Systems der Grundfarbwörter mit dem der Navahos, in dem ein Farbwort die Funktion unseres „blau“ und „grün“ übernimmt, unserem „schwarz“ dagegen zwei Farbwörter gegenüberstehen.⁹⁸

Andere Beispiele für Wortfelder sind das der Notenstufen – das Prädikat „gut“ besagt in der Skala „sehr gut“, „gut“, „befriedigend“, „ausreichend“, „mangelhaft“, „ungenügend“ etwas anderes als in der

⁹⁷ Vgl. dazu Trier [34b], wo Trier sich mit den Feldbegriffen von Ipsen, Porzig und Jolles auseinandersetzt. Zum Trierschen Feldbegriff vgl. auch Trier [31], [32] und [34a]. – Andere Feldbegriffe werden in Öhmann [51], S. 72 ff. dargestellt.

⁹⁸ Vgl. dazu Hoijer [54b], S. 96.

Skala „gut“, „mittelmäßig“, „schlecht“ – oder Triers Standardbeispiel der Wörter im Sinnbezirk des Verstandes, wo z.B. „wîze“ im mittelhochdeutschen Feld der Wörter „wîze“, „witzig“, „sinic“, „bescheiden“, „künstic“, „listic“, „kundig“, „karc“, usw. etwas ganz anderes bedeutet als „weise“ im neuhochdeutschen Feld der Wörter „weise“, „klug“, „gescheit“, „intelligent“, „schlau“, „gerissen“ usw.⁹⁹

Unser Modell der Einführung klassifikatorischer Begriffe aufgrund einer komparativen Ähnlichkeitsstruktur mit Beispielsklassen stellt nun diesen Vorgang der Bedeutungsfestlegung von Prädikaten in einem Wortfeld dar. Das Feld M der Relation \leq entspricht dem Sinnbezirk, der in ganz verschiedenen Weisen in Teilbereiche F_i zerlegt werden kann. Auch nach (D1) ergibt sich dabei die Abhängigkeit der F_i von der Anzahl n der Klassen, in die M aufgegliedert wird, und von den Beispielen aus B_k für die anderen Farbklassen F_k mit $k \neq i$, d.h. davon, wo die übrigen Farbklassen im Feld M angesiedelt werden. D.h. es ergibt sich eine Bedeutungsabhängigkeit der F_i untereinander: wird ein F_i geändert, so ändern sich damit auch die übrigen F_k .¹⁰⁰

99 Problematisch ist hier allerdings die Zugehörigkeit der beiden Wortgruppen zum gleichen Sinnbezirk. Der Sinnbezirk des Verstandes wird ja selbst sprachlich aus übergreifenden Bezirken ausgegrenzt und die Triersche Abgrenzung geschieht von der Basis des neuhochdeutschen Wortschatzes aus. Gerade aufgrund seiner Analysen kann man nicht sagen, daß diesem Sinnbezirk im Mittelhochdeutschen ein eigenes sprachliches Feld entspräche, denn das Wort „wîze“ gehört einer umgreifenden Tugendlehre, einer Lehre menschlicher Idealtypen an, nicht einer Terminologie zur Unterscheidung rein intellektueller Fähigkeiten. Vgl. dazu Trier [32], S. 422. Allgemein liegt in der Abgrenzung von gemeinsamen Sinnbezirken für verschiedene Wortfelder eine erhebliche Schwierigkeit. In den wenigsten Fällen sind die Verhältnisse so einfach wie in den beiden Modellfällen von Farben und Notenstufen.

100 Trier möchte die Feldebetrachtung vor allem im Bereich des Undinglichen anwenden, vgl. Trier [32], S. 420. Er schreibt dort: „Ihr Blick auf das Miteinander und auf die von solchem Miteinander vorgenommene begriffliche Aufgliederung und auf die Wandlungen der Binnengrenzen wird gerade in undinglichen Bereichen am meisten zu beobachten finden. Ja, die Feldgeschichte muß als eine einfache, folgerichtige Umbildung bisheriger Bezeichnungsgeschichte oder Onomasiologie sich notwendig und wie von selbst überall da einstellen, wo in undinglichen Bereichen nach Bezeichnungen gefragt wird... Es gibt keine Bezeichnungsgeschichte der Klugheit, wie es eine Bezeichnungsgeschichte der Sichel

Unser Modell enthält also die drei sprachwissenschaftlich fundamentalen Aspekte der Familienähnlichkeit, der Typenbegriffe und des sprachlichen Feldes, so daß man es als ein Grundmodell für die Einführung von Prädikaten ansehen kann. Dieses Modell illustriert an einem Spezialfall auch noch einmal Wittgensteins These, daß wir begriffliche Unterscheidungen (hier die klassifikatorischen Begriffe) erst mit der Sprache erlernen, seine These von der Gliederung der Welt durch die Sprache. Betrachten wir wieder das Farbbeispiel, so zeigt sich, daß die Dinge nicht an sich in rote, blaue, gelbe usw. zerfallen, sondern daß wir diese Unterscheidung erst mithilfe der Sprache durchführen, indem wir Beispielsklassen von farbähnlichen Objekten aussondern und sie mit einem einheitlichen Wort bezeichnen.

geben kann; sondern eine Bezeichnungsgeschichte der Klugheit kann es nur implizite in einer Gesamtgeschichte der intellektuellen Terminologie geben.“ – Entscheidend für die Frage, ob ein sprachliches Feld in Ansatz zu bringen ist oder nicht, ist aber wohl nicht, ob der Sinnbezirk im Bereich des Konkreten oder Abstrakten liegt – die abstrakten mathematischen Begriffe sind alle keine Feldbegriffe, während z. B. die Farbbegriffe einem Wortfeld zugehören – sondern, ob ein Ähnlichkeitsfeld sprachlich in klassifikatorische Begriffe aufgegliedert wird oder nicht. Freilich ist der Bereich des Konkreten besonders reich an wahrnehmungsmäßig bereits stark vorgegliederten, konstanten Erscheinungen, denen sich leicht klassifikatorische Begriffe zuordnen lassen: Pflanzen und Tiere bieten für klassifikatorische Begriffe eine bessere Grundlage als Erscheinungen im seelischen Bereich.

3 Theorien der Grammatik

Eine Sprache, in der sich nicht nur endlich viele Mitteilungen formulieren lassen, muß die Aufgabe lösen, mit endlich vielen – praktisch mit möglichst wenigen – Konventionen über den Mitteilungsinhalt einzelner sprachlicher Ausdrücke eine unendliche Menge möglicher Mitteilungen zu bestimmen. Das geht nur so, daß man, ausgehend von einer endlichen Menge kleinster sprachlicher Einheiten, deren Bedeutung durch Konventionen bestimmt ist, komplexe sprachliche Ausdrücke durch Komposition aus diesen kleinsten Einheiten bildet nach endlich vielen Regeln, die die Bedeutungen der Komposita aus den Bedeutungen der Komponenten bestimmen.¹

Es ist nun die Aufgabe der Grammatik einer Sprache S, die Regeln für die Komposition aller sinnvollen Äußerungen in S aus den Grundeinheiten von S anzugeben. Wir beschränken uns dabei auf die Untersuchung, wie einzelne Sätze, speziell Aussagesätze, gebildet werden. Die grammatikalische Analyse von Texten steckt gegenwärtig noch in den allerersten Anfängen, und es scheint dafür gegenwärtig noch keine hinreichend allgemeinen und ausdiskutierten theoretischen Ansätze zu geben.

Eine Grammatik enthält drei Komponenten: Eine *syntaktische* Komponente, d. h. ein System von Regeln, nach denen aus den im Lexikon aufgeführten Wörtern einer Sprache S die Menge der grammatikalisch korrekten Sätze von S gebildet wird, eine *semantische* Komponente, d. h. ein System von Regeln, mit denen aus den im Lexikon angegebenen Bedeutungen der Wörter die Satzbedeutungen bestimmt werden, und eine *phonologische* Komponente, d. h. ein System von Regeln, mit denen man jedem Satz von S eine phonetische Interpretation zuordnen kann.

¹ Ebenso gewinnt man ja z. B. auch Namen für alle, unendlich vielen natürlichen Zahlen, indem man die Namen aus endlich vielen Ziffern zusammensetzt und festlegt, wie die Bedeutung der Zifferngruppen sich aus der Bedeutung der einzelnen Ziffern ergibt.

Von der phonologischen Komponente wollen wir hier jedoch ganz absehen, da sie philosophisch kaum relevant ist.²

Zwischen Syntax und Semantik besteht nun ein enger Zusammenhang: Da die Sätze Mitteilungsfunktion haben, muß ihre syntaktische Bildung so erfolgen, daß den syntaktisch gebildeten Ausdrücken durch die semantischen Interpretationsregeln immer eine Bedeutung zugeordnet wird. Das erreicht man in logischen Kunstsprachen so, daß jeder syntaktischen Bildungsregel eine semantische Interpretationsregel entspricht, die aus den Bedeutungen der zusammenzufügenden Ausdrücke die Bedeutung des zusammengefügten Ausdrucks bestimmt. Eine so enge Parallelität von Syntax und Semantik besteht in den natürlichen Sprachen nicht. Trotzdem sollte eine Grammatik die syntaktischen und semantischen Regeln so formulieren, daß ihr Zusammenhang deutlich wird, daß die semantische Leistung der syntaktischen Bildungen, auf die es ja letztlich ankommt, herausgearbeitet wird.

Das philosophisch interessante Problem an der Grammatik ist die generelle Frage, wie die sprachliche Komposition von semantischen Elementen überhaupt funktioniert, nicht aber wie die Komposition der kleinsten Bedeutungseinheiten – der sogen. *Morpheme*, die wir im folgenden aber auch oft vereinfachend mit den Wörtern identifizieren werden – in einer bestimmten Sprache im einzelnen vor sich geht, und wie die Bildungsregeln für deren Sätze im Detail aussehen. Da es aber keineswegs von vornherein ausgemacht ist, daß es universale Strukturen der Bedeutungskomposition gibt, die allen vorkommenden, oder gar allen möglichen Sprachen gemeinsam sind³, untersuchen wir diese Strukturen zunächst für eine bestimmte Sprache, das Deutsche. Wir werden uns dabei allerdings auf Strukturen beschränken, die auch für sehr viele andere Sprachen grundlegend sind, so daß die Eigentümlichkeiten des Deutschen, etwa gegenüber dem Englischen oder Französischen im folgenden weitgehend zurücktreten.

Bei natürlichen Sprachen sind die Kompositionsregeln zunächst nicht explizit formuliert, sondern es sind Gewohnheiten, intuitiv erfaßte und geübte Regelmäßigkeiten, ebenso wie es z. B. Sitten und soziale Verhal-

² Vgl. dazu auch 1.1.

³ Auf die Frage der Universalität grammatischer Strukturen gehen wir im 4. Kapitel ein.

tensregeln sind. Die Aufgabe einer Grammatik ist es dann, die Regelmäßigkeiten des Sprachgebrauchs durch ein System von Regeln explizit zu machen. Wenn man annimmt, daß die Menge $G(S)$ der grammatisch wohlgeformten Sätze einer Sprache S festliegt, so kann man eine Grammatik G für S (ein System von syntaktischen und semantischen Regeln) als syntaktisch, bzw. semantisch *adäquat* bezeichnen, wenn die Menge der in G syntaktisch als Sätze ausgezeichneten Ausdrücke mit $G(S)$ zusammenfällt, bzw. wenn G darüber hinaus auch diese Ausdrücke semantisch so interpretiert, wie wir sie intuitiv verstehen.⁴ Es kann natürlich auch mehrere adäquate Grammatiken von S geben, von denen man dann der einfachsten den Vorzug geben wird.⁵ Solche Grammatiken können sich insbesondere auch in den Lexika unterscheiden, von denen sie ausgehen, d. h. in ihren Listen von grammatischen Elementen (Wörtern, bzw. Morphemen), denn was als grammatisch einfach gilt, hängt von der jeweiligen grammatikalischen Analyse ab.

Die Annahme nun, daß $G(S)$ eine wohlbestimmte und scharf abgegrenzte Menge ist, und daß jedem Satz dieser Menge eine wohlbestimmte Bedeutung zugeordnet ist, stellt eine Idealisierung dar. Tatsächlich ist die Grenze zwischen Sätzen, die wir intuitiv als wohlgeformt auffassen, und anderen Ausdrücken nicht scharf, sondern es gibt ein Spektrum von Ausdrücken, die weder eindeutig wohlgeformt noch eindeutig nicht wohlgeformt sind, sondern nur mehr oder minder wohlgeformt. Es gibt in diesem Sinn Grade der Grammatizität.⁶ Ebenso gilt für bedeutungsvolle Sätze nicht immer, daß man sie definitiv als bedeutungsgleich oder bedeutungsverschieden charakterisieren könnte, sondern es gibt oft nur mehr oder minder große Bedeutungsverwandtschaften.⁷ In der Regel sind wir uns aber darüber einig, ob ein Ausdruck ein grammatisch wohlgeformter Satz ist oder nicht, und ob man zwei Sätze (in einem gewissen Kontext) als synonym ansprechen kann oder nicht. Die Idealisierung ist also für unseren gegenwärtigen Kontext vernünftig und vertretbar.

4 Chomsky spricht statt von syntaktischer und semantischer von *schwacher* und *starker Adäquatheit*.

5 Die Präzisierung des Begriffs der Einfachheit macht allerdings erhebliche Schwierigkeiten. Vgl. dazu Kutschera [72], 4.2.

6 Vgl. dazu z. B. Chomsky [61 b].

7 Vgl. dazu den Abschnitt 2.3.1.

Mit der Formulierung der grammatischen Regelmäßigkeiten in Form expliziter Regeln verbindet sich, wie schon in 1.1 betont wurde, auch eine Präzisierung; die Menge der wohlgeformten Sätze wird in der Grammatik schärfer gezogen als im Sprachgebrauch, und Entsprechendes gilt für die semantischen Interpretationen. Die Grammatik beinhaltet so eine Explikation sprachlicher Tatbestände: die Unschärfen des Sprachgebrauchs werden ausgenutzt, um systematisch zweckmäßige und schärfere neue Grenzen zu ziehen.⁸ Man darf also von vornherein nicht erwarten, daß eine Grammatik nur beschreibt, daß sie nichts über die Sprachgewohnheiten hinaus regelt, sondern sie stellt, wenn sie wissenschaftlich exakt ist, eine Präzisierung dar, die nur dort nicht mit den intuitiven Regelungen des Sprachgebrauchs in Konflikt stehen darf, wo diese eindeutig sind.

Es gibt im wesentlichen drei Typen von Grammatiktheorien: *traditionelle*, *logische* und *generative* Grammatik.⁹ Diese Typen wollen wir im folgenden besprechen. Dabei beginnen wir mit der traditionellen Grammatik, die heute trotz aller Kritik an ihr und trotz aller Alternativansätze immer noch den vorherrschenden Grammatiktyp darstellt und in deren Rahmen allein bisher auch die Fülle des grammatischen Details zur Darstellung gekommen ist, so daß sich auch die anderen Grammatiken gegenwärtig noch immer wieder auf sie beziehen müssen.

3.1 Die traditionelle Grammatik

Was man heute als „traditionelle“ oder „klassische“ Grammatik bezeichnet, ist die Grammatik, wie sie seit den ersten grammatikalischen Unterscheidungen von Platon und Aristoteles in der griechisch-römischen Antike begründet, in Mittelalter und Neuzeit weiter entwickelt worden ist und heute noch an den Schulen gelehrt wird.

⁸ Zum Begriff der Explikation vgl. Kutschera [67], 6.3.

⁹ Dabei sehen wir die Corpus-Grammatiken des amerikanischen Strukturalismus als Vorstufe der generativen Grammatik an.

Ein gutes Beispiel einer solchen traditionellen Grammatik stellt die „Duden-Grammatik“, Grebe [66], dar, in der trotz vieler moderner Ansätze und Modifikationen das Grundscheema der alten Grammatik erhalten ist. Auf dieses Werk werden wir uns bei der Darstellung der traditionellen Grammatik vor allem beziehen.

Da die traditionelle Grammatik allgemein bekannt ist, genügt es hier, kurz auf ihre Grundzüge hinzuweisen.

Die klassische Grammatik gliedert sich, wenn wir von der modernen Hinzufügung der Phonologie wieder absehen – die traditionelle Grammatik war vor allem eine Grammatik der Schriftsprache¹ – in eine Wortlehre und eine Satzlehre. Die *Wortlehre* umfaßt eine kategoriale Gliederung der Wörter – die Lehre von den Wortarten – eine Lehre von der Flexion der Wörter und eine Lehre von der Wortbildung.² Die *Lehre vom Satz* oder *Syntax* – das Wort hier verstanden im grammatischen Sinn, nicht in dem in 1.3 erklärten Sinn – umfaßt eine Lehre von den Satzteilen und -strukturen, und eine Lehre von den Formen und Stellungen der Wörter im Satz.

3.1.1 Die Lehre von den Wortarten

In der *Lehre von den Wortarten* sollen die Wörter einer Sprache vollständig klassifiziert werden in Wortkategorien. Diese Wortkategorien sind:

1. *Substantive*: Substantive benennen Objekte (im weitesten Sinn des Wortes, also auch Personen, Lebewesen und dergl.).³ Man unterscheidet näherhin

a) *Eigennamen*, die einzelne Objekte bezeichnen, wie „Sokrates“, „die Zugspitze“, „England“, „Mars“, usw.,

b) *Gattungsnamen*, die Gattungen von Objekten bezeichnen „und zugleich jedes einzelne Wesen oder Ding dieser Gattung“⁴ wie „Mensch“, „Blume“, „Stuhl“, etc. Untergruppen von Gattungsnamen sind:

1 Vgl. dazu auch Lyons [69], S. 38 ff.

2 Die Lehre von der Gliederung des Wortschatzes z. B. in Wortfelder gehört zur Bedeutungslehre.

3 Vgl. Grebe [66], S. 65, 134.

4 Grebe [66], S. 135.

α) *Kollektiva*, die für Aggregate oder konkrete Vielheiten stehen, wie „Wald“, „Herde“, „Flotte“ etc.,

β) *Stoffnamen*, wie „Wasser“, „Gold“, „Pfeffer“, usw.

2. *Verben*: Verben „sagen, was sich ereignet, oder was ist“.⁵ Sie drücken Tätigkeiten, Vorgänge oder Zustände aus.

3. *Adjektive*: Adjektive sagen aus „wie ein Wesen oder Ding geartet ist oder wie sich ein Geschehen vollzieht“.⁶ Ihre Grundleistung besteht darin, die Stellungnahme des Sprechers zu den Wesen oder Dingen (Substantiven), zum Sein oder Geschehen (Verben), zu Eigenschaften selbst (Adjektiven oder Partizipien) oder auch zu Umständen (Adverbien) auszudrücken, den Eindruck zu bezeichnen, den Wesen, Dinge, Vorgänge, Eigenschaften und Umstände auf den Sprecher ausüben.

4. *Artikel*: Artikel sind Begleiter von Substantiven mit der Aufgabe, die mit den Substantiven genannten Objekte als bestimmte Einzelobjekte oder als Vertreter einer Gattung zu kennzeichnen.⁷

5. *Pronomina*: Pronomina vertreten ein Substantiv, weisen darauf hin oder begleiten es.⁸ Personalpronomina vertreten ein Substantiv, Possessivpronomina kennzeichnen ein Eigentums- oder Zuordnungsverhältnis, Demonstrativpronomina ein Orts- oder Zeitverhältnis, Relativpronomina die Zugehörigkeit einer verbalen Aussage zu einem Substantiv, Interrogativpronomina eine Frage nach einem Wesen oder Ding,⁹ indefinite Pronomina endlich „bezeichnen ein Wesen oder Ding in ganz allgemeiner, unbestimmter Weise, wenn der Sprecher es nicht näher bezeichnen kann oder will. Zu ihnen rechnen wir auch die Zahlwörter, die eine Anzahl oder ein Maß in ganz unbestimmter Weise ausdrücken.“¹⁰ Solche indefiniten Pronomina sind „alle“, „ander“, „beide“, „einer“, „einige“, „ein paar“, „etwas“, „jeder“, „jemand“, „niemand“, „kein“, „man“, „mancher“, „mehrere“, „nichts“, „sämtlich“, „viel“, „wenig“, „welcher“, „wer“.

6. *Numeralia*: Zahlwörter sind Begleiter von Substantiven, die deren Fähigkeit, zwischen Einheit und Vielheit zu unterscheiden, zählend un-

5 Grebe [66], S. 64.

6 Grebe [66], S. 65.

7 Vgl. Grebe [66], S. 66, 152.

8 Vgl. Grebe [66], S. 66, 246.

9 Vgl. Grebe [66], S. 246.

10 Grebe [66], S. 272.

terstützen.¹¹ Zahlwörter sind Wörter für bestimmte Zahlen (Kardinalzahlen, Ordinalzahlen, Brüche usw.), Verteilungszahlwörter („je drei“, „je dreimal“), Vervielfältigungszahlwörter („einfach“, „doppelt“), Wiederholungszahlwörter („einmal“, „manchmal“, „keinmal“, „ein-ander-mal“) und Gattungszahlwörter („einerlei“, „vielerlei“).

7. *Adverbien*: „Dem Adverb fällt die Aufgabe zu, die im Satz genannten Umstände nach den allgemeinsten Umrissen zu kennzeichnen.“¹² Man unterscheidet näherhin: Adverbien des Ortes („hier“, „rechts“, „innen“), der Zeit („gestern“, „niemals“, „zugleich“), der Modalität („gern“, „vergebens“, „etwas“, „zweimal“, „erstens“, „sehr“, „genug“, „nicht“, „niemals“, „vielleicht“, „wahrscheinlich“) und des Grundes („deshalb“, „folglich“, „damit“, „andernfalls“, „gleichwohl“).

8. *Präpositionen*: Präpositionen bezeichnen meist die Verhältnisse, die zwischen dem im Substantiv genannten Wesen oder Ding und einem Geschehen oder Sein (Verb), einem anderen Wesen oder Ding (Substantiv) oder einer Stellungnahme (Adjektiv) bestehen.¹³ „Die Hauptaufgabe der Präposition ist es, ein von ihr abhängendes Substantiv an ein anderes Wort anzuknüpfen“.¹⁴ Man unterscheidet Präpositionen des Raums („auf“, „nach“, „über“), der Zeit („bis“, „seit“, „ab“), der Modalität („ausschließlich“, „außer“, „bei“, „ungeachtet“) und des Grundes („anlässlich“, „dank“, „durch“, „unter“, „vermittels“).

9. *Konjunktionen*: Konjunktionen verbinden Satzteile oder Sätze und drücken ein Gedankenverhältnis aus, das zwischen Wörtern oder Sätzen besteht.¹⁵

10. *Interjektionen*: Interjektionen drücken Empfindungen oder Aufforderungen aus. Sie stehen außerhalb des Satzverbandes.¹⁶ Da sie nicht Satzkomponenten sind, sondern eigenständige Ausrufe, sind sie auch nicht von grammatikalischem Interesse und deswegen sehen wir im folgenden von ihnen ab.

11 Vgl. Grebe [66], S. 66, 282.

12 Grebe [66], S. 302.

13 Grebe [66], S. 67.

14 Grebe [66], S. 315.

15 Vgl. Grebe [66], S. 67, 334.

16 Vgl. Grebe [66], S. 67.

Diese Bestimmungen der Wortkategorien sind nun für einen exakten Aufbau der Grammatik nicht brauchbar, denn sie sind erstens zu vage, als daß man damit einen genauen Sinn verbinden könnte und zu einer wohlbestimmten Klassifikation der Wörter käme. Sie werden zwar durch Beispiele und Gegenbeispiele verdeutlicht, diese stehen aber oft nicht im Einklang mit den allgemeinen Definitionen. Zweitens ist die Einteilung nicht disjunkt, d. h. ein und dasselbe Wort kann verschiedenen Kategorien angehören. Und drittens liegt der Einteilung kein einheitlicher Gesichtspunkt zugrunde und die Wörter der gleichen Kategorie haben weder die gleiche semantische noch syntaktische Funktion.

Zur Begründung der ersten Behauptung genügen folgende Hinweise: Zu (1): Man kann nur von Eigennamen, nicht aber von Gattungsnamen sagen, daß sie Objekte benennen. „Mensch“ ist weder ein Name für die Klasse der Menschen (sonst wäre das Wort ein Eigenname), noch ein gemeinsamer Name für alle Menschen (statt „Sokrates ist sterblich“ kann man nicht sagen „Mensch ist sterblich“), noch ein Name für unbestimmte Menschen, denn neben den bestimmten einzelnen Menschen gibt es ja nicht noch Wesen, die unbestimmte Menschen wären. Welches Objekt soll auch z. B. das Substantiv „Einhorn“ benennen? Kann man ferner sagen, daß Substantive wie „Wahrheit“ oder „Schönheit“ Objekte benennen? Und wie steht es endlich mit Substantiven wie „Ereignis“, „Handlung“, „Zustand“?

Zu (2): Verben sagen nicht „was sich ereignet“, das können nur Sätze. Was für ein Ereignis soll denn z. B. „schlafen“ ausdrücken?

Zu (3): Nicht nur Adjektive „sagen aus, wie ein Wesen oder Ding gear- tet ist oder wie sich ein Geschehen vollzieht“. Das kann man vielmehr auch durch Substantive, Verben oder Adverbien ausdrücken. Ferner enthalten rein deskriptive Adjektive, wie z. B. das Wort „rot“ in dem Satz „Diese Rose ist rot“ keine Stellungnahme des Sprechers. Das gilt nur für wertende Adjektive wie „schön“, „erfreulich“, „unangenehm“, usw. Endlich drückt das Wort „vermutlich“ in „Vermutlich kommt Hans heute“ eine Stellungnahme des Sprechers zu einem Geschehen aus, ohne deswegen ein Adjektiv zu sein.

Zu (7): Was ist ein Umstand? Drückt „schnell“ in dem Satz „Fritz lief schnell“ einen Umstand aus, und „nicht“ in dem Satz „Fritz lief nicht“? Ein Umstand ist doch wohl ein Sachverhalt. Und was sind die „allgemeinen Umrisse“?

Zu (8): Auch „liebt“ drückt ein Verhältnis zwischen zwei Personen aus, ohne eine Präposition zu sein.

Zu (9): Daß ein Wort andere Wörter oder Satzteile verbindet, kann man fast von jedem Wort sagen. Ebenso, daß es „Gedankenverhältnisse“ ausdrückt.

Für die zweite Behauptung genügt es darauf hinzuweisen, daß Grebe selbst betont, daß zwischen Artikeln, Pronomina und Zahlwörtern keine festen Grenzen zu ziehen sind.¹⁷ Sie überschneiden sich aber auch mit den Adverbien, wie z. B. die Wörter „etwas“ und „zweimal“ zeigen.

Zum dritten Punkt ist zu sagen:

Die Einteilung der Wörter in Kategorien folgt nach Grebe der besonderen Weise, „in der sie an der sprachlichen Erschließung der Welt teilnehmen, und durch das Vorhandensein oder Fehlen einer Formenwelt“.¹⁸ Das sind aber zwei ganz verschiedene Gesichtspunkte: Ein semantischer Gesichtspunkt, nach dem die Wörter nach ihren Bedeutungen eingeteilt werden – etwas anderes kann man sich in diesem Kontext unter dem sehr allgemeinen und vagen Terminus „sprachliche Erschließung der Welt“ kaum vorstellen – und ein syntaktischer Gesichtspunkt.

Eine streng semantische oder syntaktische Bestimmung dieser Wortkategorien ist aber auch nicht möglich, weil z. B. viele Partikel¹⁹ keine eigenständige semantische Funktion haben und weil die Charakterisierung der Wörter durch gewisse syntaktische Funktionen erst eine Leistung einer grammatikalischen Theorie ist. Selbst die Unterscheidung der Kasus ist vielfach eine theoretische Konstruktion, da ihr oft keine morphologischen oder semantischen Unterschiede entsprechen.²⁰ Im Abschnitt 3.2 werden wir auch sehen, daß bei einer sehr einfachen und

¹⁷ Vgl. Grebe [66], S. 247.

¹⁸ Vgl. Grebe [66], S. 64. – Diese in der traditionellen Grammatik allgemein gebräuchliche Bestimmung geht schon auf Dionysius Thrax zurück, bei dem das Substantiv bestimmt wird als Wort, das Kasusformen hat und das Personen oder Dinge bezeichnet, das Verb als Wort ohne Kasus-, aber mit Person-, Numerus- und Tempusformen, das ein Handeln oder Leiden bezeichnet, usw.

¹⁹ Partikel sind die nicht-flektierenden Wörter, d. h. Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen.

²⁰ Vgl. dazu auch Lyons [69], S. 291 f., sowie Beckmann [63].

natürlichen Bestimmung der syntaktischen Funktionen Wörter mit der gleichen syntaktischen Funktion in ganz verschiedenen Kategorien vorkommen, und Wörter der gleichen Kategorie ganz verschiedene syntaktische Funktionen haben. So sind z. B. die Adverbien „nicht“ und „vermutlich“ ebenso wie die Konjunktionen „und“ und „daher“ Ausdrücke, mit denen man aus Sätzen neue Sätze bilden kann, während die Adverbien „schnell“ und „gerne“ ebenso wie die Verben „lieben“ oder „glauben“ Ausdrücke darstellen, mit denen man aus Prädikaten und Namen Sätze erzeugen kann.

In der *Lehre von der Flexion der Wörter* unterscheidet man Genera, Numeri und Kasus bei Formen von Substantiven, Adjektiven, Artikeln, Pronomina und Numeralia, sowie Personen, Numeri, Modi, Tempora und Aktionsformen oder Diathesen (im Deutschen: Aktiv und Passiv) bei Verben, und Positiv-, Komparativ- und Superlativformen bei Adjektiven, und gibt an, wie diese Formen für verschiedene Wortklassen gebildet werden. Diese Bildungen selbst sind spracheigentümlich und interessieren uns hier nicht. Interessant ist für uns hingegen die Funktion dieser Formen. Die Aussagen der traditionellen Grammatik darüber sind aber wieder recht unbefriedigend. So unterscheidet man z. B. oft neben grammatischen Funktionen der Kasus, die allerdings in den einzelnen Sprachen nicht immer durch eigene Kasusformen repräsentiert werden: die *subjektive* Funktion (zur Angabe des Satzsubjekts, d. h. des Gegenstandes, über den im Satz etwas ausgesagt wird (Nominativ)), die *objektive* Funktion (zur Angabe des direkten Objekts der im Satzprädikat ausgesagten Tätigkeit (meist Akkusativ)), die *indirekt-objektive* Funktion (zur Angabe des indirekten Objekts, das von der im Satzprädikat ausgesagten Tätigkeit mit angezielt wird (meist Dativ)), die *possessive* Funktion (zur Angabe eines Besitzverhältnisses (mit Genitiv)), die *instrumentale* Funktion (zur Angabe eines bei der durch das Satzprädikat ausgedrückten Tätigkeit verwendeten Mittels, wie in „Fritz schlug Hans mit *einem* Stock“) (im Lateinischen z. B. Ablativ)), die *agentative* Funktion (zur Angabe dessen, durch den ein Vorgang bewirkt wird, der aber nicht Satzsubjekt ist, wie in „Hans wurde *von* Fritz besucht“), und die *comitative* Funktion (zur Angabe eines Begleiters des handelnden Subjekts, wie in „Hans besuchte Fritz mit *seiner* Frau“).²¹

21 Vgl. dazu Lyons [69], S. 295 ff.

Hier wird schon deutlich, daß ein und derselbe Kasus in verschiedenen Kontexten ganz verschiedene Funktionen haben kann. So kann der deutsche Dativ z. B. indirekt-objektive, instrumentale, agentative und comitative Funktion haben. Diese Funktionen lassen sich aber auch kaum allein den Kasus zuschreiben, denn die gleiche Funktion kann mit verschiedenen Kasus ausgedrückt werden. Ein Zusammenhang zwischen diesen Funktionen und den Kasus ist also nicht ersichtlich.

Ferner hat man eine Vielzahl solcher Funktionssysteme für die Kasus aufgestellt und sie alle können nur wegen der Vagheit ihrer Funktionsbestimmungen auf Vollständigkeit Anspruch erheben. Die Unterscheidung direktes – indirektes Objekt z. B. ist von der Sache her, von dem in einem Satz wie „Fritz gab Hans das Buch“ geschilderten Vorgang nicht begründet, sie gründet sich vielmehr nur auf die grammatikalische Unterscheidung von Akkusativ- und Dativobjekt und kann diese daher nicht begründen.

Auch die Versuche, von den einzelnen Kasus auszugehen und ihnen verschiedene semantische Funktionen zuzuordnen, scheitert, wie z. B. die Diskussion der Funktionsanalysen des Genitivs in Groot [56] überzeugend zeigt,²² so daß man sagen kann, daß sich den morphologisch ausgeprägten Kasus keine eindeutigen und eigenständigen semantischen Funktionen zuordnen lassen.

Die *Lehre von der Wortbildung* durch Zusammensetzung („Unterarm“, „Hundefutter“), durch Ableitung („fliegen“ – „Flug“, „Bild“ – „bildlich“, „begegnen“ – „Begegnung“) und durch Präfixe („schön“ – „unschön“, „alt“ – „ural“) untersucht, wie in der Sprache aus Wörtern neue Wörter gewonnen werden können. Sie gehört – auch im Sinne der älteren Grammatik – aber teilweise eher zur Lexikographie, d. h. zu Beschreibung und Gliederung des Wortschatzes als zur Grammatik als einer Kombinationslehre. Denn die neugebildeten Wörter haben häufig eine selbständige semantische Funktion, die sich nicht aus den Bedeutungen der Wortteile herleiten läßt.²³ So hat z. B. das Wort „Jungeselle“ bedeutungsmäßig weder etwas mit „jung“ noch mit „Geselle“

22 Vgl. dazu auch Fillmore [68], S. 7. – In dieser Arbeit untersucht Fillmore semantisch bestimmte Tiefenkasus.

23 Vgl. dazu auch Grebe [66], S. 348.

zu tun. Und auch dort, wo die Bedeutung z. B. eines zusammengesetzten Wortes sich aus der Bedeutung der Teilwörter bestimmt (wie in „Unterarm“ – „der untere Arm“, „Vaterhaus“ – „Haus des Vaters“, „himmelblau“ – „blau wie der Himmel“), folgen diese Zusammensetzungen nicht immer allgemeinen Regeln, sondern sind jeweils singuläre Bildungen, die nur mehr oder minder lockere Analogien zu anderen Bildungen aufweisen.

In anderen Fällen gibt es jedoch semantische Regeln für Wortbildungen, die es erlauben, neue Bildungen in die Sprache einzuführen, ohne daß sie erst erklärt werden müßten.²⁴ Man kann also sagen, daß die Wortbildung teilweise der Lexikographie, teilweise der Grammatik zugehört.

3.1.2 Die Lehre vom Satz

Die traditionelle *Lehre vom Satz* besagt, daß es eine Grundform der Sätze gibt, die durch Ergänzungen erweitert werden kann, und daß die so gebildeten Sätze sich zu Satzreihen verbinden lassen.

Die Grundform jedes Satzes besteht aus Subjekt und Prädikat. Das *Subjekt* gibt den oder die Gegenstände an (Satzgegenstand), von dem, bzw. denen im Satz etwas ausgesagt werden soll. Das, was von dem oder den Gegenständen ausgesagt werden soll, beinhaltet das *Prädikat* (Satzaussage).

Das ergänzungslose Subjekt ist ein Substantiv („Fritz kommt“, „Menschen sind sterblich“), ein Pronomen („Ich bin krank“, „Sie lügen“), ein Infinitiv („Arbeiten adelt“), ein Satz („Daß Fritz kommt, freut Hans“, „Wer lacht, freut sich“) oder eine Wortreihe („Fritz, Hans und Max kommen“).²⁵ Das ergänzungslose Prädikat ist ein Verbum („Fritz turnt“) oder ein Hilfszeitwort („sein“, „werden“, „haben“), das als Kopula mit einem Adjektiv („Fritz ist krank“), oder Substantiv („Fritz ist ein Jurist“, „Fische sind Wirbeltiere“) verbunden ist²⁶, oder eine Reihe von Prädikaten („Fritz lacht und singt“).

24 Vgl. dazu auch Brekle [70a] und Marchand [69].

25 Vgl. Grebe [66], S. 527, 543.

26 Während in der älteren traditionellen Grammatik das Hilfszeitwort „sein“ in den drei letzten Beispielssätzen, wie wir das angedeutet haben, als un-

Die Ergänzungen sind Ergänzungen des Subjekts oder des Prädikats oder Ergänzungen anderer Ergänzungen. Man unterscheidet in der traditionellen Grammatik folgende ergänzenden Satzteile: Objekt, Attribut und Umstandsbestimmung.

Das *Attribut* enthält eine nähere Charakterisierung eines Substantivs, Pronomens, Adjektivs oder Adverbs. Es kann sich dabei um einzelne Wörter („Zwei Bäume werden gefällt“, „Der Baum wird gefällt“), Wortgruppen („Die Hälfte seines großen Vermögens hat er ererbt“, „Seine Freude über das Geschenk war groß“) oder um Sätze („Der Baum, der im Garten steht, wird beschnitten“) handeln.

Ein *Objekt* gibt an, auf welchen Gegenstand, bzw. welche Gegenstände sich die im Prädikat ausgesagte Handlung des Subjekts (der Subjekte) bezieht („Das Pferd zieht den Wagen“, „Hans schlägt Fritz“, „Hans gibt dem Fritz das Buch“, „Ich spotte seiner“); und insofern wird es als eine Ergänzung des Prädikats angesehen.

Eine *Umstandsangabe* besagt, wo, wann, wie oder warum sich ein Geschehen vollzieht, charakterisiert also den Inhalt prädikativer Satzteile der Art und Weise nach („Der See ist heute besonders kalt“, „Er bemüht sich mit aller Kraft“, „Fritz fährt ebenso gut Schi wie Hans“, „Wahrscheinlich wird er aus Bescheidenheit nicht protestieren“.).

Satzreihen entstehen durch Verbindung vollständiger Sätze, z. B. mit

selbständiger Bestandteil des Prädikats angesehen wird, findet sich z. B. in Grebe [66] die Auffassung, nach der „sein“ hier ein selbständiges Prädikat ist, während „krank“ im ersten Satz eine Umstandsergänzung und „ein Jurist“, bzw. „Wirbeltiere“ in den letzten beiden Sätzen Beifügungen im sogenannten „Gleichsetzungsnominativ“ sind (vgl. dazu a.a.O. S. 540 ff., 472 f., 531). Diese Auffassung ist aber kaum haltbar. Denn der ergänzungslose Teilausdruck des ersten Satzes „Fritz ist“ ist kein sinnvoller und vollständiger Satz. Allenfalls ließe sich hier das Wort „sein“ im Sinne von „existieren“ verstehen, aber dann ist wiederum die Ergänzung nicht möglich, denn man kann nicht sagen: „Fritz existiert.“ – „Wie existiert er?“ – „In kranker Weise!“ Ebenso kann von einer Gleichsetzung im zweiten und dritten Fall nicht die Rede sein. „Sein“ läßt sich hier nicht im Sinne des Prädikats „identisch sein mit“ auffassen, denn Fritz ist nicht identisch mit einem Juristen (welchem?!), allen Juristen oder der Klasse der Juristen und das Gleiche gilt für den dritten Satz. Daher ist die ältere Auffassung des Hilfszeitworts als Kopula adäquater. – Hilfszeitwörter, mit denen eine Verbalform gebildet wird („Fritz hat geschlafen“), zählen als Teil des Verbums.

nebenordnenden Konjunktionen wie „und“, „oder“, „sondern“, „trotzdem“, „deshalb“, usw.

Die traditionelle Lehre von den Verbindungen der Wörter im Satz und ihrer Einbettung in ihn endlich umfaßt die Lehre von Wortstellung und Kongruenz, sowie von den Formen der Satzteile. Sie verzichtet weitgehend auf allgemeine Aussagen und beschränkt sich im wesentlichen auf die Beschreibung von faktischen Regelmäßigkeiten des Sprachgebrauchs. Die Rolle der Kongruenz wird darin gesehen, daß sie Ausdrücke als zusammengehörig auszeichnet, und die Wortstellung kann die Satzstruktur bestimmen und z. B., wie in „Hans liebt Maria“, Subjekt und Objekt unterscheiden, wo diese Unterscheidung nicht durch Kasusendungen und Präpositionen geleistet wird.

Das traditionelle Modell der Syntax, speziell die Lehre von den Satzteilen ist aus folgenden Gründen inadäquat:

Zunächst ist die Bestimmung von Subjekt und Prädikat unbefriedigend: Das grammatikalische Satzsubjekt bezeichnet nicht immer oder nicht immer nur den oder die Gegenstände, von denen im Satz etwas ausgesagt wird. So wird in „Fritz liebt Berta“ sowohl über Fritz wie über Berta etwas ausgesagt, in „Fritz kommt mit Hans zu Berta“ etwas über Fritz, Hans und Berta, und in dem Satz „Kein Mensch liebt Kuno“ oder in „Von Kuno wird keiner verraten“ ist doch wohl in erster Linie von Kuno die Rede. Soweit also überhaupt festliegt, worüber ein Satz spricht – und diese Frage ist durchaus problematisch²⁷ – kann man nicht immer sagen, daß Sätze über die Objekte sprechen, die ihre grammatikalischen Satzsubjekte bezeichnen.²⁸ Ähnlich ist es mit dem Prädikat: Wenn es schon Unklarheiten über den Satzgegenstand gibt, so auch über das, was von ihm ausgesagt wird. Ferner wird die Satzaussage auch durch Objekte und Umstandsbestimmungen in ihrem Gehalt wesentlich mitbestimmt, wie die folgenden Beispiele zeigen.

Der auffälligste Mangel der traditionellen Lehre vom Satz liegt aber sicher darin, daß der grammatische Subjekt-Prädikat-Kern eines Sat-

²⁷ Vgl. dazu z. B. Goodman [61].

²⁸ Vgl. dazu auch Lyons [69], S. 343 f., sowie die Diskussion der Lehre vom *Sema* und *Rhema*, oder von *topic* und *comment*. Hinweise und Literaturangaben dazu finden sich z. B. in Lyons [69], 8.1.2 und in Brekle [70a], 3.5 und 4.2.1.3.

zes sehr häufig kein sinnvoller Satz ist. Der Kern „Regensburg liegt“ von „Regensburg liegt an der Donau“ ist kein vernünftiger Satz, denn „liegen“ allein heißt etwas ganz anderes als „liegen an“ (es drückt den Gegensatz zu „stehen“ oder „sitzen“ aus, und diese Ausdrücke lassen sich auf Städte nicht anwenden). Ebenso ist der Satzkern „Hans gibt“ von „Hans gibt Fritz ein Buch“ kein sinnvoller Satz.

Daher rechnet man oft auch das Satzobjekt, bzw. die Satzobjekte zum Prädikat. Das genügt aber nicht, denn auch Umstandsbestimmungen können den Gehalt eines Satzes wesentlich verändern. So besagt „singen“ in „Fritz singt“ etwas anderes als in „Fritz singt gern“, denn der erstere Satz macht eine Aussage über eine momentane Handlung, der letztere aber eine Aussage über eine Disposition. Die „Ergänzungen“ sind also keinesfalls immer entbehrliche Beifügungen, sondern oft ebenso wichtige Glieder des Satzes wie Subjekt und Prädikat.

Man hat daher auch versucht, das eine Subjekt-Prädikat-Grundsche-ma der Sätze durch mehrere Grundformen von Sätzen, *Satzmodelle* oder *Satzbaupläne* zu ersetzen, und bzgl. dieser dann Ergänzungen zu definieren.²⁹ Dieser Versuch vermag aber auch nicht recht zu überzeugen.

Man hat sich bisher nicht auf die Auszeichnung gewisser Grund-Satzbaupläne einigen können. Das liegt an der Ungenauigkeit zur Ermittlung solcher Baupläne, der sog. *Abstrichmethode*.³⁰ Jede Aussage wird als Aussage über „ein Etwas“ aufgefaßt, über das eine „verhaltensmäßig geprägte“ Aussage gemacht wird, und nach der Abstrichmethode soll sich dieser Kern der Aussage durch Herausstreichen der Ergänzungen dieser Aussage freilegen lassen, so daß in diesem Kern die in der Aussage „beabsichtigte Setzung“ noch enthalten ist. So kann man in dem Satz „Der Bauer pflügt in der Frühe seinen Acker“ zwar den Ausdruck „in der Frühe“ als entbehrliche Ergänzung herausstreichen, nicht aber „seinen Acker“, weil hier das Acker-Pflügen die beabsichtigte Setzung ist, nicht das Pflügen schlechthin.³¹

Welche „Setzung“ der Sprecher beabsichtigt, kann man aber nicht dem Satz als solchem entnehmen. Es kann durchaus sein, daß die

29 Zur Terminologie und zum Begriff des Satzbauplans vgl. Weiserber [63a], S. 264.

30 Vgl. dazu Weiserber [62], Bd. II, S. 372, sowie Grebe [66], S. 468 ff.

31 Beispiel und Terminologie sind Grebe [66], S. 468 ff. entnommen.

primäre Absicht in der Bestimmung des Pflügens allein liegt (die Betonung liegt dann auf „pflügt“ und besagt, daß der Bauer nicht etwa mit Eggen beschäftigt ist), oder aber in der Bestimmung, daß das Pflügen am frühen Morgen stattfindet, nicht etwa am Vormittag (die Betonung liegt dann auf „in der Frühe“). Allgemein wird man annehmen müssen, daß der Sprecher alles, was er im Satz aussagt, auch aussagen will, d. h. daß keine Bestimmung im Satz unwesentlich ist.

Ein weiterer grundsätzlicher Mangel dieser Methode ist, daß sie die Satzbaupläne in den traditionellen Kategorien bestimmt (z. B. Subjekt-Prädikat-Artergänzung-Präpositionalobjekt), denen, wie wir gesehen haben, keine einheitliche grammatische Funktion der Ausdrücke entspricht (so umfaßt der genannte Satzbauplan so verschiedene Sätze wie „Fritz lachte schallend über Hans“ und „Niemand lacht gern über sich selbst“). Satzbaupläne könnten aber nur dann eine wohlbestimmte grammatische Funktion haben, wenn sie sich aus funktionsgleichen Komponenten in gleicher Weise zusammensetzen. Entsprechend ungenau fällt dann auch die Charakterisierung dieser Satzbaufunktionen aus.³²

Zusammenfassend können wir also sagen: Die traditionelle Grammatik weist zwar eine Fülle von Regelmäßigkeiten der Sprache auf, diese Regelmäßigkeiten gelten aber meist nicht streng, sondern sie gelten in nur exemplarisch aufgewiesenen typischen Fällen, in anderen, ebenfalls nur durch Beispiele aufgewiesenen und meist sehr zahlreichen Fällen gelten sie aber nicht. Aussagen, die die durch Beispiele illustrierten Regelmäßigkeiten des Sprachgebrauchs in eine allgemeine grammatikalische Regel zusammenfassen wollen, bleiben in den meisten Fällen entweder zu vage oder gelten nicht uneingeschränkt. Von einem strengen Regelsystem zur Satzbildung ist diese Grammatik also noch weit entfernt. Dieses Problem wird erst in der generativen Grammatik ernstlich angegangen.

32 Dazu ein Zitat: „Während das Subjekt des ergänzungslosen Satzes ein von der Aussage unmittelbar berührtes [„Fritz ist unbekannt“?], das Subjekt des Gleichsetzungssatzes ein zum Vergleich einfach hingestelltes Etwas war [„Fritz ist ein Unbekannter“?], ist das Subjekt hier [d. h. in einem Satz mit Akkusativobjekt] der Täter, dessen im Prädikat ausgedrücktes Verhalten sich zielstrebig einem anderen Wesen oder Ding zuwendet [„Schnee bedeckt die Erde“?].“ Grebe [66], S. 473.

Es fehlt aber auch eine exakte Funktionsanalyse der Wörter und Satzteile, die ihre semantische Leistung bestimmt und sagt, wie sich die Satzbedeutung aus den Wortbedeutungen ergibt. Es fehlt dazu insbesondere ein hinreichend präzises begriffliches Instrumentarium. Die traditionellen grammatikalischen Kategorien sind für Funktionsanalysen inadäquat und zu vage. Das Problem der Funktionsanalyse mit präzisen grammatikalischen Kategorien wird in der logischen Grammatik aufgegriffen. Da eine Lösung dieses Problems, wie sich noch zeigen wird, auch eine Voraussetzung, für die Durchführbarkeit der generativen Grammatik ist, wenden wir uns im nächsten Abschnitt zuerst der logischen Grammatik zu.

Man kann aber an diesem Punkt der Diskussion schon folgendes sagen: Der Vorzug, den man für die traditionelle Grammatik oft gegenüber anderen Grammatiktypen geltend macht, ist ihre Sprachnähe, die darin besteht, daß sie die grammatischen Komposita (die Sätze) analysiert nach den Wörtern (bzw. Morphemen), aus denen sie gebildet sind. Die Elemente ihrer Analyse sind also die Ausdrücke, aus denen sich die Sätze rein äußerlich syntaktisch zusammensetzen. Diese „natürlichen Bausteine“ haben nun aber zumeist in den natürlichen Sprachen keine feste, kontextunabhängige semantische Funktion. Diese Sprachen sind nicht atomistisch aufgebaut: Die Bedeutung eines Satzes bestimmt sich zwar einerseits aus den Bedeutungen der Wörter, aus denen er sich zusammensetzt – ohne diese Bestimmung des Ganzen aus den Teilen ließen sich nicht mit endlich vielen Wörtern unendlich viele Sätze bilden – umgekehrt bestimmt sich aber die spezifische Bedeutung der einzelnen Wörter im Satz auch aus dem Kontext, der Beziehung, in der sie im Satz zu den anderen Wörtern stehen. Die Wörter haben so eine gewisse Unbestimmtheit in ihrer Bedeutung, die erst im Kontext aufgehoben wird. Daß wir den Satzsinns nicht nur aufgrund der Wortbedeutungen verstehen, sondern umgekehrt auch die Wortbedeutung aufgrund des Satzsinns, ergibt sich auch daraus, daß wir ja die Wörter nur im Kontext von Sätzen erlernen und gebrauchen. Diese *Plastizität* der Wörter, wie wir das einmal nennen wollen, wird auch dadurch illustriert, daß wir auf die Frage „Was bedeutet dieses Wort?“ sehr häufig zurückfragen müssen „In welchem Kontext?“. Sie ist verschiedenen Wörtern in verschiedenem Maße eigen

und darf nicht verwechselt werden mit der Mehrdeutigkeit von Wörtern – allerdings gibt es da keine festen Grenzen. Sie trägt im ganzen sicherlich erheblich zum Ausdrucksreichtum der natürlichen Sprachen bei.³³

In der Plastizität der Wörter liegt nun aber eine gewisse Schwierigkeit für den Aufbau einer Grammatik als eines strengen Regelsystems: Präzise und hinreichend einfache grammatische Regeln werden immer die Form haben müssen, daß sie die Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke als Funktion der Bedeutungen der Komponenten bestimmen und von einer zusätzlichen Bestimmung der Bedeutung der Komponenten durch den Kontext absehen. D. h. sie werden atomistischen Charakter haben. Die Elemente der Analyse solcher Grammatiken werden daher vielfach nicht mit den „natürlichen“ Bausteinen der Sprache, den Wörtern (Morphemen) zusammenfallen, sondern semantisch hinreichend wohlbestimmte Wortgruppen oder -teile sein müssen oder auch Konstrukte, die selbst nicht in der Sprache vorkommen. Dadurch werden die grammatikalischen Analysen aber „künstlicher“, die Grammatik wird zu einer theoretischen Konstruktion, die sich vom bloßen Beschreiben oberflächlicher, d. h. direkt beobachtbarer sprachlicher Tatbestände und deren Generalisierung grundlegend unterscheidet. Es gilt für diese Auffassung der Grammatik als einer theoretischen Konstruktion das Wort von Roger Bacon „philosophus grammaticam *invenit*“.³⁴ Diese theoretische Konstruktion muß freilich einen empirischen linguistischen Gehalt haben und muß sich mit diesem Gehalt als eine adäquate und hinreichend leistungsfähige Theorie erweisen.

Es besteht somit für natürliche Sprachen eine gewisse Inkompatibilität zwischen den Forderungen der Sprachnähe und der Exaktheit, und die Wurzel der oben diskutierten Vagheiten und Inadäquatheiten der traditionellen Grammatik liegt wohl darin, daß sie ein präzises Regelsystem – das aufzubauen ja das Ziel einer wissenschaftlichen Grammatik sein muß – beziehen will auf die natürlichen Bausteine der Sprache, die aber vielfach eben keine feste, kontextunabhängige grammatische Funktion haben.

33 Vgl. dazu auch Lyons [69], S. 406, 410, sowie den Abschnitt 2.3.2.

34 Zitiert in Robins [51], S. 76, Anmerkung 2.

3.2 Die logische Grammatik

In der modernen Logik, wie sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von G. Boole, A. de Morgan und insbesondere von G. Frege begründet worden ist, hat man Kunstsprachen aufgebaut, um die Vagheiten, Vieldeutigkeiten und den Mangel an einfachen und streng allgemeinen grammatikalischen Strukturen der natürlichen Sprachen zu vermeiden. Die Syntax dieser Kunstsprachen folgt einfachen und exakten Regeln und ist nach der Idee der *characteristica universalis* von Leibniz in so enger Entsprechung zur Semantik aufgebaut, daß die syntaktische Form der Ausdrücke die Struktur ihrer Bedeutungen widerspiegelt. Für solche Kunstsprachen gibt es eine Grammatik, eine Syntax und eine Semantik, die allen Anforderungen an Exaktheit genügen. Es liegt daher die Frage nahe, ob sich solche logischen Grammatikmodelle nicht auch auf natürliche Sprachen anwenden lassen.

Eine derartige Anwendung kann nun nicht so aussehen, daß man die syntaktischen und semantischen Regeln einer Logiksprache L auf eine natürliche Sprache S bezieht – S ist ja keine Sprache, die „mit dem logischen Lineale“ (Frege) konstruiert ist. Vielmehr wird man versuchen, eine Interpretation M von L und eine *analysierende Relation* $R(X,Y)$ anzugeben, die jedem Ausdruck Y von S einen gleichbedeutenden grammatikalisch wohlgeformten Ausdruck X von L zuordnet. Mehrdeutigen Ausdrücken von S werden dabei mehrere Ausdrücke von L zugeordnet. Der Vorbereich von R , d. h. die Menge der Ausdrücke A von L , für die es einen Ausdruck A' von S mit $R(A,A')$ gibt, ist also eine Teilmenge der grammatisch wohlgeformten Ausdrücke von L , und die Relation R ist mehr-mehr-deutig, da es nicht nur zu einem A' mehrere A mit $R(A,A')$ geben kann, sondern auch zu einem A mehrere A' mit $R(A,A')$ – dieselbe Proposition läßt sich in S ja oft durch mehrere Sätze ausdrücken. Gelingt es, die Relation R allgemein zu definieren, so sind durch die Grammatik von L auch die beiden grundlegenden grammatikalischen Bestimmungen für S angegeben:

- 1) Ein Ausdruck A' von S ist *grammatisch wohlgeformt* genau dann, wenn es einen Ausdruck A von L mit $R(A,A')$ gibt.
- 2) Ein Ausdruck A' von S *hat die Bedeutung α* genau dann, wenn es einen Ausdruck A von L mit $R(A,A')$ gibt, der die Bedeutung α hat.

Mit L und R erhält man auf diesem Weg eine *logische Grammatik* von S.

Wir werden im folgenden nur eine hinreichend ausdrucksstarke Logiksprache L aufbauen und einige Beispiele für die Analyse natur-sprachlicher Ausdrücke angeben. Hingegen können wir nicht versuchen, R für eine natürliche Sprache oder auch nur für ein interessantes Fragment einer natürlichen Sprache zu definieren¹, denn das erfordert mühevoller Detailarbeit und uns geht es hier nur darum, die Grundgedanken der logischen Grammatik darzustellen. Dazu gehört allerdings eine Skizze vom Aufbau einer ausdrucksreichen Logiksprache L, und dabei müssen wir dem Leser auch einige technische Details zumuten, für deren Verständnis elementare Logikkenntnisse nützlich sind.

Die Grundlage der folgenden Darlegungen bilden die Arbeiten von R. Montague, speziell sein Aufsatz „Universal grammar“ von 1970, in dem zum ersten Mal eine leistungsfähige und intuitiv befriedigende Semantik der intensionalen Logik entwickelt worden ist. Unsere Sprache L deckt sich im wesentlichen mit der dort angegebenen Sprache L_0 . Für andere Ansätze zum Aufbau einer logischen Grammatik vgl. z. B. D. Lewis [70].

3.2.1 *Der Aufbau der Logiksprache L*

3.2.1.1 *Die Syntax der Sprache L*

Der Aufbau der Logiksprache L vollzieht sich in zwei Schritten. Zunächst wird die Syntax von L festgelegt. Hauptaufgabe ist es dabei, den Begriff des grammatisch wohlgeformten (korrekt gebildeten) Ausdrucks – wir sprechen von einem *Term* – festzulegen. Danach werden in der Semantik Interpretationsbedingungen für L festgelegt. Anstelle der traditionellen Wortkategorien führen wir die folgenden logischen Kategorien ein;

(*Logische*) *Kategorien*:

a) σ , ν sind (Grund-) Kategorien.

¹ Vgl. dazu z. B. Montague [70] und [70a].

b) Sind τ, ϱ Kategorien, so ist auch $\tau(\varrho)$ eine Kategorie.

c) Ist τ eine Kategorie, so ist auch $\iota(\tau)$ eine Kategorie.

Diese Kategorien, die zunächst nur Symbole sind, mit denen wir in der Syntax Typen von Ausdrücken unterscheiden, werden so verwendet, daß σ die Kategorie von Sätzen ist, ν die von Eigennamen (Namen für Objekte). Es besteht zunächst kein Anlaß, neben σ und ν weitere Grundkategorien anzunehmen, obwohl das ohne weiteres möglich wäre. $\tau(\varrho)$ ist die Kategorie eines Funktors, der aus Ausdrücken der Kategorie ϱ Ausdrücke der Kategorie τ erzeugt. $\iota(\tau)$ ist die Kategorie von Ausdrücken, die bei der Interpretation für Intensionen von Ausdrücken der Kategorie τ stehen.

Es ist also $\sigma(\nu)$ die Kategorie eines einstelligigen Prädikats (wie „ist ein Mensch“), das aus Namen Sätze erzeugt, $\nu(\nu)$ ist die Kategorie eines einstelligen Funktors (wie „der Vater von“), der aus einem Namen einen neuen Namen erzeugt, $\sigma(\sigma)$ ist die Kategorie eines Satzoperators (wie „nicht“), der aus einem Satz einen neuen Satz erzeugt. Ein zweistelliges Prädikat (wie „schlägt“), das aus zwei Namen einen Satz erzeugt, hat die Kategorie $(\sigma(\nu))(\nu)$ – wir können dafür auch $\sigma(\nu, \nu)$ schreiben –, ein zweistelliges Prädikat (wie „glaubt, daß“), das aus einem Namen und einem Satz einen Satz erzeugt, hat die Kategorie $(\sigma(\nu))(\sigma)$ – wir können dafür auch $\sigma(\sigma, \nu)$ schreiben. $\sigma(\sigma(\nu))$ ist die Kategorie eines Ausdrucks (wie „alle“ und „einige“), der aus einem einstelligen Prädikat einen Satz erzeugt, $\nu(\sigma(\nu))$ ist die Kategorie eines Ausdrucks (wie „dasjenige Ding, welches“), der aus einem Prädikat einen Namen erzeugt, usw.

Das *Alphabet* von L besteht aus den Grundzeichen $\equiv, \lambda, \mu, \delta, (,)$ und abzählbar unendlich vielen Konstanten und Variablen zu jeder Kategorie τ .

Wir deuten gelegentlich die Kategorie eines Ausdrucks durch einen oberen Index an.

Ein *Ausdruck* von L ist eine endliche Folge von Grundzeichen von L . Ist $*$ ein Symbol, das in L nicht vorkommt, und ist $A[*]$ eine endliche Folge von Grundzeichen von L und diesem Symbol, so sei $A[a]$ derjenige Ausdruck, der aus $A[*]$ dadurch entsteht, daß man alle Vorkommnisse von $*$ durch solche von a ersetzt. Kommt das Zeichen $*$ in $A[*]$ nicht vor, so ist $A[a] = A[*]$. Die Menge der grammatisch wohlgeformten Ausdrücke oder *Terme* von L wird induktiv durch folgende Regeln bestimmt:

3.2.1.1.1 Terme von L

- a) Konstanten der Kategorie τ von L sind Terme der Kategorie τ von L .
- b) Ist F ein Term der Kategorie $\tau(\varrho)$ ($\tau \neq \iota$) und ist a ein Term der Kategorie ϱ von L , so ist $F(a)$ ein Term der Kategorie τ von L .²
- c) Sind a und b Terme der gleichen Kategorie von L , so ist $a \equiv b$ ein Term der Kategorie σ von L .
- d) Ist $A[a]$ ein Term der Kategorie τ , a eine Konstante der Kategorie ϱ , x eine Variable der Kategorie ϱ von L , die in $A[a]$ nicht vorkommt, so ist $\lambda x(A[x])$ ein Term der Kategorie $\tau(\varrho)$ von L .
- e) Ist A ein Term der Kategorie τ von L , so ist $\mu(A)$ ein Term der Kategorie $\iota(\tau)$ von L .
- f) Ist A ein Term der Kategorie $\iota(\tau)$ von L , so ist $\delta(A)$ ein Term der Kategorie τ von L .

Sätze von L sind Terme von L der Kategorie σ , Eigennamen von L sind Terme von L der Kategorie ν .

Klammern, die nicht notwendig sind, um den Bereich eines Operators λ, μ oder δ eindeutig abzugrenzen, lassen wir im folgenden auch weg.

L_1 sei diejenige Teilsprache von L , in der die Operatoren μ und δ nicht vorkommen und nur Konstante und Variable derjenigen Kategorien, die sich allein nach den Regeln (a) und (b) bilden lassen.

3.2.1.2 Extensionen

Wir bauen die Semantik von L der Übersichtlichkeit wegen in mehreren Stufen auf und betrachten zunächst den Fall, daß den Ausdrücken von L nur Extensionen zugeordnet werden. Wir beschränken uns dazu auf die Teilsprache L_1 .

Es sei A^B die Menge der Funktionen mit dem Definitionsbereich B und dem Wertebereich A .³

² Für $F(a_1) \dots (a_n)$ schreiben wir gelegentlich auch $F(a_1, \dots, a_n)$.

³ Der Wertebereich A einer Funktion ist zu unterscheiden von ihrem Wertevorrat C : C ist die Menge aller Werte, welche die Funktion für die Argumente aus ihrem Definitionsbereich annimmt; A ist eine Menge $C \subseteq A$. — $(AB)^C$ läßt sich durch $A^B \times C$ darstellen, nicht aber $A(BC)$: $A(BC)$ ist

3.2.1.2.1 Es sei $E_{\tau,U}$ die Menge der möglichen Extensionen der Terme von L_1 der Kategorie τ , bezogen auf den Objektbereich U .

Wir setzen:

a) $E_{\gamma,U} = U$

b) $E_{\sigma,U} = \{w, f\}$

c) $E_{\tau(\varrho),U} = E_{\tau,U}^{E_{\varrho,U}}$

Dabei stellt „w“ den Wahrheitswert „wahr“ und „f“ den Wahrheitswert „falsch“ dar.

3.2.1.2.2 Eine *extensionale Interpretation* von L_1 über dem (nicht-leeren) Objektbereich U ist eine einstellige Funktion M , für die gilt:

a) $M(a) \in E_{\tau,U}$ für alle Konstanten a von L der Kategorie τ .

b) $M(F(a)) = M(F)(M(a))$ für alle nach 3.2.1.1.1-b gebildeten Terme.

c) $M(a \equiv b) = w$ genau dann, wenn $M(a) = M(b)$, für alle nach 3.2.1.1.1-c gebildeten Terme.

d) $M(\lambda x A[x])$ ist jene Funktion f aus $E_{\tau(\varrho),U}$, für die gilt: $f(M'(b)) = M'(A[b])$ für alle $M' \in M$. Dabei sei der Term $\lambda x A[x]$ nach 3.2.1.1.1-d aus $A[a]$ gebildet, und die Konstante b der gleichen Kategorie wie a soll in $A[a]$ nicht vorkommen.

$M' \in M$ besagt, daß die extensionale Interpretation M' mit M übereinstimmt bis auf höchstens die Werte $M(b)$ und $M'(b)$. D.h. M' liegt derselbe Objektbereich zugrunde wie M und es gilt $M(c) = M'(c)$ für alle Konstanten $c \neq b$.

Ein Ausdruck $\lambda x A[x]$ bedeutet das, was Frege als *Wertverlauf* der Funktion bezeichnet. $\lambda x A[x]$ stellt also die Funktion dar, die für das Argument a den Wert $A[a]$ annimmt. Daher gilt $\lambda x A[x](a) \equiv A[a]$. Ist $A[a]$ ein Satz, so ist $\lambda x A[x]$ ein einstelliges Prädikat. Begriffe lassen sich nach Frege als Funktionen mit dem Wertebereich $\{w, f\}$ auffassen, und diese Auffassung ermöglicht eine erhebliche formale Vereinfachung der Sprache L .

Klassen als Begriffsumfänge entsprechen eindeutig den Wertverläufen von Begriffen als solchen Funktionen. Insofern wird einem Prädikat $\lambda x A[x]$ durch 3.2.1.2.2-d im Effekt als Extension eine Menge von

die Menge der Funktionen h auf C , mit $h(x) = g$ für $x \in C$ und $g \in A^B$. Ist $y \in B$, so ist $g(y) \in A$, also $h(x)(y) \in A$, und dafür können wir auch schreiben $h(x, y) \in A$. $A^{(B^C)}$ ist hingegen die Menge der Funktionen h , die Funktionen g von C in B Werte aus A zuordnen: $h(g) \in A$.

Gegenständen zugeordnet, der Umfang des durch $\lambda xA[x]$ ausgedrückten Begriffs, wie das allgemein in der extensionalen Semantik üblich ist.

Die folgenden Definitionen zeigen, wie ausdrucksreich die Sprache L ist.⁴ Dabei ist \wedge der Alloperator („Für alle Dinge gilt...“), \vee der Existenzoperator („Für einige Dinge gilt...“), \neg die Negation („nicht“), \wedge die Konjunktion („und“), \vee die Adjunktion (das nicht-ausschließende „oder“), \supset die Implikation („wenn-dann“) und ε die Elementschaftsrelation.

3.2.1.2.3 Definitionen

- a) $\wedge x^{\tau}(A) := \lambda x^{\tau}A \equiv \lambda x^{\tau}(x^{\tau} \equiv x^{\tau})$
- b) $\neg A := A \equiv \wedge x^{\sigma}(x^{\sigma})$.
- c) $A \wedge B := \wedge x^{\sigma(\sigma)}(B \equiv (x^{\sigma(\sigma)}(A) \equiv x^{\sigma(\sigma)}(B)))$
- d) $A \vee B := \neg(\neg A \wedge \neg B)$
- e) $A \supset B := \neg A \vee B$
- f) $\forall x^{\tau}A := \neg \wedge x^{\tau} \neg A$.
- g) $a \varepsilon \varepsilon b^{\sigma(\sigma)}(a \varepsilon)$.

Oft ist es zweckmäßig, auch mit Namen zu operieren, die keine existierenden Objekte bezeichnen, die also im Sinne von 2.1.2 keinen Bezug haben, wie z. B. „Odysseus“ oder wie Namen für nicht mehr lebende Personen wie „Sokratēs“ oder „Eisenhower“. Während die Verwendung solcher Namen in manchen Kontexten keinen Sinn ergibt (Was bedeutet z. B. der Satz „Sokrates ist krank“, geäußert zu einer Zeit, in der Sokrates nicht mehr lebt?), lassen sie sich in anderen Kontexten (wie „Hans träumt von Odysseus“, „Nixon erinnert sich an Eisenhower“ oder „Eva glaubt, daß Sokrates ein lebender Philosoph sei“) durchaus sinnvoll einfügen.

Ist a ein solcher bezugsloser Name, so kann aber das Prinzip $A[a] \supset \forall xA[x]$ nicht gelten und ebensowenig $\wedge xA[x] \supset A[a]$.

Wenn man nun U als Menge der „möglichen Objekte“ ansieht⁵ und eine nichtleere Teilmenge U' von U als „existierende Objekte“ auszeichnet, so kann man eine Konstante E der Kategorie $\sigma(\nu)$ verwenden, für die gilt:

⁴ Vgl. dazu Montague [70], S. 387. Die Definitionen von Negation und Konjunktion hat A. Tarski in [23] angegeben.

⁵ Dieses Redeweise ist sehr problematisch, weil „möglich“ kein Adjektiv, sondern ein Satzadverb ist. Das im folgenden skizzierte Vorgehen läuft

e) $M(E) = U'$

und durch

h) $\wedge .x^v A[x^v] := \wedge x (E(x^v) \supset A[x^v])$ und

i) $\vee .x^v A[x^v] := \neg \wedge .x^v \neg A[x^v]$

Quantoren definieren, die sich nur auf existierende Objekte aus U' beziehen. Es gilt dann

$A[a] \wedge E(a) \supset \vee .x A[x]$, aber nicht $A[a] \supset \vee .x A[x]$, und

$\wedge .x A[x] \wedge E(a) \supset A[a]$, aber nicht $\wedge .x A[x] \supset A[a]$.

3.2.1.3 Intensionen

Wir betrachten nun auch die Zuordnung von Intensionen zu den Ausdrücken von L und gehen dazu von L_1 zu L über. L läßt sich also als eine typenlogische *Modalitätensprache* kennzeichnen. Im Aufbau einer Semantik für eine solche intensionale Sprache ist der entscheidende Fortschritt für die Entwicklung einer logischen Grammatik zu sehen. Da die natürlichen Sprachen sehr reich sind an intensionalen Kontexten, stellt eine extensionale Logiksprache kein geeignetes Instrument für ihre Analyse dar.

Die Intension eines Ausdrucks wird nach R. Carnap als diejenige Funktion verstanden, die seine Extension in Abhängigkeit von den möglichen Welten festlegt.⁶ Eine Welt ist bestimmt durch die Menge ihrer Objekte und durch deren Attribute. Liegt also fest, welches Attribut ein Prädikat bedeutet, so liegt auch für jede Welt sein Umfang fest.

Es gilt aber auch die Umkehrung, wenn man Attribute so versteht, daß sie sich nur dann unterscheiden, wenn sie in mindestens einer Welt verschiedene Umfänge haben. So verstandene Attribute sind die Carnapschen Intensionen der Prädikate. Wie steht es nun mit den Objekten der verschiedenen möglichen Welten?

Offenbar existieren nicht alle Objekte, die es in einer Welt gibt, auch in allen anderen. Gibt es aber überhaupt ein Objekt, das in mehreren Welten zugleich existiert? Nach welchen Kriterien kann man von einem

einfach darauf hinaus, den bezugslosen Namen einen Bezug zuzuordnen, aber zwischen den in einer Welt existierenden Objekten, bzw. den Objekten, auf die sich die gebundenen Variablen einer Interpretation beziehen, und anderen Objekten zu unterscheiden.

⁶ Vgl. dazu den Abschnitt 2.1.5.

Objekt a in der Welt i und einem Objekt b in der Welt j sagen, sie seien identisch? Oder besteht zwischen den Objekten verschiedener Welten keine Identität, sondern nur eine Ähnlichkeit oder Entsprechung?

Diese Probleme sind in der einschlägigen Literatur sehr ausführlich diskutiert worden. Es gibt im wesentlichen drei Ansätze:

1. Der einfachste Ansatz, den wir im folgenden verwenden, besteht darin, daß man die Objekte als Individuen auffaßt, die man unabhängig von ihren Attributen identifizieren und unterscheiden kann. Dann kann es dieselben Objekte in verschiedenen Welten geben. Wir werden sogar allen Welten dieselbe Menge U möglicher Objekte zugrundelegen. Das gibt uns immer noch die Möglichkeit, die Mengen U_i der in den Welten i existierenden Objekte zu unterscheiden, so daß es auch in verschiedenen Welten verschiedene (existierende) Objekte geben kann.

2. Der zweite Ansatz geht von dem Gedanken aus, daß wir die Objekte immer nur nach Maßgabe ihrer Attribute identifizieren oder unterscheiden können. Tatsächlich verwenden wir ja auch die Konstanz der *essentiellen* Attribute als Kriterien für die Identität von Objekten. Ein Objekt, das in einer Welt ein Planet ist, kann mit einem Objekt, das in einer anderen Welt ein Kaninchen ist, nicht identisch sein. An die Stelle des Leibnizprinzips, daß in einer Welt ein Objekt a mit einem Objekt b identisch ist genau dann, wenn beide genau dieselben Eigenschaften haben, hat also für verschiedene Welten ein Kriterium der „trans-world-identity“ zu treten. Wird z. B. ein physikalisches Objekt a im Zeitpunkt t_1 beobachtet, ein Objekt b im Zeitpunkt t_2 , so sagen wir, a sei mit b identisch genau dann, wenn beide durch eine „Weltlinie“, d. h. eine Bahnkurve im Raum-Zeit-Kontinuum verbunden sind. Wenn man also den verschiedenen Werten eines Zeitparameters verschiedene Welten zuordnet, so ist für die Identität zweier Objekte derselben Welt allein entscheidend, ob sie die gleiche Lage im Raum haben, für die Identität zweier Objekte in verschiedenen Welten, ob es eine Weltlinie gibt, die sie verbindet.

Man kann aber auch dann am ersten Ansatz festhalten, wenn man anerkennt, daß für die Identität zweier Objekte die Gemeinsamkeit essentieller Eigenschaften ein notwendiges Kriterium ist. Denn man kann sagen, diese Gemeinsamkeit sei kein definierendes Kriterium, sondern die Identität sei ein Grundbegriff. Man könnte ferner annehmen, die Identität der Objekte in verschiedenen Welten sei durch andere

essentielle Eigenschaften garantiert, als sie in der Sprache L formuliert werden.

Und endlich kann man auch gewisse Prädikate von L als essentiell charakterisieren, indem man ihnen in allen Welten dieselbe Extension zuordnet.

3. Der dritte Ansatz besteht darin, jeder Welt einen eigenen Objektbereich zuzuordnen, so daß kein Objekt in mehreren Welten vorkommt. Dann tritt an die Stelle der *trans-world-identity* eine *counterpart-relation*, eine Relation der Entsprechung zwischen Objekten verschiedener Welten nach Maßgabe der Analogie der Rollen, die sie in verschiedenen Welten spielen.

In jedem Fall ist eine Relation der direkten oder zwischenweltlichen Identität oder der Korrespondenz zwischen den Objekten verschiedener Welten notwendig, damit die Definition der Intensionen adäquat wird: Bezeichnet z. B. der Name a in verschiedenen Welten i ganz verschiedenartige Objekte α_i die nichts miteinander zu tun haben, so kann man die Funktion $f(i) = \alpha_i$ auch im weitesten Sinn nicht als Bedeutung oder Sinn von a ansehen.⁷

Es sei im folgenden I eine Menge von Welten mit dem gemeinsamen nichtleeren Bereich U möglicher Objekte und den Bereichen U_i existierender Objekte ($i \in I$), so daß gilt $U_i \subset U$. Wir wollen die Eigennamen als Standardnamen im Sinn von 2.1.5 deuten, d. h. ihnen in allen Welten denselben Bezug zuordnen. Nach der Idee von Carnap wird jedem Term A von L eine Extension $E_i(A)$ zugeordnet ($i \in I$), und die Intension von A – objektsprachlich dargestellt durch $\mu(A)$ – ist der Wertverlauf $\lambda^* i E_i(A)$. „ λ^* “ sei, im Unterschied zu dem objektsprachlichen Symbol „ λ “, das metasprachliche Zeichen für Funktionalabstraktion.

Die Extension eines Funktionsausdrucks, wie z. B. „Es ist notwendig, daß p “, hängt oft nicht nur von der Extension, sondern von der Intension der Argumente ab. Wir ordnen dann der Argumentstelle des Funktors „Es ist notwendig, daß –“ anstelle der Kategorie σ für Sätze die Kategorie $\iota(\sigma)$ für Propositionen (als Satzintensionen) zu. Da wir aber in L die Intension von „ p “ durch „ $\mu(p)$ “ ausdrücken können, können wir auch im Sinn Freges (vgl. 2.1.4) sagen, daß die Extensionen von Funktionsausdrücken immer nur von der Extension ihrer Argumente abhängen,

7 Zur Counterpart-Theorie vgl. D. Lewis [68].

wenn wir für „Es ist notwendig, daß p“ schreiben „Es ist notwendig $\mu(p)$ “. Man kann das Wort „daß“ oft als umgangssprachliches Äquivalent von „ μ “ (in Anwendung auf Sätze) auffassen. Bei diesem Vorgehen muß man aber eigene Extensionen vom Typ $\iota(\tau)$ einführen:

Wir ergänzen die Bestimmung 3.2.1.2.1 durch:

$$d) E_{\iota(\tau), U} = E_{\tau, U}$$

und definieren:

3.2.1.3.1 Eine *intensionale Interpretation* von L über dem (nicht-leeren) Weltbereich I mit dem Objektbereich U und den (nichtleeren) Bereichen U_i mit $U_i \subseteq U$ ist eine zweistellige Funktion $M_i(A)$, so daß für alle $i \in I$ gilt:

- a) $M_i(a) \in E_{\tau, U}$ für alle Konstanten a von L der Kategorie τ .
- b) $M_i(a) = M_j(a)$ für alle Konstanten a der Kategorie ν und alle $j \in I$.
- c) $M_i(F(a)) = M_i(F)(M_i(a))$ für alle nach 3.2.1.1.1-b gebildeten Terme.
- d) $M_i(a \equiv b) = w$ genau dann, wenn $M_i(a) = M_i(b)$, für alle nach 3.2.1.1.1-c gebildeten Terme.
- e) $M_i(E) = U_i$, wo E eine Konstante der Kategorie $\sigma(\nu)$ ist.
- f) $M_i(\lambda x A[x])$ ist jene Funktion f aus $E_{\tau(\varrho), U}$, für die gilt: $f(M'_i(b)) = M'_i(A[b])$ für alle M'_i mit $M'_i \bar{\varepsilon} M$ und $M'_i(b) = M_i(b)$ für alle $j \in I$; der Term $\lambda x A[x]$ sei nach 3.2.1.1.1-d gebildet, und die Konstante b der gleichen Kategorie wie x komme in $\lambda x A[x]$ nicht vor.
- g) $M_i(\mu(A)) = \lambda^* i M_i(A)$ ⁸
- h) $M_i(\delta(A)) = M_i(A)(i)$.

$M' \bar{\varepsilon} M$ besagt nun, daß sich die intensionalen Interpretationen M, M' höchstens bzgl. der Werte $M_i(b)$ und $M'_i(b)$ für beliebig viele $i \in I$ unterscheiden.

$M_i(A)$ ist die *Extension* des Terms A in der Welt i, $\lambda^* i M_i(A)$ seine *Intension*.

Die Definition 3.2.1.3.1 bedarf noch zweier Erläuterungen:

1. Wenn die Variable x in $\lambda x(A[x])$ nicht im Bereich eines Vorkommnisses von μ steht, so kann man auch definieren: $M_i(\lambda x A[x])$ ist jene Funktion f aus $E_{\tau(\varrho), U}$, für die gilt $f(M'_i(b)) = M'_i(A[b])$ für alle M'

⁸ Wegen $\lambda^* i M_i(A) \neq \lambda^* i(\lambda^* i M_i(a))$ haben die Ausdrücke $\mu(A)$ und $\mu(\mu(A))$ nicht die gleiche Extension. Daß diesem formalen Unterschied evtl. keine relevanten natursprachlichen Bedeutungsunterschiede entsprechen, ist kein Einwand gegen die Interpretation von $\mu(A)$.

mit $M' \bar{\varepsilon} M$; denn es ist dann für alle M', M'' mit $M' \bar{\varepsilon} M, M'' \bar{\varepsilon} M$ und $M'_i(b) = M''_i(b)$: $M'_i(A[b]) = M''_i(A[b])$. Das gilt aber nicht, wenn $\lambda x A[x]$ z.B. der Ausdruck $\lambda x \nu G^{\sigma(\iota(\sigma))}(\mu(F^{\sigma(\nu)}(x^\nu)))$ ist, für den $\mu(F(a))$ auch von der Intension von a , d.h. von den Werten $M_j(a)$ mit $j \neq i$ abhängen kann, wenn sie auch nicht in jedem Fall von diesen Werten abhängen muß.

Besteht nun eine solche Abhängigkeit, so hat der Ausdruck $\lambda x G(\mu(F(x)))$, der ja als Funktion aus $E_{\sigma(\nu), U}$ interpretiert werden soll, keinen vernünftigen Sinn. Man kann aber die Bildung der Terme $\lambda x A[x]$ nicht auf solche Fälle beschränken, in denen x nicht im Bereich eines Vorkommnisses von μ steht. Denn es gibt auch Interpretationen von G und F , für die der Wahrheitswert von $G(\mu(F(a)))$ nicht von der Intension, sondern nur von der Extension von a abhängt. Solche Kontexte sind z. B. deontische Kontexte wie $O(\mu(F(a)))$ ($F(a)$ ist geboten).⁹ In solchen Kontexten kann man auf die Bildung von Termen wie $\lambda x A[x]$, $\wedge x A[x]$, $\vee x A[x]$ nicht verzichten. Syntaktisch muß man also die Bildung von Termen $\lambda x A[x]$ allgemein zulassen, und man muß sie dann so interpretieren, daß sie den normalen Sinn haben, wenn die fragliche Abhängigkeit nicht besteht. Das leistet aber die Bedingung (f). Besser läßt sich das Problem bei Verwendung partieller Interpretationen lösen.¹⁰

2. Den Operator δ benötigt man, um z. B. den Term $\lambda x^{\iota(\nu)} G^{\sigma(\iota(\sigma))}(\mu(F^{\sigma(\nu)}(\delta(x^{\iota(\nu)})))$ bilden zu können, und damit den Satz $\wedge x G(\mu(F(\delta(x))))$ – für alle Intensionen x vom Typ $\iota(\nu)$ gilt, daß G , angewandt auf die Intension von F , angewandt auf die Extension von x , wahr ist. Während $\lambda x G(\mu(F(x)))$ eine Funktion aus $E_{\sigma(\nu), U}$ ist, ist $\lambda x G(\mu(F(\delta(x))))$ eine Funktion aus $E_{\sigma(\iota(\nu)), U}$.

In L kann man nun zusätzlich zu den Definitionen aus 3.2.1.3 Modaloperatoren definieren, wie z. B.

$NA := \mu(A) \equiv \mu(\wedge x \nu (x^\nu \equiv x^\nu))$ (Es ist notwendig, daß A)

$MA := \neg N \neg A$ (Es ist möglich, daß A)

⁹ Vgl. dazu Kutschera [73a], Kap. 1.

¹⁰ Montague interpretiert in [70] auch Variablen im Sinn der Bedingung (a) und fordert in (d) anstelle von $M_i(b) = M_j(b)$ für alle $j \in I$, daß $M_j(b) = M_j(x)$ gelten soll für alle $j \neq i$. Das führt aber dazu, daß so einfache logische Gesetze wie $\lambda x A[x] \equiv \lambda y A[y]$ nicht mehr gelten.

3.2.1.4 Pragmatische Bezüge

Bisher haben wir eine (deskriptive) Semantik von *Ausdrücken* aufgebaut. In diesem Abschnitt sollen nun auch *Äußerungen* (deskriptiv) semantisch charakterisiert werden. Die Semantik kann sich nicht allein auf Ausdrücke beziehen, sondern muß Äußerungen einbegreifen, denn die Bedeutung einer Äußerung fällt, wie wir schon in 1.1 und im 2. Kapitel betont haben, keineswegs immer mit der Bedeutung des geäußerten Ausdrucks zusammen, sondern wird oft durch die pragmatischen Umstände der Äußerung genauer bestimmt. Das zeigt sich z. B. darin, daß man nicht dem Ausdruck sondern erst der Äußerung eine bestimmte Extension zuordnen kann. Wir haben dieses Phänomen früher am Beispiel der Indexausdrücke und am Beispiel von deskriptiven Prädikaten illustriert.

Nach Montague kann man die relevanten pragmatischen Parameter einer Äußerung in dem Index j zusammenfassen (j ist also ein n -tupel von Parametern), dem *Bezugspunkt* (*point of reference*) der Äußerung. Die Menge dieser Bezugspunkte sei J . Man kann dann entweder nach Y. Bar-Hillel Äußerungen als Paare $\langle A, j \rangle$ eines Ausdrucks A und eines Index j auffassen und solchen Paaren Extensionen und Intensionen zuordnen; oder man nimmt den Parameter j als zusätzliches Argument in die Interpretation M oder M_i von Ausdrücken auf. Beide Ansätze sind gleichwertig.

Wir definieren:

Eine *pragmatische extensionale Interpretation* von L_1 über dem (nichtleeren) Objektbereich U und der (nichtleeren) Indexmenge J ist eine zweistellige Funktion $M_j(x)$, so daß $M_j(x)$ für alle $j \in J$ eine extensionale Interpretation von L_1 über U im Sinne von 3.2.1.2.2 ist.

Entsprechend werden pragmatische intensionale Interpretationen definiert.

Wir bezeichnen $M_{i,j}(A)$ als *Extension der Äußerung* $\langle A, j \rangle$ bzgl. i und $\lambda^* i M_{i,j}(A)$ als *Intension der Äußerung* $\langle A, j \rangle$. Und wir nennen $\lambda^* j M_{i,j}(A)$ die *Extension des Terms* bzgl. i und $\lambda^* i j M_{i,j}(A)$ die *Intension des Terms* A .

Ist ein Term A nicht vom pragmatischen Kontext abhängig, so ist $M_j(A) = M_j'(A)$, bzw. $M_{i,j}(A) = M_{i,j'}(A)$ für alle $j, j' \in J$. Es sind dann die

Extensionen ebenso wie die Intensionen aller Äußerungen von A gleich. Die Extension von A ist die Funktion mit dem konstanten Wert $M(A) = M_j(A)$, und entsprechend für Intensionen.

Das Problem der Anwendung dieses Schemas für pragmatische Interpretationen liegt darin, ob und wie man die Menge der im Index j zu berücksichtigenden pragmatischen Parameter sinnvoll abgrenzen kann. Sprecher, Angesprochene(r), besprochene Personen oder Objekte (als Bezüge der Personalpronomina der 3. Person oder von Demonstrativpronomina), Ort und Zeit der Äußerung werden sicher dazu gehören, aber das genügt in der Regel nicht, wie das früher diskutierte Beispiel für die Abhängigkeit der Bedeutung auch deskriptiver Ausdrücke vom pragmatischen Kontext zeigt.

Mit dieser Charakterisierung einer intensionalen Logiksprache wollen wir uns hier begnügen. Für eine Anwendung der intensionalen Logik zur Analyse umgangssprachlicher Sätze wären noch Ergänzungen nötig, wie z. B. die Einführung partieller Interpretationen zur Behandlung syntaktisch wohlgeformter aber bedeutungsloser Ausdrücke, oder die Einführung nichtnormaler (logisch unmöglicher) Welten zur Darstellung eines engeren Bedeutungsbegriffs als dem der Intension.

Nachdem wir aber solche logischen Analysen nicht systematisch durchführen werden, genügt hier die gegebene Skizze einer intensionslogischen Sprache. Sie macht deutlich, wie eine solche Sprache syntaktisch und semantisch präzise aufgebaut werden kann, und nur darum geht es uns in diesem Kapitel. Für weitere Details muß auf die einschlägige Literatur verwiesen werden.¹¹

3.2.2 Logische Analyse natursprachlicher Sätze

Wir wollen nun an einigen Beispielen zeigen, wie natursprachliche Sätze logisch zu analysieren sind. Dabei beschränken wir uns zunächst auf eine Analyse der *logischen Form* solcher Sätze. D. h. wir beziehen uns bei der Analyse nicht auf eine Interpretation M der Logiksprache L,

11 Für partielle Interpretationen vgl. Kutschera [74]. Für anormale Welten vgl. Montague [70]. Für die intensionale Logik insgesamt vgl. Cresswell [73].

sondern ordnen einem Satz A des Deutschen einen analysierenden Satz B von L zu, der bei passender Interpretation von L mit A bedeutungsgleich ist. Das läuft darauf hinaus, daß wir nur die Struktur von A mit den logischen Kategorien nach 3.2.1.1 beschreiben.¹²

Um die logische Struktur von A direkt durch einen Satz von L angeben zu können, setzen wir fest, daß die Buchstaben

a,b,c,d	Konstanten und
x,y,z	Variablen der Kategorien ν
p,q	Konstanten und
r,s	Variablen der Kategorien σ
F,G,H,I	Konstanten und
f,g,h	Variablen der Kategorien $\sigma(\nu), \sigma(\nu, \nu), \dots, \sigma(\iota(\nu)), \dots,$ $\sigma(\sigma), \dots, \sigma(\iota(\sigma)), \dots, \sigma(\nu, \sigma), \dots,$
U,V	Konstanten und
u,v,	Variablen der Kategorien $\nu(\nu), \nu(\nu, \nu), \dots, \nu(\iota(\nu)), \dots,$
M,N	Konstanten der Kategorien $\sigma(\sigma(\nu)), \sigma(\nu, \sigma(\nu)), \sigma(\sigma, \nu(\nu)),$ $\sigma(\iota(\sigma(\nu))), \dots,$
T,W	Konstanten der Kategorien $\nu(\sigma(\nu)), \nu(\nu(\nu)),$ $\nu(\nu, \sigma(\nu)), \dots$ sind.

Diese Festlegungen genügen, um die Kategorien der Konstanten in den folgenden Kontexten zu ermitteln. Wir schreiben, wie das in 3.2.1 erörtert wurde, " $\sigma(\nu, \nu)$ " für " $(\sigma(\nu))(\nu)$ " und " $F(a,b)$ " für " $(F(a))(b)$ ", und analog für andere mehrstellige Kategorien und Prädikate.

Um die folgenden Beispiele in eine gewisse Systematik zu bringen, gehen wir die in 3.1 referierten Kategorien der traditionellen Grammatik durch und zeigen, wie sie sich aus der Sicht der logischen Grammatik darstellen. Dabei verwenden wir der Übersichtlichkeit wegen auch die in 3.2.1 definierten logischen Operatoren.

Betrachten wir zunächst die traditionelle Wortlehre. Wenn wir die Wortarten im Hinblick auf die in ihnen vorkommenden logischen Kategorien untersuchen, so zeigt sich folgendes:

1. *Substantive*: Eigennamen sind Namen im logischen Sinne. Dabei gehören auch die Artikel vor Eigennamen zu diesen („Die Zugspitze“,

¹² Solche logischen Kategorien sind zuerst von K. Ajdukiewicz und St. Leśniewski entwickelt worden. Für grammatikalische Zwecke werden sie auch in Bar-Hillel [53] und [60b], in Curry [61] und in Lambek [61] angewendet.

„Der Mond“). Gattungswörter sind hingegen Prädikate, meist einstellige Prädikate wie „Mensch“ (Kategorie $\sigma(\nu)$), aber auch mehrstellige Prädikate, wie „Geschenk von – an“ (Kategorie $\sigma(\nu, \nu, \nu)$), Prädikatenprädikate wie „Sportart“ (Kategorie $\sigma(\iota(\sigma(\nu)))$), Satzprädikate wie „Überraschung“ (Kategorie $\sigma(\iota(\sigma))$) und Funktionsausdrücke wie „Inhalt“ (Kategorie $\nu(\nu)$). Kollektiva sind einstellige Prädikate, die auf Namen für Aggregate von Objekten angewandt werden, und auch Stoffnamen sind einstellige Prädikate.

Für die folgenden Beispielsätze ergeben sich daraus die nachstehenden analysierenden Ausdrücke von L:

- 1) Sokrates ist ein Mensch – $F(a)$ ¹³.
 - 2) Diese Vase ist ein Geschenk von Fritz an Hans – $F(a, b, c)$.
 - 3) Daß Fritz kommt, ist eine Überraschung – $G(\mu(F(a)))$.
 - 4) Schifahren ist eine Sportart – $M(\mu(F))$.
 - 5) Diese Kugel ist aus Gold – $F(a)$.
 - 6) Der Inhalt dieser Flasche ist Wasser – $F(U(a))$.
2. *Verben*: Auch Verben sind Prädikate, vorwiegend ein- oder mehrstellige Prädikate der Kategorie $\sigma(\nu, \dots, \nu)$, wie „turnen“ ($\sigma(\nu)$), „liegen zwischen-und“ ($\sigma(\nu, \nu, \nu)$), aber auch Prädikate der Kategorien $\sigma(\nu, \iota(\sigma))$ und $\sigma(\nu, \iota(\sigma(\nu)))$ wie „glauben“ und „können“.

Reflexive Verben wie „sich sorgen“, „sich kümmern“, „sich beeilen“, „sich freuen“, usw., die eine feste Verbindung mit dem Reflexivpronomen eingegangen sind, zählen als einstellige Prädikate. Unpersönliche Verben wie „regnen“, „donnern“, etc., die nur in Zusammensetzung mit dem Pronomen „es“ vorkommen, lassen sich nicht als einstel-

13 Der prädikative Charakter von Gattungswörtern wird sprachlich in Sätzen deutlich, in denen ein solches Wort ein Bestandteil des grammatischen Prädikats ist, wie in (1), nicht aber in Sätzen, in denen das Gattungswort Satzsubjekt ist, wie in „Der Mensch ist sterblich“. Hier hat oberflächlich betrachtet „Der Mensch“ die gleiche Stellung wie der Name „Sokrates“ in (1). Daher hat man auch manchmal dem Substantiv generell den prädikativen Charakter abgesprochen und (1) gedeutet als Gleichsetzung des Sokrates mit einem Menschen, so daß „ist“ (im Sinn der Identität) allein das Prädikat wäre (vgl. dazu 3.1.2, Anm. 26). Diese Auffassung ist aber, wie wir gesehen haben, nicht haltbar. Man wird umgekehrt vielmehr auch Gattungswörter als Satzsubjekte prädikativ deuten müssen, wie das in folgender Formulierung des zweiten Satzes deutlich wird: „Für jedes Ding gilt: Wenn es ein Mensch ist, dann ist es sterblich.“

lige Prädikate ansprechen, sondern nur als Satzkonstanten. Das Pronomen „es“ vertritt hier ja nicht einen Eigennamen, denn es ist sinnlos zu fragen „Was regnet?“ oder „Was donnert?“¹⁴

7) Fritz turnt – $F(a)$.

8) Klais liegt zwischen Garmisch und Mittenwald – $F(a,b,c)$.

9) Fritz glaubt, daß es regnet – $F(a, \mu(p))$.

10) Fritz kann Tennis spielen – $M(a, \mu(F))$.

11) Fritz jagt einen Hasen – $\forall x(F(x) \wedge G(a,x))$ oder $M(a, \mu(F))$.

Die erste Leseart besagt, daß es einen bestimmten Hasen gibt, den Fritz jagt. Die zweite Leseart sagt, hingegen, daß Fritz auf Hasenjagd ist, d. h. er will nicht einen bestimmten Hasen, sondern nur irgendeinen Hasen erlegen. In diesem Sinn ist „jagen“ ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \iota(\sigma(\nu)))$.

12) Fritz will einen Fisch fangen und ihn essen – $I(a, \mu(\forall x(F(x) \wedge G(a,x) \wedge H(a,x)))$.¹⁵

„Wollen“ ist hier ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \iota(\sigma))$. Der Bezug zwischen „ihm“ und „einem Fisch“ ist durch die Variable x hergestellt. Würde man „wollen“ als Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \iota(\sigma(\nu)))$ ansehen und den Satz als Konjunktion von „Fritz will einen Fisch fangen“ und „er will ihn essen“, so bliebe dieser Bezug offen, falls Fritz nicht einen bestimmten Fisch fangen will.

3. *Adjektive*: Adjektive sind ebenfalls Prädikate, meist einstellige Prädikate der Kategorie $\sigma(\nu)$ wie „groß“, „schwer“, „rot“, oder der Kategorie $\sigma(\nu, \nu)$ wie „größer als“, „freundlich zu“, aber auch Prädikate der Kategorien $\sigma(\iota(\sigma))$ wie „angenehm“ (angewandt auf Sachverhalte) oder $\sigma(\iota(\sigma(\nu)))$ wie „schnell“, „vorsätzlich“.

13) Hans ist größer als Fritz – $F(a,b)$.

14) Es ist angenehm, daß die Sonne scheint – $G(\mu(F(a)))$.

15) Hans läuft schnell – $\forall f(M(f) \wedge f(a) \wedge N(f))$.

Das Adjektiv „schnell“ bezieht sich hier nicht auf den Sachverhalt, daß Hans läuft – wir können also nicht schreiben $G(\mu(F(a)))$; nicht der Sachverhalt ist schnell, sondern die Tätigkeit des Laufens. Man kann aber auch nicht schreiben $M(\mu(F))$, da der Satz auch beinhaltet, daß Fritz läuft. Der Satz ist also zu analysieren im Sinn von „Fritz übt eine

¹⁴ Vgl. dazu Grebe [66], S. 457 ff., 472.

¹⁵ Dieses Beispiel diskutiert Montague in [70a].

Tätigkeit des Laufens aus (M) und diese Tätigkeit ist schnell (N)“.

4. *Artikel*: Artikel haben je nach dem Kontext, in dem sie stehen, ganz verschiedene Funktionen: Bestimmte Artikel sind Bestandteile von Namen („Die Zugspitze“), sie drücken Numerus und Kasus des Substantivs aus (das wird insbesondere im Deutschen wichtig, wo die Deklinationsendungen im Abbau begriffen sind),¹⁶ sie dienen als Indexausdrücke oder als Ausdrücke der Kennzeichnung („Der Vater von Fritz“ im Sinn von „Derjenige, der Vater von Fritz ist“) und sind dann Ausdrücke der Kategorie $\nu(\sigma(\nu))$ oder, bei Kennzeichnung einstelliger Begriffe der Kategorie $\sigma(\nu, \sigma(\sigma(\nu)))$, oder als Ausdruck der Generalisierung („Der Löwe ist ein Säugetier“ im Sinne von „Alle Löwen sind Säugetiere“) und sind dann Ausdrücke der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$.¹⁷

Der unbestimmte Artikel dient vor allem zum Ausdruck der Partikularisierung („Ein Schlosser kam“) – dann sind sie Ausdrücke der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$ – aber auch zum Ausdruck der Generalisierung („Ein Löwe ist ein Säugetier“ im Sinn von „Alle Löwen sind Säugetiere“) – dann haben sie die gleich Kategorie – und mit der Kopula zusammen zum Ausdruck der prädikativen Verwendung von Substantiven („Fritz ist ein Gärtner“) – dann haben sie keine eigene semantische Funktion, sondern dienen als Bindemittel.¹⁸

16) Der Hund von Fritz ist verletzt – $F(\iota x(H(x) \wedge G(x, a)))$.

17) Der (ein) Löwe ist ein Säugetier, oder: (Alle) Löwen sind Säugetiere – $\wedge x(F(x) \supset G(x))$.

18) Ein Schlosser kommt – $\forall x(F(x) \wedge G(x))$.

19) Fritz ist ein Gärtner – $F(a)$.

16 Vgl. dazu Grebe [66], S. 176. Dort wird auf S. 152 ff. auch die Entstehung des Artikels durch die Verwischung der Deklinationsendungen erklärt. Wenn man z. B. sagt „Ich ziehe Wein Wasser vor“, so ist das zweideutig, da die Argumente von „vorziehen“ durch die Kasus als Dativ- und Akkusativobjekt unterschieden werden, Akkusativ und Dativ von „Wein“ und „Wasser“ aber gleich lauten. Hier werden deshalb Artikel gebraucht, um die Sätze „Ich ziehe dem Wein (das) Wasser vor“ und „Ich ziehe (den) Wein dem Wasser vor“ zu unterscheiden.

17 Die Wörter „der“, „die“, „das“ dienen auch als Relativpronomina. In diesem Sinn werden sie unten behandelt.

18 Die Wörter „ein“, „eine“ dienen auch als Zahlwörter, vgl. unten.

5. *Pronomina: Personalpronomina* vertreten Eigennamen, die im betreffenden Kontext bereits angeführt wurden, oder die aus dem Äußerungskontext bestimmt sind („Fritz ist Student und er ist Jurist“, „Ich bin müde“) – in dieser Verwendung dienen sie als Eigennamen und lassen sich durch Eigennamen ersetzen – oder sie dienen wie Demonstrativa als Indexausdrücke, oder sie haben die gleiche Funktion wie Variablen in L, d. h. sie füllen die Argumentstelle eines Ausdrucks aus, der als Funktion dieser Argumente Argument eines anderen Ausdrucks ist.⁹ Dasselbe gilt für Reflexivpronomina, sofern sie nicht, wie bei den reflexiven Verben, feste Bestandteile der Verben sind. Auch das Personalpronomen „es“ kann, wie schon oben erwähnt wurde, als fester Bestandteil von unpersönlichen Verben vorkommen.

Reziproke Pronomina („sich“, „einander“, „gegenseitig“), die in Sätzen vorkommen wie „Fritz und Inge lieben sich (einander)“, „Hans und Fritz stehen nebeneinander“, „Max und Hans beschimpfen sich gegenseitig“, dienen der Verkürzung von Sätzen mit gleichen Prädikaten – die unverkürzten Sätze lauten „Fritz liebt Inge und Inge liebt Fritz“, „Hans steht neben Fritz (und Fritz steht neben Hans)“, „Max beschimpft Hans und Hans beschimpft Max“.

Demonstrativpronomina („dieser“, „jener“, „derjenige“, „derselbe“, „solche“, „selbst“, „selber“) dienen vor allem als Indexausdrücke. Daneben fungieren sie aber auch als Vertreter von Eigennamen wie Personalpronomina, wie z. B. in dem Satz „Bei dem Kampf zwischen Fritz und Hans wurde jenem das Nasenbein gebrochen, diesem der Unterkiefer“. Die Wörter „selbst“ und „selber“ dienen vor allem der Betonung, daß ein bestimmtes Ding und kein anderes gemeint ist, wie in „Hans selbst hat es gesagt“, „Hilf dir selbst“. In dieser Funktion dienen sie der Kundgabe („Meine Informationen sind authentisch“, „Ich werde dir nicht helfen“).

Relativpronomina („der“, „welcher“, „wer“) fungieren wie Variablen in Kennzeichnungsausdrücken („Der Mann, *der* mir begegnete“) oder wie Personalpronomina („Anna, *die* hereinkam, sah Fritz“ – hier ist der Attributsatz konjunktiv aufzufassen, d. h. im Sinne von „Anna kam herein und Anna sah Fritz“). Generalisierenden Charakter haben die Ausdrücke „wer“ und „was“ z. B. in den Sätzen „*Wer*

⁹ Vgl. z. B. den Satz (21) unten oder den Satz „Hans sieht einen Löwen und Fritz erlegt ihn“.

wagt, gewinnt“ (im Sinn von „Jeder, der wagt, gewinnt“) oder „Was rot ist, ist nicht grün“ (im Sinn von „Alles, was rot ist, ist nicht grün“). *Interrogativpronomina* („wer“, „welcher“) fungieren in Behauptungssätzen wie Relativpronomina. So läßt sich z. B. das Interrogativpronomen in dem Satz „Hans glaubte, *was* ihm Fritz erzählt hatte“ durch ein Relativpronomen ersetzen: „Hans glaubte das, *was* ihm Fritz erzählt hatte.“ Zu den *indefiniten Pronomina* rechnet man in der Grammatik Ausdrücke wie „alles“, „jeder“, „nichts“, „keiner“, „einer“, „einige“, „ein paar“, „mehrere“. All diese Wörter gehören zur Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$ wie die logischen Quantoren. Ferner zählen zu den indefiniten Pronomina auch die Ausdrücke „ein anderer“ und „beide“. Der Ausdruck „ein anderer“ läßt sich logisch wiedergeben durch eine Partikularisierung (so kann man z. B. den Satz „Fritz lobte Hans und *ein anderer* tadelte ihn“ wiedergeben durch „Fritz lobte Hans und es gibt einen Menschen, der von Fritz verschieden ist, und der Hans tadelte“). Dieser Ausdruck ist also von der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$. Der Ausdruck „beide“ vertritt zwei Eigennamen wie z. B. in „Fritz und Hans studieren Medizin und *beide* sind im 5. Semester“ (im Sinn von „Fritz studiert Medizin und Hans studiert Medizin und Fritz ist im 5. Semester und Hans ist im 5. Semester“).

Die *Possessivpronomina* („mein“, „dein“, „sein“, „unser“, „euer“, „ihr“) vertreten logisch gesehen Funktionsausdrücke (z. B. der Kategorie $\nu(\nu)$) oder Kennzeichnungen mit oder ohne eine zusätzliche, Eigentum, Ursprung oder sonstige Beziehungen ausdrückende Konstante („*Sein* Vater“ läßt sich wiedergeben durch „derjenige, der Vater von ihm ist“, „*Sein* Hut“ läßt sich ersetzen durch „Der Hut, der ihm gehört“), in denen dann nur mehr Personalpronomina vorkommen, die nach den obigen Überlegungen durch Eigennamen, bzw. Variablen zu ersetzen sind.

- 20) Fritz ist Student und er ist Jurist – $F(a) \wedge G(a)$.
- 21) Es ist ein Feigling, wer flieht – $\wedge x(F(x) \supset G(x))$.
- 22) Max lobt sich – $F(a,a)$.
- 23) Max und Manfred hassen einander – $F(a,b) \wedge F(b,a)$.
- 24) Wer wagt, gewinnt – $\wedge x(F(x) \supset G(x))$.
- 25) Der Mann, der Eva heiratet, ist ein Vetter von Max – $F(\iota x G(x,a),b)$.
- 26) Hans glaubt, was Max ihm erzählt – $F(a,\iota r G(b,r))$ – dabei ist r eine Variable der Kategorie $\iota(\sigma)$.

27) Nichts ist vollkommen – $\neg \forall x F(x)$.

28) Manche Logiker sind Philosophen – $\forall x (F(x) \wedge G(x))$.

29) Fritz ist Jurist und sein Vater ist Arzt – $F(a) \wedge G(U(a))$.

6. *Numeralia*: Kardinalzahlwörter („eins“, „zwei“, ...) treten vor allem in Verbindung mit Substantiven auf, wie in dem Satz „Auf dem Tisch liegen zwei Bücher“. In diesem Zusammenhang sind Kardinalzahlwörter von der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$.²⁰ In mathematischen Aussagen wie „ $2 + 2 = 4$ “ dienen die Kardinalzahlausdrücke hingegen als Namen für Zahlen, d.h. sie gehören zur Kategorie ν . Ordinalzahlwörter („der erste“, „der zweite“, ...) treten ebenfalls hauptsächlich in Verbindung mit Substantiven auf und haben dann die Kategorie $\nu(\sigma(\nu))$ wie in dem Ausdruck „Der erste Mensch, der den Mond betrat“. Wiederholungszahlwörter („einmal“, „zweimal“, ...) geben die Anzahl von gleichartigen Ereignissen an, wie in dem Satz „Max fiel dreimal durch die Prüfung“, sind also z. B. von der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$. Die unbestimmten Wiederholungszahlwörter („vielmals“, „manchmal“, „keinmal“, „mehrere Male“) sind von der gleichen Kategorie.

30) Zwei Bücher sind beschädigt – $M(\lambda x (F(x) \wedge G(x)))$.

31) Der dritte Teilnehmer ist Berliner – $F(T(G))$.

32) Manchmal regnet es – $M(F)$.

7. Adverbien:

Orts- und Zeitadverbien: Zeitangaben beziehen sich auf Ereignisse, sie drücken zeitliche Relationen zwischen Ereignissen aus (wie „zugleich“, „während“, „als“, „früher als“, „bevor“, „später als“, „nachher“, usw.). Zeitadverbien, die für solche zeitlichen Relationen stehen,

²⁰ Vgl. dazu die Darstellung von Anzahlaussagen mit Quantoren und der Identität z. B. in Kutschera [67], 3.1. Dort wird die Aussage, daß es (genau) zwei F-Dinge gibt – symbolisch $\forall^2 x F(x)$ – so dargestellt: $\forall xy (F(x) \wedge F(y) \wedge x \neq y) \wedge \wedge xyz (F(x) \wedge F(y) \wedge F(z) \supset x = y \vee x = z \vee y = z)$. In unserem Zusammenhang ist nicht wichtig, wie der Operator \forall^2 durch andere logische Operatoren definiert wird, sondern nur, daß es sich um einen Ausdruck handelt, der aus Prädikaten der Kategorie $\sigma(\nu)$, die man für $F(x)$ einsetzen kann, Sätze erzeugt; der also der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$ angehört.

sind also von der Kategorie $\sigma(\sigma, \sigma)$ – oder sie geben Zeitpunkte oder -räume an, in denen Ereignisse stattfinden oder stattgefunden haben („jetzt“, „heute“, „gestern“), bzw. Relationen zwischen solchen Zeitpunkten oder -räumen („vor“, „nach“, usw.) – dann kann man sie entweder als Satzoperatoren der Kategorie $\sigma(\sigma)$ darstellen oder als Namen für Zeitpunkte, bzw. -räume (Kategorie ν), die als Argumente der Prädikate fungieren, mit denen die fraglichen Ereignisse ausgedrückt werden, oder als Argument einer Relation zwischen Zeitpunkten und Ereignissen (Kategorie $\sigma(\nu, \sigma)$).

Bei der Darstellung von Zeitangaben als Namen für Zeitpunkte können Zeitadverbien auch als Quantoren fungieren wie „immer“, „nie“, „manchmal“, „häufig“, „mehrmals“, „seit“, „vor“, usw. und haben dann die Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$, sie können aber auch als Satzoperatoren (Kategorie $\sigma(\sigma)$) dargestellt werden. Für welche Darstellungsformen man sich entscheidet, hängt von deren allgemeiner Verwendbarkeit und systematischen Einfachheit ab und davon, wie weit man sich von der Sprache entfernen will. Die Darstellung mit Zeitparametern, wie sie z. B. in der physikalischen Sprache üblich ist, entfernt sich ziemlich weit von der natürlichen Sprache, ist aber systematisch einfach und universell verwendbar. Die Darstellung mit Satzoperatoren hingegen ist sprachnäher, insgesamt aber komplizierter.

Entsprechendes gilt für Ortsadverbien, wobei zu beachten ist, daß Ortsangaben sich nicht nur auf Ereignisse, sondern auch auf Objekte beziehen können.

Adverbien der Modalität: Sie haben ganz verschiedene Funktionen und dienen als Satzoperatoren (Kategorie $\sigma(\sigma)$) wie „vielleicht“, „glücklicherweise“, „möglichlicherweise“, „nicht“, „keinesfalls“, ferner als Ausdrücke der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$, wie „mindestens“, „höchstens“, oder als Satzoperatoren der Kategorie $\sigma(\sigma, \sigma)$, wie „sogar“, „auch“, „vielmehr“, und auch als unselbständige Bestandteile von Komparationsaussagen, wie „so“, „sehr“, „allzu“, „besonders“, oder endlich als Prädikate. So ist z. B. „gern“ ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \sigma(\nu))$, denn dieses Wort charakterisiert in dem Satz „Fritz singt gern“ nicht die Handlung, sondern eine Einstellung von Fritz zu der Handlung des Singens, so daß man diesen Satz auch wiedergeben kann durch „Fritz liebt es zu singen“.

Adverbien des Grundes: Sie sind Satzoperatoren der Kategorie

$\sigma(\sigma, \sigma)$ wie „deshalb“, „folglich“, „damit“, „andernfalls“, „gleichwohl“, „hierzu“, oder der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu), \nu)$ wie das instrumentale „mit“.

33) Gestern kam Hans – $F(a, b)$.

34) Bevor Fritz Max besucht, besucht er Hans – $G(\mu(F(a, b)), \mu(F(a, c)))$.

35) Das Auto wurde gestohlen, während Fritz schlief –

$N(\lambda x F(a, x), \lambda x G(b, x))$.

Der Satz besagt, daß das Zeitintervall, in dem das Auto gestohlen wurde, in dem Zeitintervall liegt, in dem Fritz schlief. „Während“ ist also hier ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu), \sigma(\nu))$.

36) Vielleicht ist Fritz krank – $F(a, \mu(G(b)))$.

Obwohl „vielleicht“ ein Ausdruck ist, mit dem sich aus Sätzen neue Sätze bilden lassen, wird dieses Wort nicht deskriptiv verwendet (nicht der Sachverhalt, daß Fritz krank ist, wird durch „vielleicht“ charakterisiert), sondern dient zur Kundgabe und gibt den performativen Modus des Satzes an. Wir geben also eine Analyse einer performativen Version des Satzes an („Ich halte es für möglich, daß Fritz krank ist“).

37) Mindestens vier Bücher fehlen – $M(\lambda x (F(x) \wedge G(x)))$.

38) Fritz singt gern – $M(a, \mu(F))$.

39) Fritz kommt nicht, weil er krank ist – $H(\mu(\neg F(a), \mu(G(a))))$.

8. Präpositionen:

Sie sind entweder unselbständige Bestandteile von Prädikaten, wie „an“ in „Regensburg liegt an der Donau“, oder sie drücken wie Adverbien Zeit- und Ortsverhältnisse aus wie „binnen“, „um“, „außerhalb“, „hinter“, usw., oder Satzoperatoren der Kategorie $\sigma(\sigma, \sigma)$ wie „trotz“, „unbeschadet“, „außer“. Das instrumentale „mit“ ist, wie wir unten begründen werden, ein Funktor der Kategorie $\sigma(\nu, \sigma(\nu))$.

40) Regensburg liegt an der Donau – $F(a, b)$.

41) Außerhalb der Dienststunden ist das Gebäude geschlossen –
 $\wedge x (\neg F(x) \supset G(a, x))$.

9. Konjunktionen:

Konjunktionen sind vorwiegend Satzoperatoren der Kategorie $\sigma(\iota(\sigma))$ wie „notwendig“, „unwahrscheinlich“, „schwerlich“, „vermutlich“, oder solche der Kategorie $\sigma(\sigma, \sigma)$ wie „und“, „außerdem“, „desgleichen“, „nicht nur-sondern auch“, „oder“, „entweder-oder“,

„sonst“, „andernfalls“, „aber“, „wenn-dann“, „genau dann-wenn“, „sofern“, „also“, „folglich“, „darum“, „nämlich“, „zumal da“, „wo doch“, „denn“, „damit“, „so daß“. Daneben sind sie Ausdrücke für zeitliche Relationen wie „solange“, „während“, „nachdem“, oder unselbständige Bestandteile von Komparationen wie „so-wie“, „um so“, „je-desto“, „ebenso“, oder Bindemittel wie „daß“ und „ob“.

Dabei ist jeweils zu prüfen, ob die Konjunktionen (auch) im Sinn von performativen Operatoren verwendet werden (wie „vermutlich“) oder nicht (wie „notwendig“); im ersteren Fall ist eine explizit performative Version des Satzes logisch zu analysieren.

42) Eva ist jung und schön – $F(a) \wedge G(a)$.

43) Fritz fährt entweder nach Rom oder nach Neapel –
 $\neg F(a,b) \equiv F(a,c)$.

44) Max fragt, ob er gehen darf – $F(a, \mu(M(a, \mu(G))))$.

45) So oft Fritz ihn ruft, kommt Max – $\wedge x(F(a,b,x) \supset G(b,x))$.

Wenn wir so die Wortarten auf die logischen Kategorien der unter sie fallenden Ausdrücke durchmustern, so sehen wir, daß keinerlei Parallelität zwischen Wortarten und logischen Kategorien besteht. Diese kurzen Überlegungen unterstreichen damit auch noch einmal die Uneinheitlichkeit der grammatischen Funktionen der Ausdrücke, die traditionell unter ein und dieselbe Wortart zusammengefaßt werden.

Betrachten wir nun die *Flexion* unter dem Gesichtspunkt der logischen Analyse:

Das *Genus* der Substantive hat in der Regel keine eigenständige logische Funktion. Das grammatische Geschlecht der Wörter fällt nicht mit dem natürlichen Geschlecht der Gegenstände zusammen, die sie bezeichnen, bzw. die dem Umfang der Begriffe zugehören, die sie ausdrücken. Ursprünglich entstand das grammatische Geschlecht wohl durch die Übertragung der Unterscheidung „männlich“-„weiblich“ auf die Sachwelt, es richtet sich aber auch nach rein syntaktischen Prinzipien. So sind z. B. im Deutschen alle Wörter, die auf „-ling“ enden, männlich, alle Wörter die auf „-heit“ oder „-keit“ enden, weiblich. Das grammatische Geschlecht kann dem natürlichen auch widersprechen, wie z. B. in dem Ausdruck „das Weib“. So besteht die grammatische Funktion des Genus hauptsäch-

lich darin, über die Kongruenz die Zusammengehörigkeit von Ausdrücken im Satz deutlich zu machen, hat also die Funktion eines (häufig entbehrlichen) Bindemittels.²¹ Als *Bindemittel* bezeichnen wir diejenigen sprachlichen Hilfsmittel, mit denen gewisse Ausdrücke im Satz als zusammengehörig ausgezeichnet werden, die den Anwendungsbereich von Funktoren angeben, deren Argumente unterscheiden etc. – die also dazu dienen, aus einer Menge deskriptiver Wörter einen Satz zu bilden. In L sind das die Hilfszeichen (Klammerm und Kommata) sowie die Anordnung der Konstanten im Satz.

Gelegentlich hat das Genus aber auch noch eine semantische Funktion, wenn durch es allein Menschen oder Tiere als männlich oder weiblich charakterisiert werden.²² In diesen Fällen kann es durch eigene Konstanten wiedergegeben werden oder die semantische Bestimmung kann in die des Substantivs mit aufgenommen werden.

Die Formen des *Numerus* sind im Deutschen der Singular und der Plural. Im Indogermanischen gab es daneben noch den Dual als Sonderform zum Ausdruck der Zweizahl. Namen stehen sinngemäß immer im Singular. In den Sätzen von L stehen aber auch Gattungsnamen immer im Singular. Wir müssen also fragen, ob Sätze, die einen Plural enthalten, sich immer synonym in Sätze übersetzen lassen, die nur singularische Formen enthalten.

Der sprachliche Plural drückt aus, daß das Prädikat sich auf mehrere Dinge bezieht. Er kommt z. B. vor in folgenden Sätzen:

21 Das betont auch Johann Werner Meiner in seinem „Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre“, Leipzig 1781, in der Vorrede, S. XLVIII f.: „Hingegen, wenn in einer Sprache dem Bestimmungsworte keine gewisse und beständige Stelle angewiesen ist, wie in der lateinischen und griechischen Sprache, wo man das Bestimmungswort mit gleichem Rechte dem Substantivo bald vor- bald nachsetzen kann: dann wird es zweifelhaft, zu welchem von beiden Substantivis das dazwischen stehende Bestimmungswort gehöre, und dann ist es auch nötig, solches durch sichtbare und hörbare Zeichen zu verstehen zu geben. Dieses ist die wahre Veranlassung zu dem in den Sprachen vorhandenen Genere gewesen, und keineswegs das gedoppelte Thiergeschlecht, wie man bisher geglaubet hat.“ – Auf diese Stelle hat mich H. Brekle hingewiesen.

22 Vgl. dazu Lyons [69], S. 287. Lyons bringt dort Beispiele wie *le chat* (Kater) – *la chatte* (Katze), *ragazzo* (Junge) – *ragazza* (Mädchen).

- a) Fritz und Hans sind Fußballspieler.
- b) Einige Münchner sind Bayern.
- c) Die Franzosen schlugen die Preußen bei Jena.
- d) Fritz und Hans sind Brüder.
- e) Erna und Karl lieben sich.

In den Sätzen (a) bis (b) ist das Prädikat distributiv, d.h. es trifft auf jedes einzelne Ding zu, von dem im Satz die Rede ist. In diesem Sinn können wir diese Sätze in folgende Aussagen übersetzen, in denen nur der Singular vorkommt:

- a') Fritz ist ein Fußballspieler und Hans ist ein Fußballspieler.
- b') Für (mindestens) ein Ding gilt: Es ist ein Münchner und es ist ein Bayer.

In den Sätzen (c) bis (e) hingegen ist das Prädikat nicht distributiv, d. h. man kann diese Sätze nicht umformulieren in die Aussagen:

- c') Für jedes Ding x und für jedes Ding y gilt: Wenn x ein Franzose ist und y ein Preuße, so schlug x den y bei Jena.
- d') Fritz ist ein Bruder und Hans ist ein Bruder.
- e') Erna liebt sich und Karl liebt sich.

Mit (c) ist vielmehr gemeint, daß das französische Heer das preußische bei Jena schlug, d. h. wir müssen den Plural „die Franzosen“, bzw. „die Preußen“ ersetzen durch den Singular „das französische Heer“, bzw. „das preußische Heer“ und erhalten so als korrekte Übersetzung im Singular den Satz:

- c') Das französische Heer schlug das preußische Heer bei Jena.²³
- In den Sätzen (d) und (e) kommen hingegen mehrstellige Prädikate vor, die sprachlich konjunktiv aufgelöst werden.²⁴ Daneben treten in diesen Sätzen auch Verkürzungen auf. Daher lassen sich diese Aussagen wie folgt wiedergeben:

23 Hier wird deutlich, daß der Plural nicht immer zum Ausdruck der Mehrzahl verwendet wird, sondern auch zum Ausdruck von Kollektiven. Vgl. dazu auch Lyons [66], S. 281 f.

24 Es ist das eine, insbesondere in primitiven Sprachen häufig angewendete (wenn auch logisch unkorrekte) Methode, Relationen durch Konjunktionen wiederzugeben und z. B. den Satz „a liebt b“ darzustellen durch „a und b lieben“, oder den Satz „a gibt dem b ein Buch“ wiederzugeben durch „a schenkt und b empfängt und ein Buch wird geschenkt“.

d") Fritz ist Bruder von Hans (und Hans ist Bruder von Fritz).

e") Erna liebt Karl und Karl liebt Erna.

Diese Übersetzungen zeigen, daß der Plural keine eigenständige logische Funktion hat.

Die Funktion der *Kasus* besteht zunächst einmal darin, den Bezug zwischen den einzelnen Wörtern im Satz herzustellen. Über die Kongruenz, die sich auf Genus und Numerus bezieht, ist festgelegt, welche Adjektive zu welchen Substantiven gehören und welche Verben auf welche Substantive bezogen sind. Die Kasus bestimmen speziell, ob ein Substantiv als Satzsubjekt oder als Satzobjekt fungiert und unterscheiden die verschiedenen Satzobjekte. Diese Funktion wird in L von der Stellung der Terme im Satz übernommen. Während man z. B. neben „Erna liebt den Hans“ auch sagen kann „Den Hans liebt die Erna“, so daß hier durch den Kasus festgelegt werden muß, wer wen liebt, ist nach der Festlegung, daß in dem zweistelligen Prädikat „lieben (x,y)“ „x“ das Subjekt, „y“ das Objekt der Liebe vertritt, nur mehr die Form „lieben (Erna,Hans)“, aber nicht „lieben (Hans,Erna)“ möglich. Deswegen wird hier auch der Kasus überflüssig. In dem Ausdruck „Die Mutter des Vaters“ wird durch den Kasus bestimmt, welcher Teil Argument und welcher Teil Funktionskonstante ist, während diese Unterscheidung in der Sprache L durch Wortstellung und Klammern bewerkstelligt wird.

Logisch gesehen haben die Kasus also die Funktion, den Bezug der Ausdrücke im Satz zu bestimmen, d. h. sie gehören zu den Bindepmitteln.²⁵

Daneben können die Kasus aber auch eine semantische Funktion haben. So kann z. B. „Das Bild des N. N.“ soviel heißen wie „Das Bild, das N. N. gehört“, „Das Bild, das N. N. gemalt hat“ oder „Das Bild, das N. N. darstellt“. Hier hat also der Genitiv drei verschiedene semantische Funktionen, die durch verschiedene Relationskonstanten wiederzugeben sind.²⁶

25 In diesem Sinn sagt Lyons in [66], S. 218: „Case is not present in “deep structure” at all, but is merely the inflectional “realisation” of particular syntactic relationships.” – Zum Begriff der „deep structure“ oder „Tiefenstruktur“ vgl. 3.3.1.

26 Eine entsprechende Rolle spielen die semantischen oder Tiefenkasus bei Ch. Fillmore in [68].

Bei den Adjektiven zählt man auch die Bildung der *Komparativformen* zur Flexion: Zu gewissen Adjektiven wie z. B. „groß“, „leicht“, „schön“, „alt“, „hell“, nicht aber zu anderen Adjektiven wie „rot“, „schriftlich“, „tot“, „stumm“, lassen sich komparative Formen bilden wie „größer“, „leichter“, „am schönsten“, „sehr nützlich“, usw. Wir wollen im folgenden als Beispiel das Adjektiv „groß“ betrachten.

Logisch gesehen handelt es sich beim Positiv (der Grundform) „groß“ um ein einstelliges, klassifikatorisches Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu)$. Zum Positiv zählt in der Grammatik aber auch die Vergleichsform „ebenso groß wie“, die ein zweistelliges Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \nu)$ ist. Auch bei der komparativen Form „größer als“ handelt es sich um ein zweistelliges Prädikat. Eine komparative Form ist auch „weniger (minder) groß als“. Der Superlativ „der größte“ oder „am größten“ sowie der Elativ „sehr groß“ sind wiederum einstellige Prädikate der Kategorie $\sigma(\nu)$. In Kontexten wie „Hans ist der größte Schüler“ oder „Fritz ist ein sehr großer Knabe“ haben Superlativ und Elativ hingegen die Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$.

Der sprachlichen Bildung der Komparativformen zum Positiv entspricht keine logische Bildung dieser Formen als komplexer Prädikate mit dem Positiv als Argument, d. h. es handelt sich hier nicht um die Bildung neuer Ausdrücke durch logische Kombinationen aus anderen.²⁷ Die Bildung komparativer Formen gehört logisch gesehen also zum lexikalischen Teil der Wortbildungslehre. Bei den Verben sind, neben der Person (Sprecher, Angesprochene(r), Besprochene(r)), die sich aus der Kongruenz mit dem Subjekt ergibt, und dem Numerus, von dem schon oben die Rede war, als Flexionsformen noch Tempus, Modus und Aktionsform (Aktiv und Passiv) zu betrachten.

Die *Tempora* (im Deutschen: Präsens, Präteritum, Perfekt, Plus-

27 Logisch wären vielmehr die Begriffe „ebenso groß wie“ und „größer als“ als grundlegender anzusehen als „groß“, da sich „groß“ ausgehend von diesen Begriffen charakterisieren ließe, z. B. als „größer als a“, wo a ein Vergleichsobjekt ist, oder durch „größer als die meisten Dinge“, o. ä. Den Superlativ „das größte“ kann man mit Hilfe einer Kennzeichnung darstellen als „dasjenige Objekt, das größer ist als alle anderen“. Und den Elativ „sehr groß“ könnte man z. B. durch Bezugnahme auf ein Vergleichsobjekt b erklären als „größer als b“.

quamperfekt, 1. und 2. Futur) dienen zunächst der Zeitangabe nach Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft und lassen sich durch Zeitparameter oder Satzoperatoren wiedergeben. Dabei ist zu beachten, daß diese Zeitangaben Indexausdrücke sind, denn sie beziehen sich jeweils auf den Zeitpunkt, zu dem der Satz geäußert wird, als Gegenwart.²⁸ Gibt man diesen Zeitpunkt im Satz selbst an, so haben also Zeitangaben der Tempora relationalen Charakter. Das Präsens kann als Nennform der Verben dienen, da es auch für die Darstellung zeitloser oder zeitunabhängiger Sachverhalte verwendet wird.²⁹ Daneben drücken sich, speziell im Plusquamperfekt und im 2. Futur auch mehrstellige zeitliche Relationen im Tempus aus, wie z. B. in den Sätzen „Fritz hatte eben den Raum betreten, als das Telefon klingelte“, „Wenn du in Rom ankommst, wird Max die Stadt schon verlassen haben“.

Der Unterschied Präteritum – Perfekt kennzeichnet darüber hinaus auch einen Unterschied des Beteiligungsverhältnisses oder des *Aspekts* des Sprechers zum geschilderten Vorgang. Ein Satz im Perfekt enthält noch einen Bezug zum Sprecher und seiner gegenwärtigen Situation, den ein Satz im Präteritum nicht enthält. Allgemein kann das Tempus auch modalen Charakter haben, insbesondere das Futur drückt oft Erwartungen und Zielsetzungen aus.³⁰ Solche Erwartungen und Absichten sind durch performative Prädikate wiederzugeben.

Endlich können mit Tempusformen auch Beginn (Aorist), Dauer, Häufigkeit und Wiederholung von Ereignissen ausgedrückt werden. Sie sind dann, wie im Beispiel (35) durch Quantoren über Zeitpunkte wiederzugeben.

Der Grundmodus der Aussagen ist der *Indikativ*. Der *Konjunktiv*, der in der deutschen Gegenwartssprache ohnehin recht selten ge-

28 Vgl. dazu auch Lyons [69], S. 305.

29 Die Verwendung des Präsens mit Zeitparametern tritt z. B. auch im historischen Präsens auf („Sokrates stirbt 399 v. Chr.“) oder im futurischen Gebrauch des Präsens („Ich komme morgen“).

30 Verschiedentlich wird betont, daß die Tempora primär Aspekte ausdrücken und erst in zweiter Linie objektive Zeitverhältnisse. Vgl. dazu Lyons [69], S. 311, 313 ff., Weinrich [64], Weisgerber [62], Bd. II, S. 327, Grebe [66], S. 103 f, sowie den Abschnitt 4.3.

worden ist³¹, dient vor allem der Kundgabe und läßt sich in dieser Funktion durch performative Prädikate darstellen. Er dient als Ausdruck des Sollens („Das bleibe dahingestellt!“ – „Das soll dahingestellt bleiben“), des Wunsches („Käme er doch!“ – „Ich wünsche, daß er kommt“), des Hortativs („Seien wir beruhigt!“ – „Wir wollen beruhigt sein“), des Zugeständnisses („Sei es also!“ – „Es soll so sein!“). Daneben dient der Konjunktiv aber auch zum Ausdruck des Irrealis, wie z. B. in dem Satz „Hätte Hans rechtzeitig gebremst, so wäre es nicht zu dem Unfall gekommen“ oder zum Ausdruck der Enthaltung von behauptender Stellungnahme, wie in dem Satz „Fritz behauptet, daß er den Unfall nicht verschuldet habe“.

Der *Imperativ* endlich dient zum Ausdruck der Aufforderung, wird also in der logischen Analyse auch durch einen performativen Operator wiedergegeben.³²

Die *infiniten* (d. h. nach Person und Numerus nicht bestimmten) *Verbalformen* endlich, *Infinitiv* und *Partizip*, haben folgende Funktion: Der Infinitiv wird verwendet, wo ein Verbum als Argument auftritt („Max liebt das Schifahren“ oder „Max liebt es schizufahren“). 1. und 2. *Partizip* sind insbesondere bei Attributen verwendete Formen eines adjektivischen Gebrauchs des Verbums („der blühende Baum“, „der gefällte Baum“).³³ Das *Gerundiv* („die zu vollziehende Handlung“ – „die Handlung, die vollzogen werden soll“) läßt sich

31 Vgl. dazu Grebe [66], S. 97.

32 Reichenbach faßt in [47], § 57 neben dem Konjunktiv auch den Indikativ als Ausdruck der Kundgabe, der Einstellung des Sprechers zum Satz auf. Der Indikativ soll eine Behauptung ausdrücken, so wie der Konjunktiv Verneinung (im Irrealis), Wunsch, Ermahnung oder Enthaltung von Behauptung („Fritz sagte, er sei unschuldig“) ausdrückt. Der behauptende Charakter ist aber allen Aussagesätzen gemeinsam, selbst wenn in ihnen kein Indikativ vorkommt. So ist auch der Satz „Wenn er dein Freund wäre, so würde er dir helfen“ eine Behauptung („If he be your friend, he will help you“), die Reichenbach als Nichtbehauptung charakterisiert. Und umgekehrt tritt der Indikativ auch in Sätzen auf, die keine behauptende Kraft haben, wie z. B. in dem Nebensatz „Hans behauptet, daß er unschuldig ist“. Insofern ist die Charakterisierung des Indikativs als Grundform der Aussage wohl adäquater.

33 In der Kombination mit Hilfsverben ist das 2. Partizip jedoch Bestandteil einer Verbalform, wie in dem Satz: „Der Baum ist gefällt worden.“

durch das Passiv in Verbindung mit dem Satzoperator „sollen“ ausdrücken.

Die Bildung des *Passivs* zu transitiven Verben („Hans schlägt Fritz“ – „Fritz wird von Hans geschlagen“) faßt man meist als Bildung der konversen Relation auf.³⁴ Diese Auffassung wird aber der Tatsache nicht gerecht, daß es zu intransitiven (d. h. einstelligen) Verben ein unpersönliches Passiv gibt („lachen“ – „Es wird gelacht“), während es zu einstelligen Prädikaten keine Konverse gibt. Man kann zwar sagen: „Es wird gelacht“ bedeutet so viel wie „Jemand lacht“, so daß das unpersönliche Passiv die Rolle einer Partikularisierung spielt, es ist aber doch die Frage, ob das adäquat ist, oder ob nicht unpersönliche passivische Sätze wie eigenständige Satzkonstanten (in Analogie zu „Es regnet“) aufzufassen sind und passive Formen transitiver Verben als eigenständige einstellige Prädikatkonstanten. Danach wäre in dem Satz „Fritz wird von Hans geschlagen“ der Ausdruck „von Hans“ eine adverbiale Bestimmung von „Fritz wird geschlagen“. Je nach Auffassung des Passivs kommt man also hier zu ganz verschiedenen Analysen der Strukturen passivischer Sätze.³⁵

Wie stellt sich nun die traditionelle *Lehre vom Satz* vom Standpunkt der logischen Grammatik aus dar?

Die Syntax der Logiksprache *L* unterscheidet sich von der traditionellen Syntax dadurch, daß anstelle des traditionellen Satzschemas Subjekt – Prädikat, das durch Ergänzungen erweitert werden kann, als logisches Grundschema die Einsetzung von Argumenten der Kategorien τ_1, \dots, τ_m ($m \geq 1$) in ein (Prim-) Prädikat der Kategorie $\sigma(\tau_1, \dots, \tau_m)$ tritt. Dieses *logische Prädikat* ersetzt das traditionelle grammatische Prädikat. Es unterscheidet sich von diesem dadurch, daß es Ausdrücke enthalten kann, die traditionell als Ergänzungen zählen (z.B. Präpositionen, wie in „liegen-zwischen-und“), und daß es auch nicht immer die Konstante enthält, die traditionell als Prädikat zählt (in (17) ist das traditionelle Prädikat „sind Säugetiere“, das logische Prädikat ist „alle“). Ferner kann der analysierende Ausdruck

34 Die konverse Relation $F^{-1}(x,y)$ zu $F(x,y)$ ist definiert durch $F^{-1}(x,y) := F(y,x)$.

35 Vgl. dazu Weisgerber [63b] und den Abschnitt 4.3.

eines Satzes auch Konstanten enthalten, die in ihm selbst nicht vorkommen, und diese neuen Konstanten können sogar logisch die Rolle des Prädikats spielen (vgl. wieder das Beispiel (17)).

Das traditionelle *Satzsubjekt* ist logisch gesehen meist eines der Argumente des logischen Prädikats, es verliert aber in der logischen Analyse seine ausgezeichnete Rolle gegenüber den anderen Argumenten, wie z. B. den Satzobjekten. Das Satzsubjekt tritt aber auch in manchen Fällen nicht als Argument des Prädikats auf, wie z. B. in den logischen Formen der Sätze „Alle Löwen sind Säugetiere“ und „Hans lief schnell“.

Satzobjekte fungieren meist als Argumente des logischen Satzprädikats („Eva liebt *Kuno*“, „Max schenkt *Fritz* das Buch“, Hans hilft *Fritz*“, „Hans nimmt sich *des Verletzten* an“), sie können aber auch Bestandteile des Arguments sein, wie z. B. in (34).

Auch *Attribute* können logisch gesehen ganz verschiedene Funktionen haben: Sie sind konjunktive Satzglieder (wie in „Die *blasse* Wintersonne steht tief am Himmel“ – „Die Wintersonne ist blaß und steht tief am Himmel“, oder in „Hans, *der zur Tür hereinkam*, erblickte Fritz“ – „Hans kam zur Tür herein und erblickte Fritz“), oder Kennzeichnungsausdrücke (wie in „Das *rote* Auto gehört Maria“ – „Dasjenige Auto, das rot ist, gehört Maria“, oder in „Die Freude *über den Sieg* dauerte nicht lange“ – „Diejenige Freude, die eine Freude über den Sieg war, dauerte nicht lange“) oder Prädikatenprädikate (wie in „Die Rose ist *blaß rosa*“ – „Die rosa Farbe, die diese Rose hat, ist blaß“, oder in „Kunigunde ist abschreckend *häßlich*“, d.h. „Die Eigenschaft der Häßlichkeit, die Kunigunde hat, ist abschreckend“), oder Satzprädikate, bzw. Bestandteile von Satzprädikaten (wie in „Max fährt *sehr oft* mit der Eisenbahn“ – „Es ist sehr oft der Fall, daß Max mit der Eisenbahn fährt“, oder in „Hans lebte *fünf Jahre* lang in München“ – „Während eines Zeitraumes von fünf Jahren war es der Fall, daß Hans in München lebte“) oder als Argument des logischen Prädikats (wie in „Unrecht leiden ist besser als *Unrecht tun*“, oder in „Rechts von seinem Haus steht eine Kirche“).

Umstandsbestimmungen endlich sind, wie Adverbien, logisch gesehen Satzprädikate oder Prädikatenprädikate, aber auch Satzprädikate mit Argumenten o. ä.

Insgesamt läßt sich also den traditionellen Satzteilkategorien keine einheitliche logische Funktion zuordnen.

Da die Behandlung von Umstandsbestimmungen in den Übersetzungen von Sätzen der natürlichen Sprachen in logische Formeln meist zu kurz kommt,³⁶ sollen noch drei typische Beispiele dafür angegeben werden.

Betrachten wir zunächst den Satz (15) „Hans läuft schnell“. In diesem Satz charakterisiert das Wort „schnell“, wie wir schon oben betont haben, nicht den Sachverhalt, daß Hans läuft, ist also kein Satzoperator der Kategorie $\sigma(\sigma)$, sondern es bestimmt die Art und Weise der Tätigkeit des Laufens, das als ein schnelles Laufen beschrieben wird. Daher kann man den Satz (15) auch so formulieren: „Hans übt eine Tätigkeit des Laufens aus und diese Tätigkeit ist schnell“ – in Form einer logischen Formel geschrieben: $\forall f(L^*(f) \wedge f(a) \wedge S(F))$, wobei „a“ für „Hans“ steht, „S“ für „schnell“ und „L*“ für „Tätigkeit des Laufens“. ³⁷ Hier ist $L^*(f)$ ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$. Das Prädikat „laufen“ – symbolisch $L(x)$ – ist hingegen von der Kategorie $\sigma(\nu)$. Diese Prädikate hängen so zusammen: $\wedge x(L(x) \equiv \forall f(L^*(f) \wedge f(x)))$. Man kann also $L(x)$ durch $L^*(f)$ definieren, nicht aber umgekehrt,³⁸ und insofern kann man (15) keinen analysierenden Ausdruck zuordnen, der das Prädikat $L(x)$ enthält. Darin zeigt sich auch, daß die Umstandsbestimmung nicht, wie es auf den ersten Blick aussieht, eine Ergänzung des Satzes „Hans läuft“ ($L(a)$) ist, sondern daß hier „laufen“, logisch gesehen, ein anderes Prädikat ist.

Ähnlich ist es mit instrumentalen und finalen Umstandsbestimmungen, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen:

36 Eine Ausnahme bildet Reichenbach [47], vgl. § 53.

37 Man könnte auch daran denken, (15) in den Satz „Diejenige Tätigkeit f , für die gilt: f ist eine Tätigkeit des Laufens und Hans übt f aus, und f ist schnell“ – $S(\forall f(L^*(f) \wedge f(a)))$ – umzuformen. Aber diese Kennzeichnung ist nur dann sinnvoll, wenn Hans läuft, andernfalls bleibt die neue Formulierung in ihrem Sinn unbestimmt, während der Existenzsatz einfach falsch wird. Die Darstellung von (15) als Existenzsatz ist also adäquater.

38 Es gilt zwar $L^*(f) \supset \wedge x(f(x) \supset L(x))$, aber die Umkehrung gilt nicht, sonst würde z. B. jedes leere Prädikat eine Tätigkeit des Laufens ausdrücken.

46) Hans schlägt Fritz mit einem Stock – Es gibt ein Ding x , für das gilt: f ist eine Tätigkeit des Schlagens und f trifft auf Hans und Fritz zu und f wird mit Hilfe von x vollzogen – $\forall x(F(x) \wedge \forall f(M(f) \wedge f(a,b) \wedge N(f,x)))$.

47) Max arbeitet, um Geld zu verdienen – Es gibt eine Tätigkeit f , für die gilt: f ist eine Tätigkeit des Arbeitens und f trifft auf Max zu und f ist eine Tätigkeit mit dem Ziel, Geld zu verdienen – $\forall f(M(f) \wedge f(a) \wedge N(f,g))$.

Die angegebenen Beispiele für die logische Form natursprachlicher Sätze können nur grobe Hinweise sein, wie solche Sätze in L zu analysieren sind, wie also eine analysierende Relation $R(X,Y)$ zwischen den Sätzen einer Natursprache S und den Sätzen von L im Sinne der Eingangsmerkungen zum Abschnitt 3.2. auszusehen hätte.

Diese Beispiele machen aber bereits folgendes deutlich:

1. Die logische Analyse natursprachlicher Sätze ist nicht eindeutig vorgezeichnet. Das zeigte sich z. B. bei der Analyse der Zeitadverbien. Für denselben Satz A von S kann es also mehrere Sätze B_1, \dots, B_n von L geben mit $R(B_1, A), \dots, R(B_n, A)$ auch dann, wenn A nicht mehrdeutig ist. Die Sätze B_1, \dots, B_n sind dann ebenfalls synonym. Es ist anzustreben die logische Analyse so zu normieren, daß man von *der* logischen Form eines Satzes A von S bzgl. der zugrunde gelegten Logiksprache L sprechen kann.

2. Die logische Form eines Satzes A von S ist ihrer syntaktischen Struktur nach oft ganz verschieden von der syntaktischen Gestalt von A selbst. Bezeichnet man diese als *Oberflächenstruktur* von A , jene als *Tiefenstruktur* von A , so können also erhebliche Unterschiede zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur bestehen. D. h. die Tiefenstrukturen sind sprachfern. Das drückt sich auch darin aus, daß zwischen den an der Oberflächenstruktur orientierten traditionellen grammatikalischen Kategorien und den logischen Kategorien keinerlei einfacher und systematischer Zusammenhang besteht.

3. Die Tiefenstrukturen sind theoretische Konstrukte, hier Konstrukte im Rahmen einer logischen Grammatiktheorie. Man hätte anstelle von L auch eine andere Logiksprache L' aufbauen können, die dann zu anderen Tiefenstrukturen führt. Aus dem Bestreben, die

Distanz zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur, wie sie bzgl. L besteht, zu vermindern, gewinnen auch andere, weniger orthodoxe Logiksprachen an Interesse.³⁹ Es kann insbesondere sein, daß für die Analyse verschiedener Natursprachen verschiedene Logiksprachen, d. h. verschiedene logische Grammatiken geeignet sind.⁴⁰

4. Die Tiefenstruktur eines Satzes ist oft erheblich komplizierter als seine Oberflächenstruktur, wie insbesondere die Beispiele 46 und 47 zeigen.⁴¹

5. Der Plastizität der Natursprachen steht die Rigidität der Logiksprache gegenüber. Die gleichen Ausdrücke haben oft in verschiedenen Kontexten ganz verschiedene syntaktische und semantische Funktionen. Ihnen müssen deswegen in verschiedenen Kontexten verschiedene Kategorien zugeordnet werden. Die gleichen Ausdrücke können auch in manchen Kontexten die Funktion von Konstanten und in anderen Kontexten die Funktion von Bindemitteln haben. Ferner

39 Vgl. dazu z. B. Lewis [70] und Cresswell [73].

40 Man bezeichnet die logische Grammatik oft als *universale* oder *rationale* Grammatik, vgl. z. B. den Titel der Grammatik von Port Royal von Arnauld und Lancelot [60] und der zitierten Arbeit [70] von Montague. E. Husserl spricht auch von einer *apriorischen* Grammatik. Mit diesen Bezeichnungen verbindet sich die Vorstellung, daß es nur eine Grammatik für alle Sprachen gibt, wie es nur eine Logik gibt. So sagt z. B. Roger Bacon, daß die Grammatik für alle Sprachen substantiell dieselbe sei, wenn sie auch akzidentellen Variationen unterliegen könne: „Grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur“ ([57], S. 278). und K. F. Becker sagt ([42], S. 5): „Diese allen Sprachen gemeinsamen Grundverhältnisse aus der Idee der Sprache als eines organisierten Erzeugnisses der menschlichen Natur zu entwickeln und durch eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Sprachen nachzuweisen, ist die Aufgabe der Allgemeinen Grammatik.“

41 Wittgenstein sagt im Traktat: „Die Umgangssprache ist ein Teil des menschlichen Organismus und nicht weniger kompliziert als dieser. Es ist menschenunmöglich, die Sprachlogik aus ihr unmittelbar zu entnehmen. Die Sprache verkleidet den Gedanken. Und zwar so, daß man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form des Körpers erkennen zu lassen. Die stillschweigenden Abmachungen zum Verständnis der Umgangssprache sind enorm kompliziert.“ ([22], 4.002)

entsprechen. die Konstanten von L nicht immer nur Wörtern, sondern sie können auch Wortteile oder Wortgruppen darstellen. So gibt es neben dem einstelligen Prädikat „liegen“, das z.B. in „Das Pferd liegt“ vorkommt, ein zweistelliges Prädikat „liegen auf (an, unter, etc)“, wie in „Regensburg liegt an der Donau“ und ein dreistelliges „liegen zwischen und“, wie in „Klais liegt zwischen Garmisch und Mittenwald“. Tatsächlich besteht ja auch zwischen dem einstelligen „liegen“ und dem zweistelligen „liegen an“ kein semantischer Zusammenhang, sondern es liegt eine, allenfalls historisch erklärbare, (Teil-) Homonymie vor: „liegen“ drückt die Opposition zu „stehen“ und „sitzen“ aus, „liegen an“ drückt eine Ortsangabe aus, und zwar auch für Objekte wie z. B. Städte, von denen es nicht sinnvoll wäre zu sagen, sie lägen, stünden oder säßen. Endlich können in bestimmten Sätzen, deren Sinn aus ihrem Kontext mitbestimmt wird, Wörter fehlen, die in der Analyse ergänzt werden müssen, um den intendierten Sinn deutlich zu machen. Der Satz „Löwen sind Säugetiere“ ist z. B. im Sinn von „Alle Löwen sind Säugetiere“ logisch durch einen Satz $\wedge x(F(x) \supset G(x))$ zu analysieren.

Die natürlichen Sprachen sind eben „nicht nach dem logischen Lineal gemacht“, ⁴² die sprachliche Regeln sind nicht aufgrund systematischer Überlegungen entstanden, wie die Regeln von Kunstsprachen – schon gar nicht nach der Systematik von L – sondern sie haben sich in all ihren Eigenarten und Zufälligkeiten historisch entwickelt.

Die Beispiele zeigen die erstaunliche semantische und syntaktische Polyvalenz natursprachlicher Vokabeln und Formen – erstaunlich vor allem deswegen, weil die Zahl der Konstanten einer Logiksprache gleichen Ausdrucksreichtums dadurch erheblich reduziert wird, ohne daß die Verständlichkeit der Aussagen in der Regel darunter leidet. 6. Der Wert der logischen Grammatik besteht gegenwärtig, in Ermangelung einer allgemeinen Definition analysierender Relationen R für natürliche Sprachen, weniger darin, daß sich in ihrem Rahmen eine Syntax und Semantik solcher Sprachen angeben läßt, als in Einzelanalysen natursprachlicher Sätze. Geht es z. B. darum, die Mehrdeutigkeit von Sätzen systematisch zu beschreiben und nicht nur die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten durch Paraphrasen aufzuzäh-

42 So Frege in einem unveröffentlichten Brief an Husserl vom 1. 11. 1906.

len, so genügen die Begriffe der traditionellen Grammatik oft nicht. Betrachten wir das Beispiel eines strukturell mehrdeutigen Satzes: „Hans ließ sich ein Buch stehlen“. ⁴³ Hier bewirkt die Mehrdeutigkeit von „lassen“ („zulassen“ und „veranlassen“), daß man diesen Satz auffassen kann im Sinn von „Hans ließ es zu, daß jemand ein (im Besitz von Hans befindliches) Buch stahl“ oder im Sinne von „Hans veranlaßte jemanden, ein (nicht im Besitz von Hans befindliches) Buch (für Hans) zu stehlen“ oder im Sinne von „Hans veranlaßte jemanden, ein ihm (Hans) gehöriges Buch zu stehlen.“ Da „zulassen“ die Kategorie $\sigma(\nu, \iota(\sigma))$ hat, „veranlassen“ aber die Kategorie $\sigma(\nu, \nu, \iota(\sigma(\nu)))$, ergibt sich aus dieser semantischen Mehrdeutigkeit auch eine strukturelle Mehrdeutigkeit.

Die analysierenden Sätze von L haben die Form $Vx(F(x) \wedge M(a, \mu(VyG(y, x, a))))$, $Vx(F(x) \wedge VyM(a, y, \mu(\lambda zG(z, x, b))))$ und $Vy(F(x) \wedge VyM(a, y, \mu(\lambda zG(z, x, a))))$. ⁴⁴

7. Nachdem in der logischen Analyse manche grammatikalischen Details verloren gehen (wie Betonung, Wortstellung, Kasus und die Unterscheidung Substantiv, Adjektiv, Verb), stellt sich abschließend die Frage, ob die logische Semantik in der Lage ist, alle Bedeutungs-differenzierungen der Natursprachen wiederzugeben. Aus Gründen,

⁴³ Dies Beispiel bringt Chomsky in [65], S. 21.

⁴⁴ Eine strukturelle Mehrdeutigkeit besteht bei entsprechenden Normierungen z. B. in der Darstellung von Zeitadverbien nur dort, wo eine semantische Mehrdeutigkeit vorliegt. Die Umkehrung gilt aber nicht, denn der Satz „Hans singt“ hat z. B. die gleiche logische Struktur $(F(a))$, gleichgültig ob man das Wort „singen“ im Sinn von „Wörter mit melodischer Intonation von sich geben“ versteht oder im Sinn von „gegenüber der Polizei Aussagen über die Teilnahme anderer an einem Verbrechen machen, an dem man selbst beteiligt war“; denn in beiden Fällen hat „singen“ die Kategorie $\sigma(\nu)$. – Eine semantische Mehrdeutigkeit liegt z. B. auch in dem Satz „Später wurde der Brief von Hans verlesen“ (Dies Beispiel bringt Bierwisch in [66], S. 102), denn „von“ drückt in „der Brief von Hans“ die Herkunft des Briefes aus, steht also für das Prädikat „ist von y geschrieben (verfaßt)“, während dies Wort in „von Hans verlesen“ das handelnde Subjekt angibt. Chomsky bringt in [65], S. 22 das englische Beispiel der beiden Sätze „I persuaded John to leave“ – „I expected John to leave“, die oberflächlich gesehen die gleiche syntaktische Struktur haben, obwohl „persuade“ ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \iota(\sigma(\nu)))$, „expect“ aber ein Prädikat der Kategorie $\sigma(\nu, \iota(\sigma))$ ist.

die unten noch zu diskutieren sind, können wir nicht behaupten, daß sich alle semantisch relevanten Unterschiede in L wiedergeben lassen. Wir wollen aber an einem Beispiel illustrieren, daß die Schwierigkeiten nicht so groß sind, wie das gelegentlich dargestellt wird:

Die beiden Sätze (a) „Hans klopfte dem Freund auf die Schulter“ und (b) „Hans klopfte auf die Schulter des Freundes“ haben (zumindest auf den ersten Blick) beide die gleiche logische Form. Nach Weisgerber haben die beiden Sätze aber einen verschiedenen Inhalt. Weisgerber hat einen im ersten Satz exemplifizierten Satztyp oder Satzbauplan des Deutschen hervorgehoben, den er als „zugewandten Betätigungssatz“ bezeichnet.⁴⁵ Er sieht die spezifische Leistung solcher Sätze darin, daß sie das Geschehen, von dem in ihnen die Rede ist, nicht als eine zielgerichtete Tätigkeit, sondern als eine, der als Dativobjekt angeführten Person zugewandte Betätigung des Subjekts kennzeichnen. Dabei ist die Rolle des Dativs als eines Kasus, der „die innere Anteilnahme der vom Verbalbegriff betroffenen Person“ ausdrückt und „subjektiver, wärmer, innerlicher ist als der Genetiv, der einfach objektiv ein Besitzverhältnis konstatiert“⁴⁶, für diese Satzstruktur nach Weisgerber wesentlich.

Aber abgesehen davon, daß die Aussagen Weisgerbers sehr unpräzise sind, wie er selbst zugesteht, unvollständig bleiben und daß diese Satzstrukturen auch in Fällen auftreten, in denen von einer „zugewandten Betätigung“ nicht die Rede sein kann (wie in „Der Stein fällt dem Freund auf den Kopf“, „Hans schlägt den Freund ins Gesicht“ neben „Hans schlägt dem Freund ins Gesicht“), kann man den Bedeutungsunterschied zwischen beiden Sätzen auch so darstellen: „jemand auf die Schulter klopfen“ ist eine feststehende Ausdrucksweise, die mit dem Prädikat „klopfen“ nur bedingt zusammenhängt, da die prävalente Bedeutungskomponente im Ausdruck der Anerkennung liegt, nicht aber im Ausdruck der Tätigkeit des Klopfens. Diese Konstante kommt aber im zweiten Satz (b) nicht vor, der damit auch nicht die Anerkennung ausdrückt, sondern nur die Tätigkeit des Klopfens und so eine andere Bedeutung hat als (a). Ähnlich ist es mit den anderen Beispielen Weisgerbers, wie „Hans sieht Fritz ins Gesicht“, „Max steht Fritz zur Seite“, usf.

⁴⁵ Vgl. dazu Weisgerber [63a], S. 262 ff. Vgl. auch Grebe [66], S. 491.

⁴⁶ So A. v. Weiss, zitiert in Weisgerber [63a], S. 291.

In unseren Beispielen wurden die Schwierigkeiten der *semantischen* Analyse von Sätzen einer Natursprache mit der *interpretierten* Logiksprache L nicht deutlich, weil wir uns oben auf syntaktische Analysen mit in der ungedeuteten Sprache L beschränkt hatten.

Hierzu mögen folgende Bemerkungen genügen:

8. Wir haben uns auf die Analyse von Behauptungssätzen bezogen. Zwar wurde in 2.4.5 angedeutet, wie sich mit Hilfe von performativen Operatoren andere Satztypen im Rahmen einer Semantik der Behauptungssätze deuten lassen, dazu wären aber in L die entsprechenden Verfahren erst zu entwickeln.

9. In der Semantik von L wurden Bedeutungen wie Intensionen behandelt. Aus Gründen, die in 2.1.5 zur Sprache kamen, ist ein solcher Bedeutungsbegriff aber zu weit. Es wurde dort auch angedeutet, wie man durch eine Erweiterung der Menge der möglichen Welten den Intensionsbegriff beliebig einengen kann, jedoch gibt es bisher keine intuitiv wirklich befriedigende und technisch ausgearbeitete Behandlung des Bedeutungsbegriffs.

10. In den natürlichen Sprachen kommen viele Ausdrücke vor, die grammatikalisch wohlgeformt, aber bedeutungslos sind; die syntaktisch richtig aus bedeutungsvollen Wörtern (bzw. Morphemen) zusammengesetzt sind, denen aber durch die semantischen Regeln keine Bedeutungen zugeordnet werden.

Wir greifen fünf typische Fälle solcher wohlgeformter, aber bedeutungsloser Ausdrücke heraus:

a) *Unvollständig erklärte Funktoren*: Es gibt viele Prädikate, die nicht für alle syntaktisch zulässigen Argumente erklärt sind. So ist z. B. das Verb „laufen“ für Tiere mit Gehwerkzeugen, Menschen, Maschinen, Flüssigkeiten, Nasen und Planeten erklärt, nicht aber z. B. für Pflanzen, Mineralien und Zahlen. Und „lachen“ ist nur für Menschen und die Sonne erklärt. Der Satz „Der Mond lacht“ ist syntaktisch ebenso gebildet wie der Satz „Die Sonne lacht“, hat aber im Gegensatz zu diesem keine Bedeutung.

b) *Nichtexistierende Objekte*: Ein wichtiger Spezialfall von (a) sind Aussagen über nicht, oder nicht mehr existierende Objekte. Die Sätze „Odysseus rasiert sich (jetzt)“ und „Eisenhower ist (jetzt) krank“ sind sinnlos, nicht hingegen Sätze wie „Professor Snell träumt von Odysseus“ oder „Nixon erinnert sich an Eisenhower“. Manche

Prädikate sind also für nicht existierende Objekte erklärt, andere nicht. Da die Frage, ob ein Mensch noch lebt oder nicht, eine reine Tatsachenfrage ist, kann die Syntax diesem Unterschied keine Rechnung tragen.

c) *Nicht erfüllte Präsuppositionen*: Eine Präsupposition einer Aussage, bzw. einer Äußerung A ist eine Bedingung, die in A nicht als bestehend behauptet wird, die aber erfüllt sein muß, damit sowohl A wie auch die (umgangssprachliche) Verneinung von A sinnvoll ist.

So wird in dem Satz „Hans hat das Rauchen aufgegeben“ vorausgesetzt, daß Hans bisher geraucht hat; in „Fritz weiß, daß Regensburg eine Universität hat“ wird vorausgesetzt, daß Regensburg tatsächlich eine Universität hat; und in der Äußerung „Ich als Arzt bin mir der Bedrohlichkeit der Symptome bewußt“ wird vorausgesetzt, daß der Sprecher Arzt ist. Diese Voraussetzungen sind nicht Inhalt der Behauptungen der Sätze, sondern Bedingungen dafür, daß sie sinnvoll sind. Auch solche Präsuppositionen entziehen sich als Tatsachenfragen der syntaktisch-grammatikalischen Erfassung. Nichterfüllte Präsuppositionen liegen speziell auch in folgenden Fällen vor:

d) *Kennzeichnungen bei nichterfüllter Normalbedingung*: Kennzeichnungsterme wie „das Buch von Russell“ oder „der Sohn von Georg VI“ haben keine Bedeutung, da das kennzeichnende Prädikat nicht genau auf ein Ding zutrifft, die *Normalbedingung* für Kennzeichnungen also nicht erfüllt ist. Ob die Normalbedingung erfüllt ist, ist wiederum keine grammatikalisch-syntaktische Frage, sondern eine Tatsachenfrage.

e) *Leere Allsätze*: Im üblichen Verständnis ist der Satz „Alle Kinder von Hans sind rothaarig“ bedeutungslos, wenn Hans keine Kinder hat. Und ein Satz der Form „Alle A's sind B“ ist allgemein nur dann bedeutungsvoll, wenn es A's gibt. Die Präsupposition eines solchen Satzes ist also „Es gibt A's“. Sie ist nicht immer so zu verstehen, daß es „wirkliche Objekte“ geben muß, die A's sind, Sätze wie „Alle griechischen Götter wurden ins römische Pantheon aufgenommen“ zeigen vielmehr, daß es sich dabei auch um „mögliche Objekte“ handeln kann. Auf die Präsuppositionen von Kennzeichnungen und Allsätzen hat insbesondere P. F. Strawson hingewiesen.

In der Semantik von L wird allen wohlgeformten Ausdrücken, d. h. allen Termen von L eine Intension zugeordnet, die für jede Welt i eine

Extension des Terms in i angibt. Zur Darstellung von Ausdrücken, die nicht in allen Welten eine Extension haben, oder von Funktoren, die nicht für alle Argumente erklärt sind, benötigt man *partielle* Interpretationen von L .⁴⁷

11. Natürliche Sprachen enthalten viele Vagheiten und Mehrdeutigkeiten. Das gilt schon im syntaktischen Bereich – es gibt Grade der Grammatizität, der Wohlgeformtheit eines Satzes, die grammatikalischen Kategorien treffen mehr oder weniger gut auf einen Ausdruck zu –, und es gilt erst recht im semantischen Bereich. Eine logische Analyse, speziell eine logisch-semantische Analyse natursprachlicher Sätze mit den exakten logischen Begriffen und den präzise definierten logischen Interpretationen stellt also häufig eine Präzisierung, damit aber eine Überinterpretation und Umdeutung dieser Sätze dar.

Natürlich kommt es bei der Entwicklung einer logischen Grammatik zunächst darauf an, überhaupt ein funktionsfähiges syntaktisches und semantisches System aufzubauen. Dabei kann man den Preis einer Überinterpretation ruhig in Kauf nehmen. In einem zweiten Schritt wird man dann aber versuchen müssen, von der Verwendung klassifikatorischer Begriffe zu komparativen Begriffen überzugehen, komparativen Begriffen der Wohlgeformtheit, der Synonymie etc. Mit diesen kann man dann exakt die Vagheiten der Natursprachen erfassen, denn sie liegt im komparativen und typologischen Charakter der grammatikalischen Kategorien begründet. Da es auf logisch-mathematisch exakte Weise möglich ist, auch Unexaktheiten und Vagheiten zu beschreiben, besteht kein Grund, im Hinblick darauf, daß so etwas in den Natursprachen vorkommt, eine logische Analyse prinzipiell für verfehlt zu halten. Bisher liegt für die Entwicklung solcher komparativen Begriffe in der logischen Grammatik aber, so weit ich sehe, noch kein Ansatz vor.

Zusammenfassend können wir also sagen: Die logische Grammatik ist ein Schritt in die richtige Richtung. Die logische Analyse von Natursprachen ist schon jetzt fruchtbar, aber es ist noch viel zu tun, bevor man sagen kann, daß eine vollständig adäquate logische Analyse aller natursprachlichen Sätze möglich ist.

47 Vgl. dazu Kutschera [74].

3.3 Die generative Grammatik

3.3.1 Generative Syntax

Die generative Grammatik geht in ihrem syntaktischen Teil, den wir zuerst behandeln wollen, von der Aufgabenstellung aus, die Grammatik einer Sprache S aufzubauen als ein System von Regeln, mit denen sich die Menge der grammatisch korrekten Sätze von S erzeugen läßt. Daher auch ihr Name.

Sie betont dabei insbesondere, daß die syntaktischen Regeln ein System wirklich exakter Regeln bilden müssen und will in dieser Hinsicht über die traditionelle Grammatik hinauskommen, die, wie wir gesehen haben, keine präzisen und vollständigen syntaktischen Regeln angibt, sondern Regelmäßigkeiten des Satzbaus nur durch Beispiele und Gegenbeispiele illustriert, ohne jedoch den Geltungsbe- reich dieser Regeln genau abzugrenzen.

Die begrifflich-technischen Voraussetzungen für die Präzisierung generativer Regelsysteme sind etwa seit 1930 geschaffen worden durch die Entwicklung der Theorie der rekursiven Funktionen und ihrer Formalisierung in Gestalt von Semi-Thue-Systemen, von Turing-Maschinen, usw. Von diesen mathematischen Hilfsmitteln will die generative Grammatik bei der Bewältigung ihrer Aufgabe Gebrauch machen.

Die erste Forderung, die man an eine generative Syntax stellen wird, daß sie ein Verfahren zur rekursiven Aufzählung der Menge $G(S)$ der syntaktisch wohlgeformten (grammatikalisch korrekten) Sätze einer Sprache S angibt, d. h. ein schematisch anzuwendendes, allgemeines, durch explizite Regeln bis in alle Einzelheiten festgelegtes Verfahren, mit dem sich sukzessive alle Ausdrücke von $G(S)$ effektiv erzeugen lassen. Da sich alle rekursiv aufzählbaren Mengen von Ausdrücken durch Semi-Thue-Systeme erzeugen lassen, kann man eine generative Syntax z. B. als ein Semi-Thue-System darstellen.¹

Ein *Semi-Thue-System* T wird über einem endlichen Alphabet

¹ Zu den Begriffen der rekursiven Funktion, der rekursiven Aufzählbarkeit und des Semi-Thue-Systems vgl. z. B. Hermes [61] und Davis [58].

$A = \{S_1, \dots, S_n\}$ ($n \geq 1$), d. h. über einer Menge von Grundzeichen S_1, \dots, S_n definiert. Als *Ausdruck* oder *Wort* über A bezeichnen wir eine endliche Folge von Zeichen aus A und evtl. dem leeren Zeichen (symbolisiert durch \square), das, wenn es an eine bestimmte Stelle gesetzt wird, besagt, daß an dieser Stelle kein Zeichen steht. Es gilt, wo W ein Wort ist, also insbesondere $W\square = \square W = W$. Die Definition von T erfolgt nun durch Angabe einer endlichen Menge von Paaren $\langle R_i, R'_i \rangle$ von Ausdrücken über A , den *definierenden Relationen* von T .

Es sei $W_1 W_2$ der Ausdruck, der aus der Konkatenation W_1 und W_2 entsteht.² Man sagt dann, in T sei ein Wort W in ein Wort W' *unmittelbar überführbar* – symbolisch $W \Rightarrow W'$ – wenn es eine definierende Relation $\langle R_i, R'_i \rangle$ von T gibt und (evtl. leere) Wörter U und V , so daß gilt $W = UR_i V$ und $W' = UR'_i V$. Und man sagt, in T sei ein Wort W *überführbar* in ein Wort W' – symbolisch $W \rightarrow W'$ – wenn es eine endliche Folge von Worten W_0, W_1, \dots, W_m gibt, so daß gilt: $W_0 = W$ und $W_m = W'$ und $W_k \Rightarrow W_{k+1}$ für $k = 0, \dots, m-1$. Eine solche Folge nennt man auch eine *Herleitung* von W' aus W . Wenn man gewisse Wörter von A als Axiome auszeichnet (es genügt eines), so kann man dann diejenigen Wörter als *beweisbar* bezeichnen, die sich aus einem Axiom herleiten lassen.

Man wird nun aber nicht nur fordern, daß die Menge $G(S)$ der wohlgeformten Sätze von S rekursiv aufzählbar ist, sondern daß sie entscheidbar ist, d. h. daß es einen Algorithmus gibt, ein schematisch anwendbares und in allen Einzelheiten festgelegtes Verfahren, mit dem man für jeden Ausdruck in endlich vielen Schritten feststellen kann, ob er zu $G(S)$ gehört oder nicht. Die Mitteilungsfunktion der Sätze einer Sprache erfordert ja, daß zumindest definitiv erkennbar ist, ob sie grammatisch korrekt sind oder nicht. Man wird sich also, wenn man von Semi-Thue-Systemen ausgeht, auf solche Systeme beschränken können, die entscheidbar sind.

Nun ist aber die Menge der Semi-Thue-Systeme, die entscheidbare Satzmenge liefern, nicht rekursiv aufzählbar, so daß man insbeson-

² Wegen der Assoziativität der Konkatenation $W_1(W_2 W_3) = (W_1 W_2)W_3$ kann man auch mehrere Ausdrücke klammerlos hintereinander schreiben, vgl. Kutschera [67], 1.3.1.1.

dere auch kein festes Schema für solche entscheidbaren Semi-Thue-Systeme angeben kann.³

Im Hinblick auf die folgenden Überlegungen ist es aber eine sinnvolle Beschränkung auf entscheidbare Semi-Thue-Systeme, wenn man für die betrachteten Systeme fordert:

I) Für alle definierenden Relationen $\langle R_i, R_i' \rangle$ soll gelten, daß R_i' ein mindestens ebenso langer Ausdruck ist wie R_i .

Solche Systeme sind entscheidbar, wie man leicht einsieht.⁴

Die Systeme, die der Forderung (I) genügen, lassen sich nun so formulieren, daß gilt:

II) Alle definierenden Relationen haben die Form $\langle UAV, UZV \rangle$, wo A ein einzelnes Zeichen ist und U und V, nicht aber Z, auch leer sein können.

Es läßt sich ja eine Relation $\langle C_1 \dots C_m, D_1 \dots D_n \rangle$ ($n \geq m$) durch Relationen

$\langle C_1 \dots C_m, D_1 C_2 \dots C_m \rangle$, $\langle D_1 C_2 \dots C_m, D_1 D_2 C_3 \dots C_m \rangle$,
 $\dots, \langle D_1 \dots D_{m-1} C_m, D_1 \dots D_n \rangle$ ersetzen.

Eine über (II) bzw. (I) hinausgehende weitere Beschränkung der Semi-Thue-Systeme beinhaltet die Bedingung:

III) Alle definierenden Relationen haben die Form $\langle A, Z \rangle$, wo A ein einzelnes Zeichen ist und Z nicht leer ist.

3 Allgemein gilt, daß die Menge der entscheidbaren Mengen von Wörtern nicht rekursiv aufzählbar ist. Denn mit einer rekursiven Aufzählung dieser Mengen hätte man auch eine (effektive) Abzählung M_1, M_2, \dots für sie und könnte, wo A_1, A_2, \dots eine effektive Abzählung der Wörter ist, eine entscheidbare Menge M definieren durch: $A_i \in M \equiv \neg A_i \in M_i$. Es wäre dann aber M im Widerspruch zur Annahme keine der aufgezählten Mengen, denn für $M = M_k$ erhielte man $A_k \in M_k \equiv \neg A_k \in M_k$.

4 Ist T ein solches System über A und X ein Ausdruck über A, so gibt es nur endlich viele Ausdrücke Y gleicher Länge wie X, aus denen X in T hergeleitet werden kann. Es läßt sich entscheiden, welche Möglichkeiten für Y in Frage kommen. Ebenso untersucht man Y, usw. Nach endlich vielen Schritten muß in jedem Fall, in dem man nicht ohnehin auf ein Axiom von T geführt wird, ein Ausdruck Z als Prämisse auftreten, der kürzer ist als X. Denn es gibt nur endlich viele Ausdrücke der Länge von X, Wiederholungen der gleichen Ausdrücke in einer Herleitung sind aber überflüssig, können also ausgeschlossen werden. So reduziert sich die Länge der Ausdrücke, aus denen X hergeleitet werden kann, schrittweise, so daß man nach endlich vielen Schritten zu einer Entscheidung über die Herleitbarkeit von X gelangt.

Solche definierende Relationen bezeichnet man, im Gegensatz zu den *kontextgebundenen* Relationen $\langle XAY, XZY \rangle$ mit nichtleerem XY , nach denen A nur im Kontext XAY durch Z ersetzt werden kann, als *kontextfrei*.⁵

Eine weitere Einschränkung gegenüber (III) bedeutet die Bedingung:

IV) Alle definierenden Relationen haben die Form $\langle A, XB \rangle$ oder $\langle A, Y \rangle$, wobei die Menge der Wörter über A sich aus zwei disjunkten Teilen, dem *Endvokabular* V (*terminal vocabulary*) und dem *Hilfsvokabular* V_n (*nonterminal vocabulary*) zusammensetzen soll und A, B einzelne Zeichen aus V_N seien, X und Y Ausdrücke über V_T , von denen X , nicht aber Y leer sein kann.⁶

Herleitungen, die (II) genügen, lassen sich auch in Baumform anschreiben.⁷ Ist z. B.

ABCDE

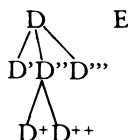
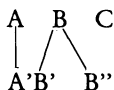
AB'B''CDE

A'B'B'' CDE

A'B'B'' CD' D'' D''' E

A' B' B'' CD' D⁺ D⁺⁺ D''' E

eine Herleitung in T , so kann man diese Herleitung auch in der Form schreiben



5 Daß (III) gegenüber (II) eine echte Einschränkung bedeutet, d. h. daß es Wortmengen gibt, die durch Systeme der Art (II), nicht aber durch solche der Art (III) erzeugt werden können, beweist Chomsky in [59a], Theorem 4. – Vgl. dazu auch Postal [64b].

6 Chomsky weist in [59a] (Theorem 7) nach, daß es Wortmengen gibt, die durch (III)-, nicht aber durch (IV)-Systeme erzeugt werden können. – Solche Wortmengen sind insbesondere diejenigen, die nur durch Systeme erzeugt werden können, die *selbsteinbettend* sind, d. h. Regeln vom Typ $A \rightarrow XAY$ enthalten (Theorem 11).

7 Das gilt hingegen nicht für andere Semi-Thue-Systeme, wie z. B. die von Harman in [63] angegebenen Systeme, deren definierende Relationen

Es geht nun aber in der Syntax nicht nur darum, ein Verfahren zur rekursiven Aufzählung der Menge $G(S)$ anzugeben. In der Semantik sollen ja die Sätze von $G(S)$ gedeutet werden, und auch diese semantische Interpretation muß die Gestalt eines Regelsystems annehmen. Da man alle Sätze von $G(S)$ interpretieren will,⁸ wird man also zweckmäßigerweise, wie schon in der Einleitung zu diesem Kapitel betont wurde, die syntaktischen Regeln so ansetzen, daß den syntaktischen Fügungen semantische Fügungen entsprechen.

Dieses Prinzip steht vielleicht hinter der etwas vagen Forderung der generativen Grammatik, daß den Sätzen in der Syntax eine Struktur zuzuordnen ist, die im wesentlichen der „intuitiven Struktur“ entsprechen soll, mit der ein Satz vom Sprecher und Hörer verstanden wird.⁹ In der Syntax soll also nicht nur sichergestellt werden, daß sich ein Satz wie „Hans ließ sich ein Buch stehlen“, den wir in 3.2 besprochen haben, erzeugen läßt, sondern diesem Satz sollen drei syntaktische Strukturen zugeordnet werden, die den drei möglichen Interpretationen dieses Satzes entsprechen.

In der Grammatik wird nun vielfach diese Forderung, den Sätzen eine syntaktische Struktur zuzuordnen, so aufgefaßt, daß jeder Satz in zusammenhängende Teile zerlegt werden muß, die dann als Ausdrücke eines bestimmten Typs klassifiziert werden, z. B. nach Wort- oder Satzteilkategorien. Diese Ausdrücke können dann evtl. weiter zerlegt und die Teile weiter klassifiziert werden. Lees charakterisiert das so: „... the linguist ... has assumed that the sentences of a language may each be analyzed into a linearly concatenated sequence of immediate constituents, and that this bracketing or parsing operation may be performed at various levels of generality to yield a hierarchical branching-diagram, such that any unit at any level is just a certain continuous string within some sentence or else a class of such strings drawn from different but grammatically equivalent sentences.”¹⁰

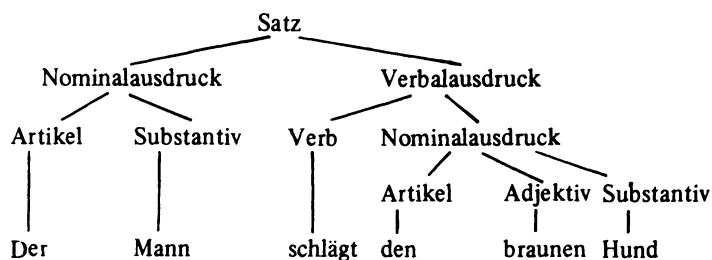
die Gestalt $\langle A, X \rangle$ und $\langle AB, XBY \rangle$ haben, wobei A und B einzelne Zeichen sind und X, Y auch leer sein können.

8 Diese Forderung werden wir später auflockern.

9 Vgl. dazu z. B. Chomsky [65], S. 24. Eine solche Grammatik nennt Chomsky „deskriptiv adäquat“.

10 Lees [57], S. 385.

So wird z. B. der Satz: „Der Mann schlägt den braunen Hund“ so zergliedert



Eine solche hierarchische Zergliederung eines Satzes nach seinen Bestandteilen nennt man auch einen *phrase-marker* oder eine *Strukturbeschreibung* (kurz „SB“).

Der Grundgedanke der generativen Grammatik besteht nun darin, die syntaktische Struktur eines Satzes durch seine Herleitung in einem Semi-Thue-System des Typs (II) zu charakterisieren. Dabei werden die Herleitungen zu SB, wenn man so vorgeht: Man führt in das Alphabet A des Systems T Categoriesymbole wie S (für Satz), N (für Substantiv), V (für Verb), At (für Artikel), Aj (für Adjektiv), Av (für Adverb), Pr (für Präposition), Np (für Nominalgruppe), Vp (für Verbalgruppe), usw. ein. Diese Categoriesymbole bilden das Hilfsvokabular V_N von A und zählen im Sinn von (II) als einzelne Zeichen. Die Wörter (oder Morpheme) der Sprache S , deren Sätze man erzeugen will, bilden das Endvokabular V_T von A . Als Axiom von T zählt das Symbol S. Als definierende Relationen gibt man Strukturregeln an, wie z.B. $\langle S, NpVp \rangle$, $\langle Np, AtN \rangle$, $\langle Np, AtAjN \rangle$, $\langle Vp, VNp \rangle$, und Einsetzungsregeln, wie z. B. $\langle At, der \rangle$, $\langle At, den \rangle$, $\langle N, Mann \rangle$, $\langle N, Hund \rangle$, $\langle V, schlägt \rangle$, $\langle Aj, braunen \rangle$. In den definierenden Relationen treten die Ausdrücke aus V_T nur als Zweitglieder auf, so daß jede Herleitung in T mit einer Folge von Wörtern von S endet.

Dann kann man die oben angegebene SB des Satzes „Der Mann schlägt den braunen Hund“ als Herleitung dieses Satzes T bilden.

Man kommt also durch die angestrebten SB auf natürliche Weise zu syntaktischen Regelsystemen, die sich als Semi-Thue-Systeme vom

Typ (II) darstellen. Deswegen bezeichnet man im Rahmen der generativen Grammatik solche Systeme auch als *allgemeine SB-Grammatiken*, im Gegensatz zu den Systemen vom Typ (III), die *einfache SB-Grammatiken* genannt werden.

Die detailliertere Ausgestaltung der einfachen SB-Syntax führt aber zu erheblichen Komplikationen und Schwierigkeiten. So ist z. B. für jedes Substantiv Genus, Numerus und Kasus anzugeben, für jedes Verb Person, Numerus, Modus, Tempus und Aktionsform, denn für N kann ja z. B. nicht generell „Haus“ eingesetzt werden, sondern je nach dem Kontext auch „Häuses“, oder „Häuser“, und für V kann z. B. nicht generell „turnen“ eingesetzt werden, sondern auch „turnst“, „turnt“, „würde turnen“, usw. Man muß also zu den Kategoriesymbolen weitere Angaben hinzufügen, und die Einsetzungsregeln lauten dann z. B. nicht $\langle V, \text{turnen} \rangle$, sondern $\langle V(2.\text{Person, Plural, Indikativ, Präsens, Aktiv}), \text{turnst} \rangle$. Hinzu kommt, daß bei den Kategorieregeln nun die Kongruenz berücksichtigt werden muß. D. h. wir haben z. B. die Regel $\langle S, NV \rangle$ zu ersetzen durch $\langle S, N (\text{Nominativ, Plural}), V(3. \text{Person, Plural, Indikativ, Präsens, Aktiv}) \rangle$.

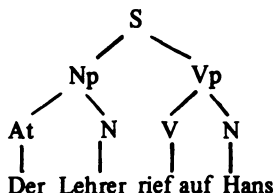
Weitere Komplikationen treten auf, wenn man in Betracht zieht, daß nicht alle Prädikate für alle Einsetzungen definiert sind. So ist z. B. „hart“ nur für Konkreta definiert, „lachen“ nur für Menschen und die Sonne, „laufen“ nur für höhere Tiere, Maschinen, Wasserhähne und Nasen, „wiehern“ kommt nur in Verbindung mit Pferden, „miauen“ nur in Verbindung mit Katzen vor, usw. D. h. man müßte nun jedem Substantiv und Verbum Angaben semantischer Art hinzufügen, die besagen, ob es für Konkreta oder Abstrakta, für Belebtes oder Unbelebtes, für Tierisches, Menschliches usw. definiert ist, und müßte bei den Einsetzungen auf die Übereinstimmung dieser Spezifikationen achten.¹¹ Das scheitert aber wohl daran, daß sich die Zahl solcher semantischen Kategorien nicht in vernünftiger Weise beschränken läßt. Damit ist aber auch das Programm gefährdet, die Syntax so aufzubauen, daß die Menge der syntaktisch wohlgebildeten Sätze von S mit der Menge der semantisch wohlinterpretierten Sätze von S zusammenfällt.

¹¹ Das ist Chomskys Vorschlag in [65], Kap. II, § 2.

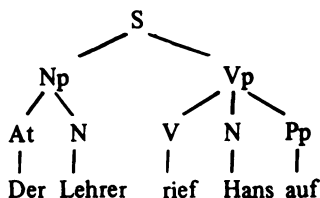
¹² Vgl. dazu z. B. auch Postal [64a], S. 73 ff.

Es gibt aber noch andere, grundsätzliche Argumente, die gegen die Durchführbarkeit einer reinen SB-Syntax sprechen, und die zuerst Harris und Chomsky zu einer Modifikation dieses Grammatiktyps geführt haben. Die beiden wichtigsten Gründe sind diese¹²:

1) Der SB-Syntax liegt der Gedanke zu Grunde, daß alle grammatisch zusammengehörigen Ausdrücke im Satz einen geschlossenen Zusammenhang bilden. Das ist aber oft nicht der Fall, wie das Beispiel „Der Lehrer *rief* Hans *auf*“ zeigt. Hier ist „aufrufen“ das Verbum, das aber nicht zusammenhängt, sondern durch das Satzobjekt „Hans“ getrennt ist. Die SB-Syntax enthält nun aber keine Möglichkeit, nicht zusammenhängende Satzteile als ein Satzglied zu klassifizieren und sie enthält auch keinen Mechanismus, der es erlauben würde, Umstellungen im Satz vorzunehmen, d. h. zunächst den Ausdruck zu bilden:



um diesen dann so umzustellen, daß er grammatikalisch richtig wird. Daher kann sie den Satz nur so analysieren:



Das ist aber inadäquat, da „auf“ hier keine selbständige Präposition ist, sondern Bestandteil des Verbums „aufrufen“. Im Futur heißt es ferner „Der Lehrer wird Hans aufrufen“, so daß wir für Präsens und

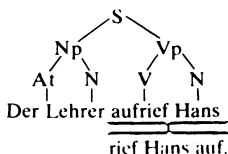
Futur verschiedene Strukturbeschreibungen des Satzes erhalten würden.¹³

2) Die SB-Syntax kann das Phänomen der Rückbeziehung nicht adäquat wiedergeben, d. h. die Strukturen von Sätzen wie (a) „Hans schläft und ebenso Fritz“ und (b) „Fritz schläft und er schnarcht“ wird nicht richtig dargestellt, da der Bezug von „ebenso“ auf „schläft“ und von „er“ auf „Fritz“ nicht zum Ausdruck kommt. Eine Beziehung zwischen den Sätzen „Hans schläft und Fritz schläft“, bzw. „Fritz schläft und Fritz schnarcht“ und (a), bzw. (b) wird in den SB dieser Sätze nicht deutlich.

Diesen beiden Einwänden lassen sich weitere hinzufügen, die jedoch meist ebenfalls darauf hinauslaufen, daß die SB-Syntax diejenige Struktur der Sätze, auf die es bei der semantischen Interpretation ankommt, nicht adäquat zur Darstellung bringen kann, weil sie die Sätze in zusammenhängende Teile zerschneidet, anstatt sie nach der semantischen Funktion der Ausdrücke zu analysieren.¹⁴

Wegen dieser Mängel der SB-Syntax haben Harris und Chomsky eine Syntax mit *Transformationsregeln* – kurz T-Syntax entwickelt. Dabei werden neben den Regeln zur Konstruktion der SB auch Transformationsregeln zugelassen, die aus einer oder mehreren SB (die dann nicht mit einem wohlgeformten Satz von S enden) einen

13 Die oben in Anmerkung 7 angeführten Systeme von Harman in [63] sind zu dem Zweck entworfen worden, solche Umstellungen zu ermöglichen. Wie Chomsky in [65] betont hat, liefern aber solche Systeme keine Strukturbeschreibungen mehr. Man erhält z. B. die Herleitung



Hier sind die Wörter im Ausdruck „rief Hans auf“ nicht mehr kategorial klassifiziert und müssen erst durch zusätzliche Angaben als Substantiv und als Verbeile ausgezeichnet werden.

14 Vgl. auch Postal [64b]. – Manche anderen, oft gegen die SB-Syntax vorgebrachten Einwände sind allerdings nicht sehr schwerwiegend, so z. B. der Einwand, daß sie die Beziehungen zwischen Aktiv und Passiv, zwischen Behauptung und zugeordnetem Fragesatz, und ähnliche Beziehungen nicht zum Ausdruck bringt. Es ist ja nicht Aufgabe der Syntax, alle semantischen Beziehungen deutlich zu machen, obwohl eine Syntax,

Satz erzeugen.¹⁵ Die syntaktische Struktur dieser transformatorisch erzeugten Sätze soll dargestellt werden durch die Transformationsstruktur, d. h. durch die Herleitung der Sätze aus den SB mit Transformationsregeln.¹⁶

Man kann nun zwei Stufen in der Entwicklung dieser T-Syntax unterscheiden: Auf der ersten Stufe, die z. B. durch Chomskys Arbeiten [57] und [61a] repräsentiert wird, wird den Transformationsregeln ein wesentlich größerer Anwendungsbereich eingeräumt als auf der zweiten Stufe, die z. B. durch [65] gekennzeichnet wird. Auf der ersten Stufe werden insbesondere auch Satzreihen mit Transformationsregeln erzeugt und die Einbettung von Nebensätzen in die Hauptsätze wird mit Transformationsregeln geleistet. Das erfordert Transformationsregeln mit mehreren Argumenten.¹⁷

deren Regeln den semantischen Interpretationsregeln entsprechen, zumindest die semantischen Grundrelationen viel deutlicher macht als die SB-Syntax.

15 Üblicherweise fordert man, daß eine Transformationsregel nicht nur einen Satz erzeugt, sondern auch eine zugehörige SB. Wenn aber diese SB der allgemeinen Anforderung genügen soll, daß sie die grammatische Struktur des Satzes adäquat darstellt, so ließen sich alle durch Transformation erzeugten Sätze auch in der SB-Syntax ohne Transformationsregeln erzeugen. Der einzige Sinn der Transformationsregeln wäre es dann, Verwandtschaften und Beziehungen zwischen SB aufzuweisen, z. B. Fragen in einfacher Weise aus Behauptungen zu erzeugen, usw. Der Aufweis solcher semantischer Zusammenhänge ist aber, wie schon bemerkt wurde, kein primäres Ziel der Syntax. Der wesentliche Teil der Begründung für die Einführung von Transformationsregeln würde dann aber entfallen, der darin besteht, daß es Sätze gibt, die die Syntax erzeugen muß, denen sich aber keine SB zuordnen lassen, wie z. B. im Fall diskontinuierlicher Ausdrücke. Daher wird es eben nicht zu allen durch Transformationsregeln erzeugbaren Sätzen adäquate Strukturbeschreibungen geben und man wird daher nicht generell fordern können, daß Transformationsregeln SB erzeugen. Andererseits kommt man dann aber bei der mehrfachen Anwendung von Transformationsregeln in Schwierigkeiten, denn die Argumente dieser Regeln sollten ja nicht Sätze, sondern SB sein!

16 Wenn nun die Argumente einer Transformationsregel immer Strukturbeschreibungen sein sollen – im üblichen Sinn als Konstituentenstrukturen und als Transformationsstrukturen – so entsteht das Problem, diese Transformationsregeln so allgemein zu definieren, daß sie für alle diese Argumente erklärt sind. Dieses Problem ist nie gelöst worden.

17 Vgl. dazu etwa das Beispiel, das Chomsky in [66a], S. 30 ff. angibt, sowie [62a].

Auf der zweiten Stufe werden hingegen nur Transformationsregeln mit einem Argument verwendet. Dem SB-Teil und dem transformationellen Teil der Syntax werden nun verschiedene Aufgaben zugeordnet: Jedem Satz wird neben seiner syntaktischen *Oberflächenstruktur*, die z. B. durch die traditionelle Satzanalyse erfaßt wird, eine *Tiefenstruktur* zugeordnet, die die semantische Interpretation des Satzes bestimmt.¹⁸ Die Aufgabe des SB-Teils ist es nun, die Tiefenstrukturen der Sätze zu erzeugen, die nicht schon grammatisch wohlgeformte Sätze sein müssen, und die Aufgabe der Transformationsregeln besteht darin, aus den Endausdrücken der SB wohlgeformte Sätze zu erzeugen.¹⁹ Dazu genügen nun einstellige Transformregeln, die im wesentlichen aus einem Ausdruck einen anderen Ausdruck erzeugen.²⁰ Die Transformationsstruktur ist nun nicht mehr wichtig, denn die Aufgabe der SB war es ja vor allem, die semantische Struktur eines Satzes anzugeben (so daß man mit Hilfe der SB z. B. zwischen den möglichen Interpretationen mehrdeutiger Sätze unterscheiden kann). Die Transformationsregeln lassen aber die Bedeutung der Ausdrücke invariant und insofern kann man die Tiefenstruktur eines Satzes mit der SB desjenigen Ausdrucks identifizieren, aus dem der Satz durch Transformationen gewonnen werden kann.

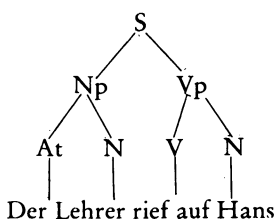
Mit einer Transformationsregel der Form $\langle X - \text{finite Präsens- oder Präteritumform von „aufrufen“} - \text{Objekt} - Y, X - \text{finite Präsens- oder}$

18 Die Unterscheidung von Tiefen- und Oberflächenstruktur läßt sich an den Beispielen mehrdeutiger Sätze „Hans ließ sich ein Buch stehlen“ und „Später wurde der Brief von Hans verlesen“ veranschaulichen, in denen identische Sätze verschiedene Tiefenstrukturen haben, oder an Sätzen wie „Fritz lacht oft“ und „Fritz lacht gern“, wo Sätze mit gleicher Oberflächenstruktur (Eigennamen-Verb-Adverb) verschiedene Tiefenstrukturen haben. Diese Beispiele haben wir schon in 3.2.2 besprochen. – Vgl. dazu auch Postal [64c]. – Zur Geschichte des Begriffs der Tiefenstruktur vgl. Chomsky [66b].

19 Vgl. dazu z. B. Chomsky [64], S. 85.

20 Dadurch werden die oben erwähnten Schwierigkeiten der Definition von Transformationsregeln vermieden. Man kann zudem in die Definition der Transformationsregeln Bestimmungen aufnehmen, die sich auf die tiefenstrukturelle Klassifikation der Ausdrücke in ihren Argumenten beziehen. Diese Bestimmungen bleiben ja bei den Transformationen invariant.

Präteritumform von rufen“ – Objekt – „auf“ – Y) kann man dann aus der letzten Zeile der SB



den Satz „Der Lehrer rief Hans auf“ erzeugen.

Neben den hier skizzierten Ansätzen der generativen Syntax, der SB-Syntax und ihrer Ergänzung durch Transformationsregeln gibt es noch weitere Systeme, die jedoch in der Diskussion nicht die gleiche Bedeutung erlangt haben.

Für manche dieser Systeme hat man nachgewiesen, daß sie inadäquat sind, für andere hat man Äquivalenzbeweise angegeben. So wird in Bar-Hillel [60b] bewiesen, daß die SB-Grammatiken (oder III)-Systeme) mit den *Kategorialgrammatiken* von Bar-Hillel²¹ äquivalent sind (d. h. daß sich mit ihnen die gleichen Satzmengen erzeugen lassen) und speziell auch mit den *beschränkten Kategorialgrammatiken*. Chomsky hat ferner in [59a] bewiesen, daß die sog. *endlichen Zustandssysteme*²² mit den (IV)-Systemen äquivalent sind, und diese sind wiederum äquivalent mit den *deterministischen* und mit den *nichtdeterministischen endlichen Automaten*²³. Auf Harman's System in [63] hatten wir schon hingewiesen.²⁴ Wir wollen hier auf diese Systeme nicht eingehen, sondern eine kritische Anmerkung zur T-Syntax machen.

Ein grundsätzlicher Mangel dieser Syntax scheint uns darin zu liegen, daß in den SB der Sätze die traditionellen grammatikalischen

21 Zu deren Definition vgl. Bar-Hillel [53].

22 Zu deren Definition vgl. Chomsky [59].

23 Vgl. dazu Bar-Hillel [60a], Theorem 1 und 2.

24 Zur Diskussion anderer generativer Grammatiken vgl. auch Postal [64a], Chomsky [62b] und Chomsky [56].

Kategorien verwendet werden, die, wie wir in 3.1 und 3.2 gesehen haben, weder präzise bestimmt noch adäquat sind. Da nun die Tiefenstruktur eines Satzes seine semantische Interpretation bestimmen soll, so scheint uns nichts dagegen zu sprechen, die Tiefenstruktur eines Satzes mit der logischen Struktur eines analysierenden Satzes von L zu identifizieren und die Tiefenstrukturen so mit logischen Kategorien zu beschreiben.²⁵

Tut man das, so nimmt der SB-Teil der generativen Grammatik einfach die Form an, daß die Regeln zur Erzeugung der Sätze von L angegeben werden. Da die Sätze von L ihrer semantischen Struktur nach eindeutig sind, so erübrigt es sich, für sie noch eigene Strukturbeschreibungen, z. B. in Form von Herleitungen anzugeben.

Der Transformationsteil der generativen Grammatik ergibt sich aus der analysierenden Relation R für S: Ein Satz B von S läßt sich aus einem Satz A von L erzeugen genau dann, wenn gilt $R(A,B)$. Gelingt es, R induktiv so zu definieren, daß zu jedem A die Menge der B mit $R(A,B)$ rekursiv aufzählbar ist, so sind damit auch die Transformationen in einer dem Standard der generativen Grammatik gemäßen Präzision bestimmt.

Für die Spezifizierung der analysierenden Relation wie der Transformationsregeln spielen natürlich auch all die grammatischen Unterscheidungen eine Rolle, die in der logischen Analyse vernachlässigt werden können, wie Genera, Kasus, Bildung der Flexionsformen und dergleichen. Wie weit man dabei mit den traditionellen grammatikalischen Kategorien auskommt, muß die Praxis zeigen. Prinzipiell werden jedenfalls für die Transformationsregeln alle Unterscheidungen wichtig, die für die Satzbildung in S relevant sind, und die durch die sogenannten *Substitutionskategorien* erfaßt werden, die man so definieren kann:

25 Auch Bierwisch betont in [66], S. 145 f. die Beziehung zwischen Tiefenstruktur und logischer Struktur, die er zwar nicht für identisch, aber doch für nahe verwandt hält. Ausführlicher sind diese Gedanken von H. Brekle in [69a], [69b], [70a] und [70b], von E. Bach in [68], von G. Lakoff in [70] und von J. McCawley in [68] entwickelt worden.

Zwei Ausdrücke X und Y von S heißen *isogen* genau dann, wenn für alle Ausdrücke A[Z] gilt: A[X] ist genau dann ein Satz von S, wenn A[Y] ein Satz von S ist.²⁶

Die Äquivalenzklassen zur Relation Isogen sind dann Substitutionskategorien,²⁷ die per definitionem genau die in S syntaktisch relevanten Distinktionen erfassen.

Die logische Grammatik hat gegenüber der generativen Grammatik neben dem Vorteil höherer Präzision wohl auch den Vorzug größerer Einfachheit, denn der SB-Teil wird mit der Ersetzung der Herleitungen in Semi-Thue-Systemen durch die Sätze von L wesentlich einfacher und der Transformationsteil würde kaum komplizierter. Da die Endprodukte der SB die semantische Struktur der Sätze eindeutig wiedergeben müssen, werden sie kaum weniger kompliziert oder deren Oberflächenstrukturen näher sein können als die analysierenden Sätze von L; d. h. die Transformationsregeln werden in etwa ebenso kompliziert ausfallen wie die Definition der Relation R. Hinzu kommt, daß sich, wie wir gleich sehen werden, auf dieser Syntax im Gegensatz zur T-Syntax eine brauchbare generative Semantik aufbauen läßt.

Eine weitere entscheidende Vereinfachung läßt sich ferner erzielen, wenn man die Forderung aufgibt, daß die Menge der in der Syntax erzeugbaren wohlgeformten Ausdrücke mit der Menge der semantisch interpretierten Sätze von S zusammenfällt. Wir haben oben gesehen, daß Chomskys Vorschlag, in die SB semantische Kategorien aufzunehmen, zu großen Schwierigkeiten führt. Es schadet aber nichts, wenn man in der Syntax von S auch Sätze zuläßt, wie z. B. „Primzahlen lachen“ oder „Der Mond schlägt die Sonne“, die den grammatischen Kategorien nach wohlgeformt, aber sinnlos sind. Denn die Sinnlosigkeit dieser Sätze ist ein rein semantisches und nur semantisch begründetes Phänomen. Diese Sätze können dann in der Semantik ausgesondert werden.²⁸

26 Die Schreibweise A[Z] wurde in 3.2. erklärt.

27 Diese und ähnlich definierte Substitutionskategorien sind von Bloomfield, Harris und Bar-Hillel eingeführt worden. Vgl. dazu z. B. Bar-Hillel [50].

28 In diesem Sinn äußert sich z. B. auch Curry in [61], während Putnam in [61] den Standpunkt vertritt, zwischen syntaktischen und semantischen Irregularitäten gäbe es keine scharfe Grenze. – Es gibt sie vielleicht von

Eine Semantik im Rahmen der generativen Grammatik ist zuerst von Katz und Fodor in [63] entwickelt und von Katz in [64a] und von Katz und Postal in [64b] ausgebaut worden.²⁹

Diese Semantik geht aus von einer T-Syntax einer Sprache S. Es sei G die Klasse derjenigen syntaktischen Kategorien (bzw. Kategorie-symbole), die in dieser Syntax zur Beschreibung der Ausdrücke von S verwendet werden, und K sei eine endliche Klasse von semantischen Kategorien (bzw. Categoriesymbolen), mit denen die Bedeutungen der Wörter von S charakterisiert werden sollen. Als solche semantische Kategorien können z. B. dienen: *Tätigkeit, Zustand, Konkret, Abstrakt, Lebewesen, Unbelebt, Tierisch, Menschlich, Männlich, Erwachsen*, usw. Im Lexikon von S soll nun jedem Wort eine, oder im Fall der Mehrdeutigkeit, mehrere Mengen $\{w_1, \dots, w_n\}$ von Categoriesymbolen aus G und K zugeordnet werden, die dieses Wort syntaktisch und semantisch charakterisieren. Hinzu kommt noch ein *Distinktor*, d. h. eine Angabe über die Bedeutung des Wortes, der diese Bedeutung von allen verwandten Bedeutungen unterscheidet, soweit das nicht schon die semantischen Kategorien leisten, sowie ein *Selektor*, der den Definitionsbereich des Wortes bestimmt. Danach werden z. B. dem englischen Wort "ball" folgende *Lesarten* (*readings*) zugeschrieben:

- a) ball – {N, *Social activity, Large Assembly*} [For the purpose of social dancing]
- b) ball – {N, *Physical object*} [Having globular shape]
- c) ball – {N, *Physical object*} [Solid missile for projection by engine of war].

Diese Lesarten bestimmen also die verschiedenen möglichen Inter-

der Sprache her nicht, aber es spricht nichts dagegen, in der Grammatik eine solche Grenze zu ziehen.

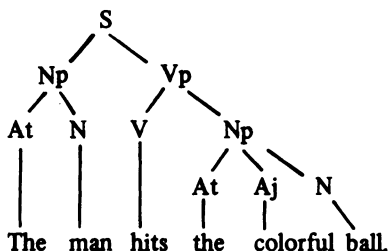
²⁹ Vgl. auch die Darstellung in Katz [66]. – Gegenüber solchen semantischen Theorien, wie sie in McCawley [68], Brekle [70a] und Lakoff [70] entwickelt werden, bezeichnet man die Semantik von Katz und Fodor heute vielfach nicht als eine *generative*, sondern als eine *interpretative* Semantik, da sie von den durch die Syntax erzeugten Sätzen ausgeht.

pretationen eines Wortes. Dabei steht der Distinktor in eckigen Klammern.

Es sei nun X ein Satz, dem eine SB (Tiefenstruktur) B zugeordnet ist. X wird dann durch Anwendung der folgenden semantischen Regeln eine Interpretation zugeordnet.

1) Mit einer *Einsetzungsregel* E wird jedem Wort W von X die Menge derjenigen Lesarten von W im Lexikon zugeordnet, deren syntaktischen Bestimmungen von W in B verträglich sind. Ist diese Menge leer, so ist W und damit X bedeutungslos.

2) Man geht nun die SB B von unten nach oben durch und bestimmt mit einer der *Projektionsregeln* R_i bei jeder Verzweigung die Menge der Lesarten neu. Wir illustrieren das am besten an einem Beispiel, das Katz und Fodor in [63] bringen: Man geht aus von folgender Strukturbeschreibung:



Es werden den hier neben "ball" vorkommenden Wörtern im Lexikon folgende Lesarten zugeordnet, wobei der Selektor in spitzen Klammern steht.

- d) The – {At} [*Some contextually definite*]
- e) colorful – {Aj, Color} [*Abounding in contrast or variety of bright colors*] <Physical object or Social activity>
- f) colorful – {Aj, Evaluative} [*Having distinctive character, vividness, or picturesqueness*] <Aesthetic object or Social activity>
- man – {N, Physical object, Human, Adult, Male}
- g) hits – {V(transitiv), Action, Instancy, Intensity} [*Collides with an impact*] <Subjekt: Higher animal or Improper part or Physical object; Objekt: Physical object>
- i) hits – {V(transitiv), Action, Instancy, Intensity} [*Strikes with a*

blow or missile] (Subjekt: *Human or Higher animal*; Objekt: *Physical object*; Instrument: *Physical object*)

Man bildet nun zunächst die Menge der Lesarten von "colorful ball". Dazu gibt es eine Projektionsregel R_1 über gewisse Ausdrucksverbindungen, zu denen auch die attributiven Verbindungen gehören, mit der man aus den Mengen {e,f} und {a,b,c} folgende Lesarten erhält:

- j) colorful ball – {Np, *Social activity, Large, Assembly, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*For the purpose of social dancing*]]
- k) colorful ball – {Np, *Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Having globular shape*]]
- l) Colorful ball – {Np, *Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast and variety of bright colors*] [*Solid missile for projection by engine of war*]]
- m) Colorful ball – {Np, *Social activity, Large, Assembly, Evaluative*} [[*Having distinctive character, vividness or picturesqueness*] [*For the purpose of social dancing*]]

Von den 6 möglichen Lesarten entfallen also die Kombinationen (f)–(b) und (f)–(c), da der Selektor von (f) nicht mit dem Kategoriesymbol *Physical object* verträglich ist. Die attributive Regel sondert also zunächst die miteinander verträglichen Lesarten aus und eliminiert die sinnlosen attributiven Kombinationen.

In den verträglichen Lesarten werden ferner die semantischen Kategorien zusammengefaßt und ebenso die Distinktoren.

Mit einer Projektionsregel R_2 kann man den Artikel und substantivische Ausdrücke verbinden. Man erhält so aus den Lesarten {g} und {g} die Lesart

- u) The man – {Np} [*Some contextually definite*] {*Physical object, Human, Adult, Male*}
und aus {d} und {j, k, l, m} die Lesarten
- o) The colorful ball – {Np} [*Some contextually definite*] {*Social activity, Large, Assembly, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*For the purpose of social dancing*]]
- p) The colorful ball – {Np} [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Having globular shape*]]

- q) The colorful ball – {Np} [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Solid missile for projection by engine of war*]]
- r) The colorful ball – {Np} [*Some contextually definite*] {*Social activity, Large Assembly, Evaluative*} [[*Having distinct character, vividness or picturesqueness*] [*For the purpose of social dancing*]]

Mit einer Projektionsregel R₃ kann man dann ein transitives Verbum mit seinem Objekt verbinden. Man erhält damit aus den Lesarten {h, i} und {o, p, q, r} die Lesarten:

- s) Hits the colorful ball – {Vp, Action, Instancy, Intensity} [*Collides with an impact*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Having globular shape*]] (Subjekt: *Higher animal or Improper Part or Physical object*)
- t) Hits the colorful ball – {Vp, Action, Instancy, Intensity} [*Collides with an impact*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Solid missile for projection by engine of war*]] (Subjekt: *Higher animal or Improper Part or Physical object*)
- u) Hits the colorful ball – {Vp, Action, Instancy, Intensity} [*Strikes with a blow or missile*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Having globular shape*]] (Subjekt: *Human or Higher Animal*)
- v) Hits the colorful ball – {Vp, Action, Instancy, Intensity} [*Strikes with a blow or missile*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Solid missile for projection by engine of war*]] (Subjekt: *Human or Higher Animal*)

Hier entfallen nun die Kombinationen (h)–(o), (h)–(r), (i)–(o), (i)–(r) wegen der Selektionsbestimmungen in (h) und (i). Im übrigen werden hier die semantischen Bestimmungen und die Distinktoren wie schon bei R₂ nicht so zusammengefaßt wie in R₁.

Endlich kann man dann mit einer Projektionsregel R₄ Subjekt und Prädikat zusammenfassen. Man erhält damit aus den Lesarten {n} und {s, t, o, v} die Lesarten:

- w) The man hits the colorful ball – {S} [*Some contextually definite*] {*Physical Object, Human, Adult, Male*} {*Action, Instancy, Inten-*

- sity} [*Collides with an impact*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Having globular shape*]]
- x) The man hits the colorful ball – {S} [*Some contextually definite*] {*Physical object, Human, Adult, Male*} {*Action, Instancy, Intensity*} [*Collides with an impact*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Solid missile for projection by engine of war*]]
- y) The man hits the colorful ball – {S} [*Some contextually definite*] {*Physical object, Human, Adult, Male*} {*Action, Instancy, Intensity*} [*Strikes with a blow or missile*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Having globular shape*]]
- z) The man hits the colorful ball – {S} [*Some contextually definite*] {*Physical object, Human, Adult, Male*} {*Action, Instancy, Intensity*} [*Strikes as a blow or missile*] [*Some contextually definite*] {*Physical object, Color*} [[*Abounding in contrast or variety of bright colors*] [*Solid missile for projection by engine of war*]].

Es ist nun die Menge {w, x, y, z} die Menge der möglichen Lesarten des Satzes „The man hits the colorful ball“. Wäre diese Menge leer, so wäre der Satz bedeutungslos, enthielte sie nur eine Lesart, so wäre der Satz semantisch eindeutig. Da aber nun dem Satz vier Lesarten entsprechen, so ist er vierfach mehrdeutig, d.h. es gibt vier mögliche Bedeutungen des Satzes. Enthalten die Mengen der Lesarten zweier Sätze X_1 und X_2 keine gemeinsamen Lesarten, so sind diese Sätze bedeutungsverschieden, enthalten sie n gemeinsame Lesarten, so sind die beiden Sätze n -fach synonym, enthalten sie genau die gleichen Lesarten, so sind die beiden Sätze vollständig synonym.

Da die Transformationsregeln auf der zweiten Stufe der Entwicklung der T-Syntax so bestimmt werden, daß sie die Bedeutung der Ausdrücke invariant lassen, beziehen sich die semantischen Regeln immer nur auf die SB eines Satzes, die seine Tiefenstruktur angibt.

Diese kurze Skizze des semantischen Ansatzes von Katz und Fodor zeigt nun schon deutlich dessen grundsätzliche Mängel auf.

Zunächst bleibt völlig offen, wie die Menge der semantischen Kategorien zu bestimmen ist. Nun wollen zwar die Autoren weniger eine

Semantik für eine bestimmte Sprache explizit angeben, als den allgemeinen Grundriß spezieller semantischer Theorien aufzeigen, aber auch in einem solchen Grundriß müßte man sagen, wie diese Kategorien zu verstehen sind: Sind es Merkmale der zu charakterisierenden Begriffe oder Eigenschaften dieser Begriffe? Beide Angaben haben ganz verschiedenen logischen Status: Ein *Merkmal* eines Begriffes der Kategorie $\sigma(\nu)$ $F(x)$ ist ein Begriff derselben Kategorie $G(x)$, so daß gilt $\wedge x(F(x) \equiv G(x) \wedge \dots)$. Eine *Eigenschaft* von $F(x)$ ist hingegen ein Begriff $M(f)$ der Kategorie $\sigma(\sigma(\nu))$, so daß gilt $M(F)$. Bei Katz und Fodor kommen Merkmale wie Eigenschaften vor. So soll z. B. das Wort „bachelor“ durch die Kategorie *Human*, also durch ein Merkmal bestimmt werden, „light“ (als Adjektiv) aber durch die Kategorien *Color*, bzw. *Weight*, d. h. durch Eigenschaften. Ferner werden die Kategorien immer als einstellige Begriffe aufgefaßt, sie werden dann aber bei der Bestimmung z. B. von transitiven Verben zumeist Eigenschaften sein müssen. Endlich kommen für Eigennamen und Funktionsausdrücke nur Eigenschaften als semantische Kategorien in Frage.

Betrachten wir nun die Projektionsregeln, zunächst R_1 . Diese Regel hat die Gestalt $W_1 - \{K_1\}[D_1] \langle S_1 \rangle, W_2 - \{K_2\}[D_2] \langle S_2 \rangle \rightarrow W_1 W_2 - \{K_1, K_2\} [[D_1] [D_2]] \langle S_2 \rangle$.

Es ist nun zu fragen, was der Ausdruck in der Konklusion überhaupt bedeuten soll: Wenn W_1 und W_2 einstellige Prädikate sind und $\{K_1\}$ und $\{K_2\}$ Gruppen von Merkmalen, so könnte $\{K_1, K_2\}$ die Konjunktion dieser Merkmale darstellen. Dann würde also $W_1 W_2$ als Konjunktion zweier einstelliger Prädikate gedeutet. Diese Deutung käme wohl für manche attributiven Zusammensetzungen in Frage, wie für „roter Ball“ im Sinne von „x ist rot und x ist ein Ball“, aber keineswegs für alle Fälle der Anwendung von R_1 , zu denen nach Katz und Fodor ja z. B. auch die Fügungen Adverb-Verb zählen. Man kann aber nicht „schlecht singen“ als „schlecht sein und singen“ auffassen. Ferner läßt sich auch bei Fügungen der Form Adjektiv + Substantiv – sofern sie sich überhaupt konjunktiv deuten lassen – diese Auffassung von $\{K_1, K_2\}$ nicht allgemein durchhalten, weil wir sahen, daß in $\{K_1\}$ und $\{K_2\}$ nicht nur Merkmale, sondern auch Eigenschaften vorkommen. Man kann aber nicht aus $M(F)$ auf $M(\lambda x(F(x) \wedge G(x)))$ schließen. So gilt z.B. daß „rot“ ein Farbprädikat ist, „roter Ball“ ist aber kein Farbprädikat. Endlich haben wir in 3.2.2 gesehen, daß sich keineswegs alle attribu-

tiven Fügungen als konjunktive Verknüpfungen auffassen lassen.

Eine vernünftige Deutung von $\{K_1, K_2\}$ fehlt also. Es fehlt aber noch mehr eine Deutung von $[[D_1] [D_2]]$. Ein solcher Ausdruck wird nirgends definiert. Sollte er äquivalent sein mit $[D_1 \wedge D_2]$, so wäre wieder zu fordern, daß D_1 und D_2 Merkmale sind, und das geht dann wieder nur bei konjunktiven Fügungen. Andernfalls bleibt der Ausdruck völlig unverständlich.

Schlimmer wird es noch bei den übrigen Regeln. Hier kommen in den Konklusionen Ausdrücke vor wie $W_1 W_2 - \{K_1\} \{D_1\} \{K_2\} [D_2]$, die völlig undefiniert bleiben. Eine vernünftige Deutung solcher Ausdrücke ist nirgends in Sicht, es wird nicht einmal ein Unterschied zu den Ausdrücken der Form $\{K_1, K_2\} [[D_1] [D_2]]$ gemacht. Man verläßt sich wohl einfach darauf, daß der Leser, der die Deutung der Ausdrücke $W_1 W_2$ ohnehin kennt, sie auch wieder aus der angegebenen bunten Folge semantischer Bruchstücke herauslesen wird. Mit wissenschaftlicher Präzision hat so etwas natürlich nichts mehr zu tun. Man vergleiche z. B. die Lesarten (y) bis (z): Eine semantische Information kann man ihnen nur entnehmen, weil man ohnehin weiß, was sie andeuten sollen, und weil man sich in diesem Wissen auch durch die merkwürdigsten Schreibweisen nicht beirren läßt.

Es fehlt hier auch an den elementarsten semantischen Einsichten: Gegenstände, Begriffe der verschiedenen Typen, Funktionsausdrücke und Sätze werden semantisch nicht unterschieden, es gibt keine Charakterisierung des Zutreffens von Begriffen auf Gegenstände, usw.³⁰

Obwohl die Semantik von Katz und Fodor eine inzwischen überholte Urform der generativen Semantik ist, eignet sie sich doch gut, um die Unzulänglichkeiten dieser Semantik zu illustrieren. Eine wirklich präzise und leistungsfähige Semantik gibt es bisher nur im Rahmen der logischen Grammatik. Daher bildet die logische Grammatik

30 Diese Mängel treten in Abraham und Kiefer [60] noch deutlicher hervor. Hier fallen in den Lesarten Distinktoren und Selektoren weg und als einzige Projektionsregel tritt eine Regel auf, die der Regel R_1 bei Katz und Fodor insofern entspricht, als sie Merkmale (?) der Komponenten des neuen Ausdrucks konjunktiv verbindet. Damit kann man aber bestenfalls konjunktive Verknüpfungen einstelliger Prädikate semantisch kennzeichnen, aber nicht Namen, Sätze, mehrstellige Prädikate, Funktoren oder die Funktor-Argument-Fügungen.

gegenwärtig wohl den besten Ansatz zur Entwicklung exakter Grammatik-Modelle für natürliche Sprachen.³¹

3.3.3 Eingeborene Ideen

Im Zusammenhang mit der generativen Grammatik wollen wir in Form eines kurzen Exkurses noch auf eine Hypothese eingehen, die eigentlich nicht zur Grammatik, sondern zur Erkenntnistheorie gehört, die aber doch an dieser Stelle erwähnt werden soll, weil sie sich auf die generative Grammatik stützt.

Diese *Hypothese von den eingeborenen Ideen*, kurz IH (*Innateness Hypothesis*), ist insbesondere von Chomsky vertreten worden.³² Sie besagt, daß der Vorgang der Spracherlernung beim Menschen sich von anderen Lernprozessen, wie z. B. dem Erlernen des Schachspiels, dadurch unterscheidet, daß im menschlichen Verstand (bzw. im menschlichen Gehirn) gewisse Informationen über Sprache eingebaut sind, die in den Prozeß der Spracherlernung eingehen. Wir haben in diesem Sinn eine angeborene Sprachfähigkeit, nicht aber eine angeborene Fähigkeit zum Schachspielen: Alles, was wir vom Schach wissen, haben wir aus der Erfahrung erlernt, über die Sprache aber wissen wir mehr, als wir durch Erfahrung erlernt haben – ja nach Chomsky mehr, als wir je durch Erfahrung erlernen könnten.

Genauer sollen nun die erfahrungsunabhängigen Informationen über Sprache den Inhalt der allgemeinen Sprachtheorie umfassen.³³ Dazu gehören die allgemeinen Eigenschaften von Grammatiken: daß (a) jede Grammatik eine SB-Komponente enthält und (b) Transformationsregeln, daß (c) jede Grammatik gewisse syntaktische und semantische Kategorien enthält, wie z. B. „Eigenname“, „Satz“, „Verb“ usw., daß (d) zu jeder Grammatik gewisse allgemeine semantische Regeln gehören und daß (e) die phonologische Komponente jeder Grammatik die Sätze über einem gewissen endlichen Grundvorrat von phonetischen Zeichen interpretiert. Weiterhin gehört dazu eine Bewer-

31 Vgl. aber die einschränkenden Bemerkungen am Ende des Abschnitts 3.2.2.

32 Vgl. dazu Chomsky [66b] und [67].

33 Zur Bestimmung der allgemeinen Sprachtheorie vgl. z. B. Chomsky [61a], S. 120 oder Postal [64a], S. 3 f.

tung der verschiedenen Grammatiken, die die gleiche Satzmenge erzeugen, z. B. nach dem Grad ihrer Einfachheit.

Was nun in der allgemeinen Sprachtheorie explizit formuliert wird, wie z. B. die allgemeinen Eigenschaften der Grammatiken, das soll in der Wirkungsweise des menschlichen *Language Acquisition Device*, des menschlichen Spracherlernungsapparats – kurz LAD – hineinkonstruiert sein, so daß der LAD so funktioniert, daß wir unter den möglichen Grammatiken eine bestimmte auswählen, und zwar die einfachste derjenigen Grammatiken, die zu den in der Erfahrung dargebotenen sprachlichen Daten paßt. D. h. der LAD gibt uns keine Information über die Sprache, die wir bewußt benützen, sondern er steuert den Prozeß der Aneignung der Sprache und unseres Sprachverhaltens, ohne daß wir uns seiner Wirkungsweise direkt bewußt wären oder daß wir durch Introspektion diese Wirkungsweise erkennen könnten. Die Rede von „angeborenen Ideen“ ist also nur als eine historische Anspielung zu verstehen – tatsächlich unterscheidet sich Chomskys Hypothese wesentlich von den Vorstellungen des Rationalismus im 17. und 18. Jahrhundert von Descartes bis Leibnitz.³⁴ Nähere Angaben über die Natur und Funktionsweise des LAD macht Chomsky nicht, in seiner IH deutet sich nur ein kybernetisches Modell dieses LAD an.

Die *Leistung* der IH soll nach Chomsky darin bestehen, daß sie erklärt:

1. Die weitgehende Gleichheit aller menschlichen Sprachen (aufgrund der allen Grammatiken gemeinsamen Bestimmungen, der sog. (formalen) *linguistischen Universalien*), wie sie sich in (a) bis (e) ausdrücken.³⁵
2. Die Artspezifischkeit der Sprachen (Affen können sie nicht erlernen, obwohl sie durchaus eine allgemeine Lernfähigkeit und Intelligenz besitzen),
3. Die Unabhängigkeit der Sprachbeherrschung von der Intelligenz (Kinder lernen die Sprache in einem Alter, in dem ihre allgemeinen intellektuellen Fähigkeiten noch recht unterentwickelt sind) und –

34 Die historischen Parallelen zu seiner Hypothese behandelt Chomsky in [66b].

35 Den Unterschied *formale* – *substantielle* Kategorien macht Chomsky in [65], Kap. I, § 5.

weitestgehend – von den dargebotenen sprachlichen Daten, die von Individuum zu Individuum recht verschieden sein können,

4. Die Leichtigkeit der Spracherlernung (die Sprache ist ein außerordentlich kompliziertes Regelsystem – man denke an Chomskys generative Syntax – das aber von den Kindern in relativ kurzer Zeit erlernt wird),

5. Daß überhaupt Sprache erlernt wird: eine unendliche Menge von Sätzen, wie sie durch eine Grammatik ausgezeichnet wird, aufgrund nur endlich vieler sprachlicher Daten. Mit einer allgemeinen intellektuellen Lernfähigkeit läßt sich das nach Chomsky nicht erklären, denn es muß ja bei der Spracherlernung nicht nur die Oberflächenstruktur, sondern auch die Tiefenstruktur analysiert werden, die in den Daten selbst gar nicht vorkommt.

Zur *Kritik* dieser Hypothese ist aber folgendes zu sagen:

A) Der *Inhalt* der Hypothese ist nicht hinreichend präzisiert, solange nicht genau angegeben wird, welche Informationen der LAD enthält, bzw. was er leistet.

B) Zur *Leistung* der IH kann man feststellen: Zunächst läßt sich die IH nicht direkt testen. Dazu müßte man ja eine Sprache angeben, die nicht dem LAD-Schema entspricht und müßte zeigen, daß Menschen sie nicht oder doch nicht als Erstsprache erlernen können, d. h. man müßte Kindern ausschließlich Proben dieser Sprache geben und müßte zeigen, daß sie in angemessener Zeit diese Sprache nicht beherrschen, obwohl sie nicht wesentlich komplizierter ist als unsere. Aber eine solche Sprache ist bisher nicht angegeben worden und kann nach Chomsky vielleicht von uns auch gar nicht angegeben werden.³⁶

Es bleibt also nur übrig, die IH nach ihrem *Erklärungswert* zu beurteilen.³⁷ Wie steht es also damit?

Zu (1) ist zu sagen: Die allgemeine Geltung der formalen Universalien, die durch die IH begründet werden soll, läßt sich auch unabhängig von der IH erklären:

³⁶ Vgl. dazu auch die Ausführungen von Goodman in [67].

³⁷ Selbst wenn die IH gewisse Phänomene, für die wir keine andere befriedigende Erklärung haben, erklären würde, so würde, wie Goodman in [67] betont, daraus nicht folgen, daß sie richtig ist oder auch nur akzeptierbar. Letzteres würde nur dann gelten, wenn sie nicht mehr Probleme aufwürfe als sie erklärt.

a) Daß jede Syntax eine SB-Komponente und eine T-Komponente enthält, ist nicht richtig: die Erzeugung der Sätze in der logischen Grammatik geschieht nicht mit einer SB-Grammatik. Auch in anderen Systemen der generativen Grammatik kommen SB-Grammatiken nicht vor. Man kann also nur sagen, daß es zu jeder Sprache eine SB-Grammatik gibt, die ergänzt um Transformationsregeln, alle Sätze dieser Sprache erzeugt. Das ist aber trivial, weil die Transformationsregeln – in der Allgemeinheit, wie sie Chomsky betrachtet – die Gestalt der definierenden Relationen allgemeiner Semi-Thue-Systeme haben, so daß sich jedes Semi-Thue-System auch in Gestalt eines (II)-Systems mit Transformationsregeln schreiben läßt. Da die Sätze jeder Sprache aber rekursiv aufzählbar sein müssen, lassen sie sich durch solche Systeme erzeugen.

b) Daß z. B. die syntaktische Kategorie „Eigenname“ überall vorkommt, ist zunächst einmal empirisch fraglich; wenn es aber tatsächlich zutrifft, so ließe sich das aus der Leistungsfähigkeit von Sprachen mit Eigennamen verstehen.³⁸ Die Kategorie „Eigenname“ zusammen mit der tatsächlich universalen Kategorie „Satz“ genügt aber schon, um alle logischen Kategorien zu definieren.³⁹

c) Die, von Chomsky nicht näher spezifizierten semantischen Regeln ergeben sich einfach aus der Forderung, parallel zu den grundlegenden syntaktischen Regeln semantische Interpretationen zu definieren.

d) Der endliche Vorrat von phonetischen Grundzeichen erklärt sich nach Putnam [67] aus der Gleichheit der menschlichen Sprachwerkzeuge.

Viele Gemeinsamkeiten der Sprachen erklären sich nach Putnam endlich auch zwanglos durch eine gleiche Abstammung aller menschlichen Sprachen.

Zu (2) ist zu sagen: Die Artspezifischkeit der Fähigkeit, Sprachen zu zu erlernen, erklärt sich auch aus einer artspezifischen höheren Intelligenz des Menschen.

Und zu (3): Eine strenge Unabhängigkeit der Sprache von der Intelligenz besteht nicht. Weniger intelligente Menschen erlernen die Sprache weniger vollkommen als intelligente, ihr Wortschatz und ihre

³⁸ Vgl. dazu die Erörterungen im Abschnitt 4.3.

³⁹ Vgl. dazu auch Putnam [67].

grammatischen Fähigkeiten bleiben hinter denen anderer zurück.⁴⁰ Die weitgehende Unabhängigkeit von den sprachlichen Daten ergibt sich daraus, daß diese Daten in jedem Fall eine sehr große und repräsentative Menge von Sprachbeispielen sein müssen; sonst kann man mit einer Unabhängigkeit sicher nicht rechnen.

Zu (4) betont Putnam in [67]: Die Sprache, die der normale Erwachsene beherrscht, ist das, was jeder normale Erwachsene erlernen kann. Das, was jeder normale Erwachsene erlernen kann, kann man aber nicht als „kompliziert“ bezeichnen. Insbesondere, wenn man bedenkt, daß man 9 bis 10 Jahre braucht, um eine Sprache einigermaßen zu beherrschen, so müßte die Grammatik noch wesentlich komplizierter sein, als sie es tatsächlich ist, damit das erstaunlich wäre.⁴¹ Außerdem darf man den Komplexitätsgrad der Sprachgewohnheiten nicht mit dem Komplexitätsgrad explizit formulierter grammatikalischer Regeln identifizieren, die diese Sprachgewohnheiten präzisieren, und schon gar nicht mit dem Komplexitätsgrad der Chomskischen generativen Grammatik.

Zu (5) endlich kann man feststellen – und das ist der Haupteinwand gegen Chomskys Argumente: Solange es keine präzisen und ausgebauten Lerntheorien gibt, kann man nicht behaupten, daß die allgemeine Lernfähigkeit die Spracherlernung nicht erklären könne.⁴² Daß sich die Beherrschung unendlich vieler Sätze nicht aus der Kenntnis endlich vieler Daten gewinnen ließe, ist falsch, denn wir können eben endlich viele Regeln lernen. Auch der Schachspieler lernt mit den wenigen allgemeinen Spielregeln sich in unendlich vielen Spielsituationen richtig zu verhalten. Trotzdem nimmt man hier keine eingeborenen Schachspielkenntnisse an.

⁴⁰ Es ist allerdings die Frage, ob man nicht sagen muß, daß intellektuell weniger gewandte Personen eine *andere Sprache*, nämlich die Umgangssprache, die sie sprechen, ebenso gut beherrschen wie andere die Hochsprache.

⁴¹ Putnam sagt: „Nine or ten years is enough time to become pretty darn good at *anything*“, [67], S. 20. Allerdings muß man auch hier unterscheiden: Ein Kind beherrscht in der Regel die einfachen Satzstrukturen schon mit fünf Jahren, benötigt für die Erlernung komplexerer Satzbildungen aber länger als zehn Jahre; auch ist hier wieder die Frage, ob es sich nicht um verschiedene Sprachsysteme handelt.

⁴² In diesem Sinne auch Putnam in [67].

Nach alldem hat die IH auch keinen Erklärungswert: Sie erklärt nichts, was sich nicht noch einfacher anders erklären ließe. Da sich die Hypothese aber auch nicht direkt testen läßt, besteht also keinerlei Grund, sie zu akzeptieren und weitreichende erkenntnistheoretische Annahmen darauf aufzubauen.

4 Sprache und Wirklichkeit

4.1 Die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung

Eine These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung hat mit sprachwissenschaftlich fundierten Argumenten zuerst Wilhelm von Humboldt vertreten, dessen Gedanken, insbesondere in der deutschen Sprachwissenschaft, bis heute fortwirken.

Für Humboldt ist die Sprache nicht nur ein Mittel zum Ausdruck oder zur Mitteilung von Denkinhalten, sondern Denken und Sprechen bilden eine untrennbare Einheit: „Die zunächst liegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein bloßes Verständigungsmittel zu betrachten. . . Die Sprache ist aber durchaus kein blosses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden, die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hilfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet . . .“¹. Er spricht von der „Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseyns und der menschlichen Sprache“² und sagt: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden.“³ „Der Begriff vermag sich . . . ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden.“⁴

1 Humboldt [03], Bd. VI, S. 22 f.

2 Humboldt [03], Bd. VI, S. 16.

3 Humboldt [03], Bd. VII, S. 53.

Der Begriff wird erst mit dem Wort gebildet, Begriff und Lautgestalt werden im Wort nicht zusammengesetzt: „Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt“⁵.

Daher erfassen wir erst mithilfe der Sprache die Welt, ihre Gegenstände, Unterschiede, Eigenschaften und Beziehungen, und wir erfassen sie mit einer bestimmten Sprache in einer bestimmten Weise: Jede Sprache enthält eine *Weltansicht*, eine ihr spezifische Vorstellung der Welt und ihrer Struktur, eine eigentümliche Ontologie: „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.“⁶ „Auch hier findet sich, dass die Vorstellungsart, als thue die Sprache nicht mehr, als die an sich wahrgenommenen Gegenstände zu bezeichnen, weit entfernt ist, ihren tiefen und vollen Gehalt zu erschöpfen. Ebenso wenig als ein Begriff ohne sie möglich ist, ebenso wenig kann es für die Seele ein Gegenstand seyn, da ja jeder äussere Gegenstand nur vermitteltst des Begriffes für sie Wesenheit erhält. In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht ja aus dieser Wahrnehmung, und ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich, der Seele gegenüber, auch wieder selbst zum Object macht, und eine neue, vom Subject sich absondernde Eigenthümlichkeit hinzubringt, so dass nunmehr in dem

⁴ Humboldt [03], Bd. VII, S. 100.

⁵ Humboldt [03], Bd. VII, S. 94.

⁶ Humboldt [03], Bd. IV, S. 27.

Begriffe ein Dreifaches liegt, der Eindruck des Gegenstandes, die Art der Aufnahme desselben im Subject, die Wirkung des Wortes, als Sprachlaut.“⁷ „Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloss empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich.“⁸ „Der Begriff erreicht seine Bestimmtheit und Klarheit erst durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft. Er wird, wie wir im Vorigen sahen, erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreisst, und dem Subject gegenüber zum Object bildet. Es genügt jedoch nicht, dass diese Spaltung in dem Subjecte allein vorgeht, die Objectivität ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber ist die einzige Vermittlerin die Sprache, und so entsteht auch hier ihre Nothwendigkeit zur Vollendung des Gedanken.“⁹

„Weltansicht aber ist die Sprache nicht bloss, weil sie, da jeder Begriff soll durch sie erfasst werden können, dem Umfange der Welt gleichkommen muss, sondern auch deswegen, weil erst die Verwandlung, die sie mit den Gegenständen vornimmt, den Geist zur Einsicht des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht. Denn erst indem sie den Eindruck der Wirklichkeit auf die Sinne und die Empfindung in das, als Organ des Denkens eigen vorbereitete Gebiet der articulirten Töne hinüberführt, wird die Verknüpfung der Gegenstände mit den klaren und reinen Ideen möglich, in welchen der Weltzusammenhang ans Licht tritt. Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstel-

7 Humboldt [03], Bd. VI, S. 179.

8 Humboldt [03], Bd. VII, S. 55.

9 Humboldt [03], Bd. VI, S. 160.

lungen abhängt, sogar ausschliesslich so. Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt.“¹⁰

Humboldt spricht von der „Verwandlung der Welt in Sprache“¹¹ und sagt: „Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht darin, dass sie, vermittelnd, zwischen dem Menschen und den äussern Gegenständen eine Gedankenwelt an Töne heftet.“¹² „Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äusseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen noch ganz äusserlichen Welt verbindenden Sprachzweck.“¹³

Für Humboldt gilt so, daß die Sprachen: „... jede mit der ihr einwohnenden Kraft, das allen gemeinschaftlich vorliegende Gebiet in das Eigenthum des Geistes umschaffen.“¹⁴

Diese Weltansicht einer Sprache wird geprägt von dem Lebenswillen, oder, wie man auch sagt, dem *Kulturwollen* der *Nation*, die diese Sprache spricht; umgekehrt entfaltet sich aber auch in der *Sprachkraft* die Eigenart und der Charakter einer Kultur, denn Sprache und Kultur, Sprache und Leben sind aufs engste verbunden:

„Die Sprache lebt und webt in der Nationalität und das Geheimnisvolle ihres Wesens zeigt sich gerade darin vorzüglich, dass sie aus der scheinbar verwirrten Masse von Individualitäten hervorgeht, unter welchen keine sich gerade einzeln auszuzeichnen braucht. Sie erhält ihre ganze Form aus diesem dunkeln Naturwirken bewusstlos zusammenstimmender Anlagen, da, was aus einzelner, noch so richtig berechneter Absicht hervorgeht, sie in sichtbarer Ohnmacht nur

10 Humboldt [03], Bd. VI, S. 179 f.

11 Humboldt [03], Bd. VI, S. 28.

12 Humboldt [03], Bd. V, S. 110.

13 Humboldt [03], Bd. VII, S. 115.

14 Humboldt [03], Bd. IV, S. 420.

gleichsam umspielt.“¹⁵ „Aus jeder Sprache lässt sich daher auf den Nationalcharakter zurückschliessen.“¹⁶ Für Humboldt ist eine Sprache so eine „geistige Individualität“¹⁷ und diese Individualität ist die der Nation: „Im Grunde ist die Sprache . . . die Nation selbst, und recht eigentlich die Nation.“¹⁸ „Die Sprache aber dankt selbst dieser Kraft ihren Ursprung, oder was der richtigere Ausdruck seyn dürfte, die bestimmte nationale Kraft kann nur in der bestimmten nationalen Sprache, diesen Lauten, diesen analogischen Verknüpfungen, diesen symbolischen Andeutungen, diesen bestimmenden Gesetzen innerlich zur Entwicklung, äusserlich zur Mittheilung kommen. Dies ist es, was wir wohl, aber immer uneigentlich, Schaffen der Sprache durch die Nation nennen.“¹⁹ „Man kann . . . als allgemein anerkannt annehmen, dass die verschiedenen Sprachen die Organe der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsarten der Nationen ausmachen, dass eine grosse Anzahl von Gegenständen erst durch die sie bezeichnenden Wörter geschaffen werden, und nur in ihnen ihr Daseyn haben . . .“²⁰

Ist die Kultur Schöpfer der Sprache, so ist diese dem Einzelnen gegenüber eine Macht, die sein Denken und seine Erfahrung in der Form ihrer Weltansicht bestimmt und so Anteil an der Formung seiner Erfahrung hat:

„Die Vorstellung, daß die verschiedenen Sprachen nur dieselbe Masse der unabhängig von ihnen vorhandnen Gegenstände und Begriffe mit andren Wörtern bezeichnen und diese nach andren Gesetzen, die aber, ausser ihrem Einfluss auf das Verständniss, keine weitere Wichtigkeit besitzen, an einander reihen, ist, ehe er tiefer über die Sprache nachdenkt, dem Menschen zu natürlich, als dass er sich leicht davon losmachen könnte. Er verschmäh't das im Einzelnen so klein und geringfügig, als bloss grammatische Spitzfindigkeit Erscheinende, und vergisst, dass die sich anhäufende Masse dieser

15 Humboldt [03], Bd. VI, S. 189.

16 Humboldt [03], Bd. VII, S. 172.

17 Humboldt [03], Bd. VI, S. 151.

18 Humboldt [03], Bd. VII, S. 641.

19 Humboldt [03], Bd. VI, S. 127.

20 Humboldt [03], Bd. VII, S. 640.

Einzelheiten ihn doch, ihm selbst unbewusst, beschränkt und beherrscht. Immer in Objecten lebend, webend und handelnd, bringt er die Subjectivität zu wenig in Anschlag, und gelangt schwer zu dem Begriff einer durch die Natur selbst gegebenen, sich allem Objectiven in ihm beimischenden, und es, nicht zufällig, launisch oder willkürlich, sondern nach innern Gesetzen so umgestaltenden Kraft, dass das scheinbare Object selbst nur zu subjectiver, und doch mit vollem Recht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machender Auffassung wird.“²¹ „Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern, bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten.“²² „Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, solange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft.“²³ „Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation, und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andren durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt, und angeregt.“²⁴ „Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volk Alles das bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, . . . so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist.“²⁵ Und darum gilt: „1. dass die Sprache durch die auf sie geschehende Einwirkung eine Individualität erhält, die insofern ganz eigentlich auch zu ihrem Charakter wird, als sie nun auch wiederum in demselben zurückwirkt, und als sie sich nur innerhalb der Grenzen desselben mit Willigkeit gebrauchen lässt. 2. dass ihre Rückwirkung um so bestimmender ist, als in ihr das vermitteltst ganzer Zeiträume und Nationen in Masse Hervorgebrachte auf das Individuum einwirkt, dessen selbst schon, durch die Gleichheit der Einwirkungsursachen ähnlich gestimmte Individualität ihr nur wenig zu widerstehen vermag.“²⁶ „Denn der Mensch spricht nicht, weil er so sprechen

21 Humboldt [03], Bd. VI, S. 119.

22 Humboldt [03], Bd. IV, S. 22.

23 Humboldt [03], Bd. IV, S. 29.

24 Humboldt [03], Bd. IV, S. 27.

25 Humboldt [03], Bd. VI, S. 182.

26 Humboldt [03], Bd. IV, S. 423 f.

will, sondern weil er so sprechen muss; die Redeform in ihm ist ein Zwang seiner intellectuellen Natur; sie ist zwar frei, weil diese Natur seine eigne, ursprüngliche ist, aber keine Brücke führt ihn in verknüpfendem Bewusstseyn von der Erscheinung im jedesmaligen Augenblick zu diesem unbekannten Grundwesen hin.“²⁷

Dieser Einfluß der Sprache auf das Denken geht vom Begriffssystem oder Wortschatz aus, aber auch von den Formen der Grammatik: „Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen . . . ausgeführt, dass nicht leicht irgend ein Wort, es müsste denn augenblicklich bloss als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, dass in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt und dass die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind.“²⁸ „Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, dass sich die nationale Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich grossen Einfluss auf die Redefügung aus und ist an ihr gleich erkennbar.“²⁹ Für Humboldt ist die grammatische Form sogar primär das, worin sich verschiedene Sprachen unterscheiden.³⁰

Nach alldem liegt der Nutzen des vergleichenden Sprachstudiums für Humboldt darin, daß man mit der Erlernung neuer Sprachen neue Weltansichten und Vorstellungsweisen kennenlernt, und damit die Grenzen des eigenen Horizonts erweitert. Gerade durch das Studium sehr verschiedener Sprachen ergibt sich dabei die breiteste Perspektive, denn: „Die Verschiedenheit des Baues wird, auch wo sie schon wesentlich genug ist, dennoch leicht nicht hinreichend erkannt und gewürdigt, solange man sich mit wenigen, und nicht ganz von einander abweichenden Sprachen beschäftigt.“³¹

27 Humboldt [03], Bd. VI, S. 127.

28 Humboldt [03], Bd. VII, S. 190.

29 Humboldt [03], Bd. VII, S. 92.

30 Vgl. Humboldt [03], Bd. VI, S. 249 f.

31 Humboldt [03], Bd. VI, S. 121.

Humboldt sieht aber auch die Schwierigkeiten sehr deutlich, die einem Vergleich von Sprachen bzgl. der ihnen zugrunde liegenden Weltansicht entgegenstehen.

Zunächst hat für ihn jede Sprache, wie „primitiv“ sie auch im einzelnen sei, universellen Charakter, d.h. in ihr kann man, wenn auch mit Schwierigkeiten und nur in Annäherungen, jeden Gedanken oder Begriff ausdrücken. D.h. es ist nie der Fall, daß man sagen könnte: Dieser Begriff oder dieser Gedanke läßt sich schlechterdings hier nicht wiedergeben, das und das kommt in der Ontologie dieser Sprache nicht vor:

„Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaßt, ohne fremde Beihülfe, schöpfen läßt.“³² „Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnissvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion [bei der Bibelübersetzung] zeigt zwar, dass sich, wenn auch mit grossen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läßt. Dies aber ist bloss eine Folge der allgemeinen Verwandschaft aller, und der Biegsamkeit der Begriffe, und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluss auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das, wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.“³³ „Man muss daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher Sprachen wohl im Auge behalten, dass diese Uebersetzungen, soweit sie die grammatischen Formen angehen, fast immer falsch sind, und eine ganz andre grammatische Ansicht gewähren, als der Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müsste man auch der Uebersetzung immer nur soweit grammatische Form geben, als in der Originalsprache vorhanden ist; man stösst aber dann auf Fälle, wo man sich aller möglichst enthalten müsste.“³⁴

32 Humboldt [03], Bd. VII, S. 28.

33 Humboldt [03], Bd. IV, S. 16 f.

34 Humboldt [03], Bd. IV, S. 293.

„Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andre durch Ein Wort ausdrückt; nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung, gegen den Begriff einer blossen Form, nicht mehr als modificierte Ideen, sondern als die Modification angehende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige, was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht ebenso im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirksamkeit des Worts, als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt.“³⁵

Es gibt also immer Übersetzungen, aber sie sind meist ungenau. Da es aber keine allgemeingültigen scharfen Kriterien für Übersetzungsgenauigkeit gibt, sind die Sinnunterschiede oft nur schwer abzuschätzen.

Für Humboldt ist die Sprache ferner ein Organismus, d.h. eine Struktur, deren einzelne Teile immer in ihrer Funktion im Ganzen gesehen werden müssen, und sie hat eine innere Dynamik, die sich durch Beschreibungen momentaner Sprachzustände nicht adäquat fassen läßt. Darin liegt eine zusätzliche Schwierigkeit für die Erfassung der Eigenart der Sprachen und für ihren Vergleich.

Humboldt sagt: „Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an.“³⁶ Und: „Eine Sprache ist auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher.“³⁷ „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr nur durch das Andre, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht.“³⁸

Die Verschiedenheit der Sprachen liegt nicht in ihren Details, die ließen sich, isoliert betrachtet, immer so deuten, daß sie einander ähnlich sind, sondern im Ganzen der Sprachen, und nur im Hinblick

35 Humboldt [03], Bd. IV, S. 20 f.

36 Humboldt [03], Bd. IV, S. 14 f.

37 Humboldt [03], Bd. VI, S. 146.

38 Humboldt [03], Bd. IV, S. 3.

auf die Verschiedenheit der Gesamtstrukturen erweisen sich auch die Details als verschieden. Es ist aber sehr schwierig, die Sprachen als Ganzheiten in den Blick zu bekommen und ihre charakteristischen Eigenheiten in generellen, aber doch hinreichend präzisen Aussagen zu fassen: „Der in den Sprachen liegenden grammatisch-technischen Mittel weiß sich der sprachbildende Geist dergestalt zu bemeistern, und ihnen eine verschiedne Geltung zu geben, dass auch ihre Anwesenheit oder ihr Mangel durchaus nicht zu allgemein entscheidenden und untrüglichen Folgerungen über das Wesen der Sprachform führt. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man schwerlich einen einzigen Punkt, den man sich nicht, dem Wesen ihrer Sprachform unbeschadet, auch anders denken könnte, und wird genöthigt zu dem Gesamteindruck zurückzukehren. Hier tritt sogleich das Gegentheil ein; die entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühle auf. Geht man hiervon unmittelbar auf das Material und die Technik der Sprache zurück, so bleibt kaum etwas andres übrig, als Alles und Jedes, so concret, wie es dasteht, als die Sprachform ausmachend, zusammenzufassen, mithin diese in einem Sinne zu nehmen, welcher eigentlich die Möglichkeit irgend einer Veränderung in derselben Sprachform ausschliessen würde. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität drängt sich auf, Aehnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Theile, im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange, vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen, und in der wieder individuellen Auffassung, daher auch gewiss jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muss beides auch bei ihr eintreffen. Wieviel man in ihr vereinzeln, heften und verkörpern möge, so bleibt immer etwas, und gerade das Hauptsächlichste in ihr übrig, worin die Einheit und Odem eines Lebendigen ist.“³⁹ „Der Charakter des Ganzen reisst in den Sprachen allemal das Einzelne mit sich fort. Vergisst man diesen Grundsatz in der Beurtheilung der Sprachen fest-

³⁹ Humboldt [03], Bd. VI, S. 245 f.

zuhalten, so misskennt man mit ihrer Natur selbst auch allen wahren Unterschied unter denselben. Denn so abweichend sind sie nun einmal nicht von einander, dass auch in den verschiedensten nicht einzelnes Gleichartiges vorkommen sollte.“⁴⁰ „Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelheiten dar, in Wörtern, Regeln, Analogien und Ausnahmen aller Art, und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtiger Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet; so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, dass dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältnis zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelheiten festzuhalten vermag.“⁴¹

Die gegenwärtige Diskussion der These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung ist, besonders im angelsächsischen Bereich, mehr als durch Humboldt durch die Arbeiten von Edward Sapir (1884–1935) und von Benjamin Lee Whorf (1897–1941) ausgelöst worden.

Sapir, einer der einflußreichsten amerikanischen Sprachwissenschaftler, hat die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung so ausgedrückt: „Human beings do not live in the objective world alone, nor alone in the world of social activity as ordinarily understood, but are very much at the mercy of the particular language which has become the medium of expression for their society. It is quite an illusion to imagine that one adjusts to reality essentially without the use of language and that language is merely an incidental means of

⁴⁰ Humboldt [03], Bd. VI, S. 266.

⁴¹ Humboldt [03], Bd. VII, S. 44 f.

solving specific problems of communication and reflection. The fact of the matter is that the "real world" is to a large extent unconsciously build up on the language habits of the group."⁴² „The relation between language and experience is often misunderstood. Language is not merely a more or less systematic inventory of the various items of experience which seem relevant to the individual, as is so often naively assumed, but is also a selfcontained, creative symbolic organisation, which not only refers to experience largely acquired without its help but actually defines experience for us by reason of its formal completeness and because of our unconscious projection of its implicit expectations into the field of experience".⁴³

Whorf, der diese Gedanken Sapirs aufgenommen und weitergeführt hat, formuliert sein Relativitätsprinzip so: Er bezieht sich auf die realistische Vorstellung und sagt: "Natural logic says that talking is merely an incidental process concerned strictly with communication, not with formulation of ideas. Talking, or the use of language, is supposed only to "express" what is essentially already formulated nonlinguistically. Formulation is an independent process, called thought or thinking, and is supposed to be largely indifferent to the nature of particular languages. Languages have grammars, which are assumed to be merely norms of conventional and social correctness, but the use of language is supposed to be guided not so much by them as by correct, rational, or intelligent thinking."⁴⁴

Gegenüber dieser realistischen Auffassung betont Whorf nun: "It was found that the background linguistic system (in other words, the grammar) of each language is not merely a reproducing instrument for voicing ideas but rather is itself the shaper of ideas, the program and guide for the individual's mental activity, for his analysis of impressions, for his synthesis of his mental stock in trade. Formulation of ideas is not an independent process, strictly rational in the old sense, but is part of a particular grammar, and differs, from slightly to greatly, between different grammars. We dissect nature along lines laid down by our native languages. The categories and types that we isolate from

42 Sapir [29], S. 209.

43 Zitiert von P. Henle in [65], S. 1.

44 Whorf [56], S. 207 f.

the world of phenomena we do not find there because they stare every observer in the face; on the contrary, the world is presented in a kaleidoscopic flux of impressions which has to be organized by our minds – and this means largely by the linguistic systems in our minds. We cut nature up, organize it into concepts, and ascribe significances as we do, largely because we are parties to an agreement to organize it in this way – an agreement that holds throughout our speech community and is codified in the patterns of our language. The agreement is, of course, an implicit and unstated one, but its terms are absolutely obligatory; we cannot talk at all except by subscribing to the organization and classification of data which the agreement decrees.”⁴⁵

Und weiter: “We are thus introduced to a new principle of relativity, which holds that all observers are not led by the same physical evidence to the same picture of the universe, unless their linguistic backgrounds are similar, or can in some way be calibrated.”⁴⁶ Oder: “From this fact proceeds what I have called the “linguistic relativity principle”, which means, in informal terms, that users of markedly different grammars are pointed by their grammars toward different types of observations and different evaluations of externally similar acts of observation, and hence are not equivalent as observers but must arrive at somewhat different views of the world.”⁴⁷

Whorf betont an manchen Stellen diesen Einfluß der Sprache auf Denken und Erfahrung so stark, daß er von einer Determination oder einem Zwang durch die Sprache redet: „This study shows that the forms of a person’s thoughts are controlled by inexorable laws of pattern of which he is unconscious. The patterns are the unperceived intricate systematizations of his own language – shown readily enough by a candid comparison and contrast with other languages, especially those of a different linguistic family.”⁴⁸ “Thinking follows a network of tracks laid down in a given language . . . The individual is utterly unaware of their organization and is constrained completely within its unbreakable bonds.”⁴⁹

45 Whorf [56], S. 212 f.

46 Whorf [56], S. 214.

47 Whorf [56], S. 221.

48 Whorf [56], S. 252.

49 Whorf [56], S. 256.

Ebensowenig wie Humboldt sind aber Sapir und Whorf der Ansicht, daß das Weltbild einer Kultur allein durch ihre Sprache bestimmt wird. Sie betonen vielmehr, daß zwar der Einzelne durch die Sprache, die er lernt und annimmt, in seinem Denken und in seinem Weltbild geprägt wird – obwohl auch er einen gewissen Anteil an der Gestaltung der Sprache hat – daß aber die vielen Einzelnen als Kulturgemeinschaft durch die jeweils eigene Weise ihrer Auseinandersetzung mit der Welt, in der sie leben, die Sprache schaffen. – “Which was first: the language patterns or the cultural norms? In main they have grown up together, constantly influencing each other. But in this partnership the nature of the language is the factor that limits free plasticity and rigidifies channels of development in the more autocratic way. This is so because a language is a system, not just an assemblage of norms. Large systematic outlines can change to something really new only very slowly, while many other cultural innovations are made with comparative quickness. Language thus represents the mass mind; it is affected by inventions and innovations, but affected little and slowly, whereas to inventors and innovators it legislates with the decree immediate.”⁵⁰

Whorf sieht die Beziehung zwischen Sprache und Kultur und Sprache und Weltbild nicht als so eng an wie Humboldt. Insbesondere glaubt er nicht, daß man aus der Sprache eine vollständige Auskunft über eine Kultur und deren Weltbild erhalten würde, oder daß sich umgekehrt aus dem Weltbild die Grundstrukturen der Sprache bereits ergeben würden. So leugnet Whorf “that there is anything so definite as a “correlation” between culture and language”⁵¹ und betont:

50 Whorf [56], S. 156. – In diesem Sinn sagt auch P. Henle: “In neither case have we claimed, nor would we want to claim, that language is the sole influence or even the primary influence. In neither case have we claimed that the causal relationship does not also run in the other direction as well. Because of the enduring character of languages and the fact that a population changes in time, it well may be that language considered in the large is molded by environmental conditions, social organisation, and prevalent modes of thought. This would not prevent language being an influence on thought in the development of the individual, and this is all we have claimed.” ([65], S. 16 f.)

51 Whorf [56], S. 139.

“there are connections but not correlations or diagnostic correspondencies between cultural norms and linguistic patterns.”⁵²

Wie für Humboldt liegt auch für Whorf die allgemeine Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung darin, daß sie unseren Horizont erweitert, indem sie uns die Relativität unserer eigenen, durch unsere Sprache vermittelten Weltansicht zeigt: “One significant contribution to science from the linguistic point of view may be the greater development of our sense of perspective. We shall no longer be able to see a few dialects of the Indo-European family, and the rationalizing techniques elaborated from their patterns, as the apex of the evolution of the human mind, nor their present wide spread as due to any survival from fitness or to anything but a few events of history – events that could be called fortunate only from the parochial point of view of the favored parties. They, and our own thought processes with them, can no longer be envisioned as spanning the gamut of reason and knowledge but only as one constellation in a galactic expanse.”⁵³

Wir wollen in den beiden nächsten Abschnitten einige sprachwissenschaftliche Argumente für die Relativitätsthese diskutieren, um ihren konkreten Gehalt zu verdeutlichen, und werden dann im Abschnitt 4.4 auf die sprachphilosophischen und erkenntnistheoretischen Aspekte dieser These eingehen.

4.2 Der Anteil des Wortschatzes

Wenn man einen Anteil der Sprache an der Erfahrung im Detail belegen will, so kann man sich dabei auf den *Wortschatz* oder auf die *Grammatik* beziehen. Die Rolle des Wortschatzes läßt sich dabei

52 Whorf [56], S. 159.

53 Whorf [56], S. 218 f. – Für die Darstellung und Diskussion der Whorfschen Relativitätstheorie vgl. auch die Beiträge in Hoijer [54a] und Henle [65]. – Für Hinweise auf ähnliche Standpunkte, wie wir sie in diesem Abschnitt anhand der Äußerungen von Humboldt und Whorf dargestellt haben, vgl. Basilius [52].

leichter erfassen, ist aber nach Ansicht von Humboldt und Whorf insgesamt weniger bedeutend als die der Grammatik.

Wir wollen die Relativitätsthese für den Wortschatz an einem Beispiel verschiedenartiger Gliederungen eines Sinnbezirks in Wortfelder behandeln, das in der Diskussion dieser These eine wichtige Rolle gespielt hat: am Beispiel der verschiedenen Wortfelder zur Unterscheidung von Farben.¹

Die meisten Sprachen haben nur wenige Grundwörter für die Klassifikation der außerordentlich vielen unterscheidbaren Farbtöne zur Verfügung. Die durch diese Grundwörter vollzogene Klassifikation der Farben weicht nun in verschiedenen Sprachen teilweise erheblich voneinander ab. So hat z.B. die Sprache der Navaho-Indianer für unser „schwarz“ zwei Farbwörter, die etwa das Schwarz der Nacht (Dunkelheit) und das Schwarz der Kohle (schwarze Farbe) bezeichnen, hingegen nur ein Wort anstelle unseres „blau“ und „grün“.²

Wenn wir nun annehmen, daß die Unterscheidung Blau – Grün sich im Navaho nicht in einfacher Weise, z.B. durch Zusatzadjektive (etwa *kaltetes Blau-oder-Grün* = *Blau*, *warmes Blau-oder-Grün* = *Grün*, oder *himmelartiges Blau-oder-Grün* = *Blau*, *wiesenartiges Blau-oder-Grün* = *Grün*) wiedergeben läßt, so würde das nach Whorf besagen, daß die Navahos Blau und Grün in ihrer Farberfahrung typischerweise nicht unterscheiden, und daß die sprachliche Gliederung des Bereichs der Farben die Unterscheidungen bestimmt, in denen wir Farben wahrnehmen.

Gegen die Behauptung Whorfs, ein solches Klassifikationsbeispiel belege einen Einfluß der Sprache auf die Erfahrung, hat sich Max Black in [59] gewendet. Er sagt dort: Die Navahos können Farben, wie z.B. Blau und Grün ebenso gut unterscheiden wie wir, d.h. sie verfügen über dieselben Begriffe als Unterscheidungsmöglichkeiten wie wir. Sie haben nur sprachlich einfache Ausdrucksmöglichkeiten für andere der verschiedenen möglichen Unterscheidungen als wir. Es gibt keinerlei empirische Gründe anzunehmen, daß verschiedene Farbvokabulare darauf Einfluß haben, wie Farben wahrgenommen

1 Vgl. dazu auch Ohmann [51], S. 136 ff., sowie Gipper [69], Kap. 5.

2 Vgl. dazu z. B. Hoijer [54b], S. 96.

werden. Es handelt sich hier einfach um einen Unterschied der Klassifikation, nicht um einen Unterschied der Wahrnehmung.³

Hier muß man aber differenzieren: Whorf leugnet nicht, daß die Navahos die Fähigkeit haben, Farben ebenso genau zu unterscheiden wie wir, daß sie insbesondere prinzipiell in der Lage sind, Blau und Grün zu unterscheiden. Er behauptet nicht, daß die Navahos farblind sind bezüglich der Differenz Blau – Grün. Man kann deswegen aber nicht sagen, sie „verfügen über die Begriffe“ Blau und Grün – eine Redeweise, die Black von H.H.Price übernimmt. Über einen Begriff verfügt man nicht schon, wenn man eine Unterscheidung erlernen kann, sondern erst, wenn man sie schon erlernt hat. Von einem mathematischen Laien wird man z.B. kaum sagen, daß er über den Begriff der vollkommenen Zahl verfügt, obwohl er die Fähigkeit hat, die Unterscheidung vollkommener und nichtvollkommener Zahlen zu erlernen. Er verfügt über diesen Begriff erst dann, wenn er gelernt hat, eine vollkommene Zahl als eine Zahl n zu bestimmen, für die die Summe ihrer ganzen Teiler $= 2 \cdot n$ ist, d.h. wenn man ihm den Begriff, bzw. den Gebrauch des Prädikats „vollkommene Zahl“ erklärt hat. Vorher aber macht er diesen Unterschied nicht und kann ihn gar nicht machen. Es fehlen ihm nicht nur die Mittel, die Unterscheidung auszudrücken.

Es geht also zunächst einmal nicht um die Fähigkeit, Unterscheidungen machen zu können, im Sinne von: sie erlernen zu können, sondern um die Unterscheidungen, die tatsächlich gemacht werden.⁴ Es geht auch nicht um die Unterscheidungen, die gelegentlich gemacht werden, sondern um die Unterscheidungen, die häufig und die systematisch gemacht werden.

Whorf behauptet nun, daß Unterscheidungen, für die es keine einfachen und stereotypen sprachlichen Ausdrucksformen gibt, keine solchen häufigen und systematischen Unterscheidungen sind. Das ist schon deswegen höchst plausibel, weil man für häufige Unterscheidungen aus ökonomischen Gründen einfache Ausdrucksformen bilden würde.

³ Vgl. dazu Black [59], S. 231.

⁴ In diesem Sinn äußert sich auch P. Henle in [65], S. 7 f. und H. Hoijer in [54b], S. 96. Vgl. auch C. F. Hocketts Äußerungen in Hoijer [54a], S. 122.

Wahrnehmungen, Beobachtungen, allgemein: Erfahrungen sind ferner nicht von anderen Tätigkeiten isoliert, sondern sie sind in die Gesamtheit unseres Handelns eng verflochten: Unterschiede, die wir in der Beobachtung feststellen, bewirken, daß wir uns unterschiedlich verhalten, und wir machen in unseren Beobachtungen umgekehrt auch nicht beliebige Unterschiede, sondern wir richten unsere Aufmerksamkeit auf die für unser Handeln relevanten Unterschiede. Da aber unser Leben und Handeln sehr stark gemeinschaftsbezogen ist und wir unsere gemeinsamen Aktivitäten sprachlich abstimmen, sind Erfahrungsunterschiede nicht etwas, das nur partiell und unvollkommen ausgedrückt würde, sondern jede funktionsfähige Sprache muß alle für die Mitglieder der Sprachgemeinschaft praktisch relevanten Unterscheidungen hinreichend einfach ausdrücken können. Die Mannigfaltigkeit der systematischen, regelmäßigen und wichtigen Unterscheidungen wird sich also, selbst wo wir sie nicht erst durch die Sprache erlernt haben, im wesentlichen mit der Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache decken.

D.h. aber: zwischen den sprachlichen Unterscheidungsmitteln und den Erfahrungsinhalten besteht ein enger Zusammenhang. Es ist also, im Beispiel der Farben, nicht so, daß wir die gleichen Farbwahrnehmungen nur sprachlich verschieden klassifizieren und ausdrücken, sondern verschiedenen sprachlichen Gliederungen des Sinnbezirks der Farben in Wortfeldern entsprechen verschiedene Formen der Farbwahrnehmung.

Das Beispiel der Farbwortfelder ist allerdings für die Illustration tiefergreifender Auffassungsunterschiede nicht sehr geeignet. Sie werden viel deutlicher, wenn man andere Wortfelder betrachtet, z.B. aus dem seelischen oder intellektuellen Bereich. Hier machen wir Unterschiede, wie z.B. zwischen „traurig“, „melancholisch“ und „schweremütig“, oder zwischen „vernünftig“, „intelligent“ und „schlau“, für die es in anderen Sprachen keine einfachen und stereotypen Ausdrucksmöglichkeiten gibt, einfach weil diese Unterscheidungen in den zugehörigen Kulturen in aller Regel nicht gemacht werden. Und es wäre höchst merkwürdig, wenn man sagen wollte: Die Angehörigen dieser Kulturen nehmen ebenso wahr wie wir, daß ein Mensch intelligent, aber unvernünftig, oder melancholisch, aber nicht traurig

gestimmt ist, können das aber nicht ausdrücken oder drücken es aus mit Wörtern, die in der Rückübersetzung in unsere Sprache etwas ganz anderes bedeuten – 'warum sollten sie sich wohl sprachlich so ungeschickt verhalten? Sinnvoller ist es doch wohl zu sagen: Sie drücken diese Unterschiede nicht aus, weil sie die Unterscheidungen nicht machen.

Man kann ferner der Rechtssprache eines Volkes Unterschiede entnehmen, die es in der Rechtsprechung macht, und man kann dem Wortschatz einer Sprache viel über die Kulturformen und Lebensbedingungen eines Volkes entnehmen. So haben z.B. die Nootka-Indianer an der Nordwestküste der USA sehr viele, sehr spezifische Wörter für Seetiere, während andere Binnenstämme statt dessen über detaillierte Bezeichnungen für Beeren und eßbare Pflanzen verfügen. Die Paiute-Indianer, die in der Wüste leben, haben sehr genaue Termini für topographische Einzelheiten – eine sehr wichtige Sache für die Orientierung in einer einförmigen Landschaft, usw.⁵

In diesem Sinn sagt E. Sapir, der Wortschatz einer Sprache sei ein „complex inventory of all the ideas, interests, and occupations that take up the attention of the community“.⁶

Es kommt also für den behaupteten Anteil der Sprache an der Erfahrung nicht darauf an, welche Unterscheidungen gemacht werden könnten oder gelegentlich gemacht werden, sondern darauf, welche Unterscheidungen typischerweise gemacht werden; und auch nicht darauf, was sich in einer Sprache überhaupt ausdrücken läßt, sondern darauf, was sich einfach und in stereotypen Wendungen ausdrücken läßt.⁷ In diesem Sinn können wir aber eine enge Beziehung zwischen Wortschatz und Erfahrung als ausreichend belegt ansehen.

Damit ist die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung jedoch nicht belegt. Denn daß sich die in der Erfahrung, wie allgemein im Leben einer Sprachgemeinschaft typischerweise vollzogenen Unterscheidungen in ihrer Sprache ausdrücken, daß die Weltauffas-

5 Vgl. dazu Henle [65], S. 5.

6 Sapir [12], S. 228.

7 Das betont auch Humboldt in den angeführten Zitaten.

sung und das Welterleben der verschiedenen Kulturen sich in ihrer Sprache widerspiegelt, ist wohl kaum bestritten worden, wohl aber, daß die Sprache umgekehrt einen Einfluß auf die Erfahrung, auf die Weltauffassung hat und, wenn nicht allein, so doch auch für die Art und Weise der Erfahrung mitbestimmend ist. Und das erst ist ja der volle Inhalt der Relativitätsthese.

Hier differenzieren aber sowohl Humboldt wie auch Whorf, wie wir oben gesehen haben: Die These, daß ein Volk irgendwoher eine Sprache annimmt, die dann seine typischen Erfahrungs-, Handlungs- und Lebensformen bestimmt, wird weder von ihnen vertreten, noch wäre sie im mindesten plausibel. Vielmehr wird die Sprache aus der Auseinandersetzung mit den materiellen, sozialen und religiösen Bedürfnissen und Lebensumständen eines Volkes geprägt. Im großen gesehen ist die Sprache ein Teil der Kultur und wird von den Kräften geformt, die auch diese Kultur formen. Ebenso formen im großen gesehen die Menschen eines Volkes dessen Kultur, und nicht umgekehrt.

Wenn man hingegen den einzelnen betrachtet, so ist es sinnvoll zu sagen, daß er von der Kultur, in die er hineingeboren wird, geprägt wird, und es ist auch sinnvoll zu sagen, daß die Sprache, die er übernimmt, seine Erfahrungsweise mitbestimmt: Mit den Wörtern lernt er gewisse Unterscheidungen, gewisse Formen, die erfahrene Welt zu bestimmen in einer Weise, die für die Kulturgemeinschaft, der er angehört, und damit auch für ihn relevant und wichtig ist. Mit diesen Unterscheidungen lernt er, sich in der Welt zu orientieren und die Gegenstände seiner Erfahrung zu interpretieren. In diesen Unterscheidungen erschließt sich ihm die Welt. Weil wir also mit der Sprache Unterscheidungen und Bestimmungen erlernen und nicht nur lernen, immer schon geübte Unterscheidungen und Bestimmungen auszudrücken, beeinflußt die Sprache die Art und Weise, wie der einzelne erfährt und wahrnimmt, und was er wahrnimmt. Die Wahrnehmung besteht ja nicht nur im Haben von Sinnesreizen, sondern darin, daß etwas als so und so bestimmt erfahren wird.

Auch für den einzelnen besteht natürlich nicht eine totale Abhängigkeit von der Sprache, so daß er nicht in der Lage wäre, andere Unterscheidungen zu machen, als man sie sprachlich einfach ausdrücken kann. Denn zunächst einmal ist eine hinreichend ausdrucksfähige

Sprache so plastisch, daß man in ihr auch neue Unterscheidungen formulieren kann. Zum anderen kann aber auch der einzelne neue Ausdrücke einführen und neue Differenzierungen sprachlich prägen, die die Sprache erweitern oder verändern. Das ereignet sich ja z.B. in der wissenschaftlichen Arbeit fortwährend, wo bei der Erschließung neuer Gegenstandsbereiche eine neue Terminologie zur Beschreibung entwickelt werden muß. Im großen gesehen folgt aber der einzelne eher der Sprache, wie er sie vorfindet, als daß er sie neu prägt, und daher kann man im Sinn von Humboldt, Sapir und Whorf durchaus sagen, daß unsere Sprache die Art und Weise unserer Erfahrung bestimmt.⁸

Es ist aber auch ein Irrtum, wenn M. Black in [59] meint, es gäbe keine empirischen Argumente für eine Korrelation zwischen Wahrnehmung und Sprache. In einer sehr sorgfältigen empirisch-psychologischen Untersuchung, die übrigens auch in ihren allgemeinen Aussagen zur Whorfschen These zu den lesenswertesten Arbeiten zu diesem Thema gehört, haben R.W. Brown und E.H. Lenneberg in [54] nachgewiesen, daß eine Beziehung zwischen dem Wiedererkennen von Farben und der sprachlichen *Ausdrückbarkeit* (*codability*) besteht, die

8 Bei Whorf finden sich allerdings, wie schon in 4.1 betont wurde, auch viele Äußerungen, nach denen die Sprache uns eine gewisse Weltansicht nicht nur nahelegt, sondern aufzwingt. Dabei bezieht er sich vor allem auf die Grammatik, die unsere Erfahrung nach seiner Ansicht noch wesentlich stärker prägt als der Wortschatz. – Sehr schwach formuliert P. Henle die Relativitätsthese, wenn er sagt: "Neither finally have we argued that there is any compulsive influence of language upon thought, that language makes impossible all but certain modes of perception and organisation of expression. Since perception and experience are ordinarily manifested only through language, the point being made here may be made in another way. In natural languages, the elements we have been considering – vocabulary, inflection and modes of sentence structure – do not make it impossible to express certain things, they merely make it more difficult to express them." ([65], S. 17) Das aber liegt nun an der Grenze zur Trivialität und bedarf keiner Diskussion: Was in einer Sprache einfach ausdrückbar ist, hängt natürlich von den Ausdrucksmitteln dieser Sprache ab. Whorf z. B. behauptet aber nicht nur, daß wir uns immer so *ausdrücken*, wie das in unserer Sprache am einfachsten möglich ist, sondern daß wir die Sache so *sehen*, wie uns das die Formen unserer Sprache nahelegen.

unter Bezugnahme auf die Einfachheit (Kürze) der Farbbezeichnung, auf ihre Verfügbarkeit (die Schnelligkeit, mit der sie genannt wird) und auf ihre Sicherheit (die individuelle und die intrapersonelle Übereinstimmung in ihrem Gebrauch) definiert wird. Es zeigt sich, daß Farben um so leichter wiedererkannt werden, je größer ihre Ausdrückbarkeit ist. Und E.H. Lenneberg und J.M. Roberts haben in [53] gezeigt, daß die Zuni-Indianer, in deren Sprache es für Gelb und Orange nur eine Bezeichnung gibt, diese beiden Farben viel häufiger verwechseln als englischsprechende Amerikaner. Interessanterweise liegen die zweisprachigen Zuni, die auch Englisch beherrschen, in ihren Leistungen beim Wiedererkennen dieser beiden Farben zwischen den Leistungen einsprachiger Zuni und denen nur Englisch sprechender Amerikaner.

Diese Untersuchungen belegen die enge Verflechtung von Sprache und Erfahrung und den Anteil der Sprache an der Erfahrung, indem sie zeigen, daß wir Farben – und verallgemeinernd wird man sagen dürfen: Gegenstände – nicht so sehr durch einen Vergleich von früheren mit gegenwärtigen Sinneseindrücken wiedererkennen, als durch einen Vergleich früherer Bezeichnungen mit gegenwärtigen, also mit Hilfe sprachlicher Klassifikationen. Von den sprachlichen Klassifikationsmitteln für einen bestimmten Bereich hängt die Leistung des Wiedererkennens in diesem Bereich ab, und daher kann diese Leistung von Sprache zu Sprache deutlich variieren.

4.3 Der Anteil der Grammatik

Bei der Begründung seiner Relativitätsthese legt Whorf besonderes Gewicht auf die sprachlichen *Hintergrundphänomene*, d.h. auf die grammatikalischen Grundstrukturen der Sprache und ihre Rolle für die Bestimmung der Erfahrung. Diese Grundstrukturen beachten wir meist nicht, weil sie uns selbstverständlich sind und weil wir sie dauernd verwenden. Whorf sagt: “that the phenomena of a language are to its own speakers largely of a background character and so are

outside the critical consciousness and control of the speaker.”¹ “... we all hold an illusion about talking, an illusion that talking is quite untrammelled and spontaneous and merely ‘expresses’ whatever we wish to have it express. This illusory appearance results from the fact that the obligatory phenomena within the apparently free flow of talk are so completely autocratic that speaker and listener are bound unconsciously as though in the grip of a law of nature. The phenomena of language are background phenomena, of which the talkers are unaware or, at the most, very dimly aware – as they are of the motes of dust in the air of a room, though the linguistic phenomena govern the talkers more as gravitation than as dust would. These automatic, involuntary patterns of language are not the same for all men but are specific for each language and constitute the formalized side of the language, or its ‘grammar’ – a term that includes much more than the grammar we learned in the textbooks of our school days.”²

Wir werden aber im folgenden sehen, daß der Einfluß der Grammatik auf die Erfahrung viel schwieriger zu belegen ist als der des Wortschatzes.

Aus den vielen Beispielen, die Whorf für die Verschiedenheit sprachlicher Grundformen angibt, greifen wir drei heraus:

1) Uns erscheinen, wenn wir von unserer Sprache ausgehen, die Kategorien *Substantiv* – *Adjektiv* – *Verb* als fundamentale grammatikalische Kategorien, und wir ordnen diesen Wortarten gewöhnlich grundlegende ontologische Kategorien zu, indem wir zwischen *Dingen* (oder Personen), *Attributen* (oder Zuständen) und *Tätigkeiten* (oder Prozessen) unterscheiden. Diese ontologischen Unterschiede bewirken, so meinen wir, die Unterscheidung der Wortarten und daher erwarten wir, daß diese Unterschiede sich in jeder Sprache ausdrücken. Das ist aber nicht so. In der Sprache der Hopi-Indianer sind z.B. alle Prädikate, mit denen Vorgänge von kurzer Dauer ausgedrückt werden, Verben. Es gibt also nicht die Substantive „Blitz“, „Wolke“, „Flamme“, „Meteor“, „Rauchwolke“ etc., sondern nur entsprechende Verben. Man sagt z.B. nicht „Die Flamme leuchtet hell“, sondern „Es

1 Whorf [56], S. 211.

2 Whorf [56], S. 221.

brennt hell“, usw. Im Nootka dagegen haben alle Prädikate die Form von Verben.³ Das zeigt nach Whorf, daß die Natur als solche nicht in Dinge, Zustände und Prozesse gegliedert ist, sondern daß wir mit unserer Sprache diese Unterscheidungen in die Welt hineintragen, daß also diese Kategorien nur Interpretationsformen der Realität sind.⁴

Ähnlich ist für uns der Unterschied zwischen Gattungs- und Stoffnamen wesentlich und wir unterscheiden auch der Sache nach Dinge und Stoffe, aus denen sie bestehen. Daß Stoffnamen aber z.B. im Hopi wie Gattungsnamen behandelt werden – so daß man je nach dem Kontext sagen kann „Ein Wasser“ für „Ein Glas Wasser“, bzw. für „Ein See“, oder „Ein Gold“ für „Ein goldener Gegenstand“ – zeigt, daß auch diese Unterscheidung nur von der Sprache her induziert ist.⁵

Die Unterscheidungen *Substantiv* – *Adjektiv* – *Verb* einerseits und *Gattungs-* und *Stoffnamen* andererseits erweisen sich in der logischen Analyse der Grammatik zwar nicht als fundamental, und tatsächlich folgen diese Unterscheidungen auch keinen klaren Kriterien: Man kann ebensogut sagen „Blitze zucken“ wie „Es blitzt“, „Ein starker Wind weht“ wie „Es stürmt“, usw. Und die Ausdrücke „Goldener Gegenstand“ oder „aus Gold bestehend“ leisten als Gattungsnamen dasselbe wie „Gold“ als Stoffname. Aber nachdem wir mit einem Substantiv doch zumeist den Komplex der konstanten Grundmerkmale eines über längere Zeit hin existierenden Gegenstands ausdrücken, mit einem Adjektiv dagegen einzelne, oft nur akzidentelle oder momentane Eigenschaften oder Zustände, legt z.B. die Verwendung eines Substantivs anstelle eines Adjektivs eine andere Auffassung nahe: Wenn man z.B. statt „Die Rose ist rot“ sagt „Die Rose hat teil an der Röte“, so kann man das zwar wie im ersten Fall verstehen. Daß aber diese Formulierung eine andere Deutung nahelegt, geht schon aus den philosophischen Fragestellungen hervor, die sich an diese

3 Diese Behauptung Whorfs paßt allerdings nicht recht zu seinen anderen Aussagen, nach denen in dieser Sprache alle Satzteile wieder Sätze sind, die mit Satzoperatoren (als Satzsuffixen) zusammengesetzt werden.

4 Vgl. dazu Whorf [56], S. 215 f.

5 Vgl. dazu Whorf [56], S. 141 f.

Formulierung geknüpft haben.⁶ Und wenn man statt von zeitlichen Relationen („früher als“, „gleichzeitig“) von „der Zeit“ spricht, und z.B. statt „Es ist spät“ sagt: „Die Zeit ist fortgeschritten“, so kann diese veränderte Redeweise ganz neue Probleme aufwerfen.⁷ D.h. die Verwendung von Substantiven, Adjektiven oder Verben legt, trotz ihrer Gleichwertigkeit in Einzelfällen, gemeinhin doch eine unterschiedliche Deutung nahe.

2) Whorf stellt den *Zeitbegriff*, wie er sich in unseren Zeitadverbien und -präpositionen und den Zeitformen der Verben ausdrückt, und die damit verbundene Vorstellung einer „objektiven, gleichmäßig fließenden Zeit“ dem Zeitbegriff der Hopi gegenüber. Er schreibt: „After long and careful study and analysis, the Hopi language is seen to contain no words, grammatical forms, constructions or expressions that refer directly to what we call “time” or to past, present, or future, or to enduring or lasting”.⁸ Die Hopi haben nach Whorf nur drei Grundformen von Aussagen. Eine Form bezieht sich auf das, was objektiv wirklich oder verwirklicht ist, sei es in Gegenwart oder Vergangenheit, eine andere auf den subjektiven Bereich, auf Wünsche, Intentionen, Erwartungen und Vorstellungen, und die dritte Form ist die Form von Aussagen, die allgemein und zeitlos gültig sind. Aussagen im Futur werden durch Aussagen der zweiten Art wiedergegeben, handeln also von Erwartungen und Intentionen eines Subjekts, von etwas, das erst verwirklicht werden soll. Aussagen über Vergangenes, das auf die Gegenwart nicht mehr direkten Bezug hat, die also im Präteritum stehen, werden wiedergegeben durch Aussagen der ersten Art mit einem Zusatz, der sie als Aussagen aus dem Gedächtnis charakterisiert. Unsere Zeiteinteilung findet also nach Whorf in der

6 Vgl. etwa die platonische Ideenlehre, in der dem Übergang vom Adjektiv zum Substantiv ein Übergang von einer Eigenschaft zu einem Gegenstand, der Idee, entspricht.

7 Vgl. dazu auch die Äußerungen Wittgensteins über die Zeit in [53], 90, sowie die amüsanten Bemerkungen von Waismann in [56], S. 348 ff. – Der Kampf Wittgensteins gegen die „Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ ist ja auch ein Kampf gegen das naive Sprachverständnis, das die grammatikalischen Oberflächenstrukturen ohne weiteres in die Realität projiziert.

8 Whorf [56], S. 57.

Hopisprache nur eine sehr indirekte Entsprechung: Es gibt nur den vom einzelnen Subjekt her gesehenen Unterschied zwischen Tatsachen und Erwartungen, und zwischen Tatsachen, die sich auf das gegenwärtig Erlebte beziehen, und solchen, für die ein solcher Bezug nur über die Erinnerung besteht. Daher meint Whorf, daß dem Hopi mit den unseren entsprechenden Zeitausdrücken auch eine Zeitkategorie in unserem Sinne fehlt und daher das Weltbild der Hopi von unserem auch grundsätzlich verschieden sei.

Leider sind nun Whorfs Aussagen zur Distinktion des objektiven und subjektiven Erscheinungsbereichs nicht ausführlich genug, um eine genaue Vorstellung davon zu erlauben. Bedenklich stimmt aber vor allem auch, daß es Whorf nicht einmal gelingt, den den europäischen Sprachen, bzw. den unserem Weltbild zugrundeliegenden Zeitbegriff präzise zu charakterisieren: Wenn er da von einer „kinetic one-dimensional uniformly and perpetually flowing time“⁹ spricht, so ist das alles andere als erhellend, so daß man sich fragt, ob denn die „Hopizeit“ tatsächlich präzise bestimmt wurde, wenn das schon für die „europäische Zeit“ nicht gelungen ist.

Hinzu kommt, daß auch für europäische Sprachen die Funktion des Tempus nicht einfach durch eine Bezugnahme auf die physikalische Zeit adäquat dargestellt werden kann. Das hat insbesondere Weinrich in [64] gezeigt.¹⁰ Obwohl hier also ein interessantes Problem aufgerollt wird und interessante Hinweise gegeben werden, ergibt sich doch keine feste Stütze für das linguistische Relativitätsprinzip.

3) Das dritte Beispiel von Illustrationen Whorfs für seine These betrifft die fundamentale Struktur der europäischen Sprachen, nämlich die *Subjekt-Prädikat-Struktur* der Sätze. Nach Whorf vollzieht jede Sprache ein „artificial chopping up of the continuous spread and flow of existence in a different way“,¹¹ indem in der sprachlichen Bestimmung aus dem Fluß der Sinnesdaten gewisse Ereignisse, Dinge und Zustände herausisoliert werden, und die Subjekt-Prädikat-Struktur der europäischen Sprachen bezeichnet eine besondere Form dieser Gliederung.

⁹ Whorf [56], S. 59.

¹⁰ Vgl. dazu auch Weisgerber [62], Bd. II, S. 327, sowie die Anmerkung 30 zum Abschnitt 3.2.

¹¹ Whorf [56], S. 253. Vgl. dazu dort auch S. 41 f. und 213 f.

An dieser Formulierung hat M. Black mit Recht Kritik geübt:¹² In der sprachlichen Formulierung wird die Wirklichkeit nicht „zerschnitten“, sondern es kommen nur Teilaspekte zur Darstellung. Ferner gibt es nach Whorf „die Wirklichkeit“ ja gar nicht, sondern das Reale ist immer relativ zu einer Sprache. Und endlich ist der „Fluß der Sinnesdaten“, das „Gewühle der Empfindungen“ selbst eine Abstraktion aus unseren immer schon gegliederten Erfahrungen.

Aber man kann sagen: In unseren Erfahrungen ist das Erfahrene immer schon in gewisser Weise interpretiert, und Whorfs Behauptung ist, daß die Subjekt-Prädikat-Struktur eine bestimmte Interpretationsform ist. Wir isolieren zunächst nach Whorf in der Erfahrung einzelne Ereignisse und interpretieren diese Ereignisse in der Form, daß da ein oder mehrere Dinge (oder Personen) sind, die in einem Prozeß oder in einer Tätigkeit (oder einem Zustand) begriffen sind. Selbst dort, wo das von der Sache her kaum adäquat ist, wenden wir dieses Schema an: Wir bringen auch da Dinge in Ansatz, wo keine relativ festumgrenzten Körper wie Steine, Tische oder Lebewesen vorliegen und so auch scharfe Identitätskriterien fehlen, wie die Worte „Himmel“, „Welle“, „Wolke“, „Sumpf“, „Ebene“ usw. bezeugen, und fassen durchgehend alle Ereignisse so auf, daß solche „Dinge“ als Akteure oder als Träger von Zuständen und Prozessen auftreten. Selbst Sätze wie „Es regnet“, die mit unpersönlichen Verben gebildet sind und kein echtes Subjekt haben, haben zumindest die grammatikalische Gestalt von Subjekt-Prädikat-Sätzen. Die Hopi dagegen können Verben ohne Subjekte verwenden, d.h. es sind auch grammatikalisch unpersönliche Konstruktionen möglich, und die Menge der unpersönlichen Sätze ist gegenüber den europäischen Sprachen wesentlich größer.¹³ In der Sprache der Nootka aber fehlen nach Whorf sogar Substantive und Prädikate völlig: aus einfachen Sätzen als Grundkonstanten der Sprache werden dort komplexe Sätze mit Suffixen gebildet.¹⁴

Ohne eine genauere Kenntnis der Nootka-Grammatik, als sie Whorfs Aussagen vermitteln, kann man sich von den Auffassungen,

¹² Vgl. Black [59], S. 231 und 236 f.

¹³ Vgl. dazu Whorf [56], S. 253 f., 262.

¹⁴ Vgl. dazu Whorf [56], S. 241 f., sowie die Aussagen über die Satzstruktur des Japanischen in P. Hartmann [52] und Weisgerber [62], Bd. II, S. 353 f.

die dieser Sprache zugrunde liegen, keine genauere Vorstellung machen. Dieser Punkt – die sprachliche Analyse von Ereignissen in Dinge und Zustände – ist aber so wichtig, daß wir unten noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen wollen.

Diese drei Beispiele für die Art und Weise, wie Whorf seine Relativitätsthese belegt, geben einen Eindruck davon, mit welchen Argumenten in der Sprachwissenschaft das Problem des Einflusses der Sprache auf die Erfahrung diskutiert wird. Sie liefern eine Reihe recht interessanter Anregungen und Hinweise, vermögen aber die These nicht in allen Punkten ausreichend zu belegen. Das ergibt sich auch aus der Diskussion der folgenden kritischen Einwendungen, die sich nicht nur auf einzelne Beispiele Whorfs beziehen, sondern auf die Grundgedanken seiner Argumentation.

Ein Einwand lautet so: Wenn Whorf damit recht hätte, daß unsere Sprache unsere Interpretation der Welt festlegt, so können wir gar nicht feststellen, daß es Sprachen mit radikal verschiedenen Weltauffassungen und Interpretationsschemata der Wirklichkeit gibt, wie Whorf das behauptet, denn wir blieben doch immer in die Weltsicht unserer Sprache verhaftet und könnten daher die Weltsicht einer radikal anderen Sprache gar nicht nachvollziehen und begreifen. Insbesondere würde jeder Versuch, die Sätze dieser Sprache in unsere zu übersetzen, zu einem völlig inadäquaten Ergebnis führen. Eine Übersetzung solcher Sprachen wäre dann entweder falsch oder sie würde die Relativitätsthese widerlegen.

Hier liegt tatsächlich eine ernste Schwierigkeit, die aber sowohl Humboldt wie Whorf gesehen haben. So schreibt Whorf: "In order to describe the structure of the universe according to the Hopi, it is necessary to attempt – insofar as it is possible – to make explicit this metaphysics, properly describable only in the Hopi language, by means of an approximation expressed in our own language, somewhat inadequately it is true, yet by availing ourselves of such concepts as we have worked up into relative consonance with the system underlying the Hopi view of the universe."¹⁵ Und: "They [diese Abstraktionen] are not, as far as I can consciously avoid it, projections of other

15 Whorf [56], S. 58.

systems upon the Hopi language and culture made by me in my attempt at an objective analysis.”¹⁶

Diese Schwierigkeit wird auch bei allen Versuchen Whorfs deutlich, in der englischen Sprache die Eigenart der ganz andersartigen Indianersprachen auszudrücken, die ihm vorwiegend die Beispiele zur Stützung seiner These liefern sollen. Hier hat der Leser, der diese Sprachen nicht kennt, tatsächlich meist das Gefühl, daß es sich mehr um oberflächliche syntaktische Verschiedenheiten handelt, nicht aber um grundsätzliche Unterschiede der Sprachform und der Weltauffassung.

Wenn Whorf z.B. sagt, daß das Nootka die Subjekt-Prädikat-Struktur nicht kennt, sondern Sätze nur aus Sätzen bilden kann, und dann diese Behauptung dadurch illustriert, daß er einen Nootkasatz angibt, der soviel besagt wie “He invites people to a feast” und der in wörtlicher Übersetzung lautet “boil-ed-eat-ers-go-for-he-does”, so ist das gar nicht überzeugend, da hier auch in der wörtlichen Übersetzung nicht Sätze, sondern Eigennamen und Prädikate zum Satz kombiniert werden.¹⁷

Das liegt aber daran, daß einzelne Beispiele nicht genügen, um die Eigenart einer fremden Sprache zu erfassen. Dazu ist ein eingehendes Studium der Sprache, insbesondere ihrer Grammatik unerlässlich, denn das einzelne sprachliche Phänomen, eine grammatikalische Form oder ein Wortfeld, ist, wie Humboldt betont, immer auf dem Hintergrund des Sprachganzen zu sehen und auch auf dem Hintergrund der gesamten Kultur und ihres Weltbildes, der diese Sprache zugehört. Gerade sehr verschiedenartige Sprachen lassen sich daher nie im Detail vergleichen, im Bau einzelner Sätze, sondern immer nur als ganze.

In dieser Schwierigkeit liegt aber kein grundsätzlicher Einwand gegen die Relativitätsthese. Denn unsere Sprache zwingt uns nicht – wie Whorf das manchmal zugespitzt formuliert – eine Weltauffassung auf, sondern legt sie uns nahe, und wir können uns – indem wir z.B. eine neue, ganz andersartige Sprache erlernen – andersartige Welt-

16 Whorf [56], S. 59. – Vgl. dazu auch Fearing [54], S. 53 ff., sowie Köhler [37].

17 Vgl. Whorf [56], S. 241 f.

auffassungen erschließen und so die Relativität unserer eigenen Auffassungen erkennen.

Schwerer wiegt dagegen folgender Einwand: Die grammatikalischen Grundstrukturen einer Sprache bleiben bei ihrer Entwicklung in wesentlich höherem Maße konstant als der Wortschatz, und sie überdauern lange Zeiten, in denen sich die Kultur, die Weltauffassung und die Interpretation der Wirklichkeit oft radikal ändert. Der Einfluß dieser sprachlichen Strukturen auf die Erfahrung bezieht sich also entweder auf ganz grundsätzliche Komponenten der Weltauffassung, die im Wechsel der Kultur invariant bleiben – wie das wohl Whorf meint – oder er ist nur indirekt und begrenzt wirksam, d.h. den grammatischen Formen entsprechen nicht eindeutig wohlbestimmte Interpretationsformen.

Die drei Beispiele, die wir oben angeführt haben und mit denen Whorf den Anteil der Grammatik an der Erfahrung belegen will, zeigen z.B. nur einen solchen indirekten Einfluß der Grammatik auf. Wir haben schon oben gesehen, daß man im Deutschen Substantive, Adjektive oder Verben oft durch Ausdrücke anderer Kategorien ersetzen kann, ohne daß sich dabei der Sinn der Aussagen stark verschiebt. Ob man sagt „Der Baum grünt“ oder „Der Baum ist (wird) grün“, „Fritz wohnt in München“ oder „Fritz ist in München ansässig (wohnhaft)“ macht keinen so großen Unterschied, daß man hier von verschiedenen Interpretationen sprechen könnte. Es ist nur so, daß wir in den meisten Fällen keine synonymen Adjektive für die Verben haben, und daß es durchaus Bedeutungsnuancen gibt, in denen sich die Ersetzungen, wo sie möglich sind, unterscheiden. Die Bemühungen, z.B. von L. Weisgerber,¹⁸ diese Unterschiede allgemein und exakt zu fassen, zeigen aber, wie schwer es ist, hier zu verbindlichen Aussagen zu gelangen. Zum Zeitbegriff ist zu sagen, daß unser Zeitbegriff heute weitgehend der der Physik ist, obwohl wir ihn sprachlich mit Formen ausdrücken, in denen der Erlebnisaspekt, den sie ursprünglich enthielten, noch deutlich nachweisbar ist. Und die Subjekt-Prädikat-Struktur solcher Sätze wie „Es regnet“ verführt uns

18 Vgl. z. B. Weisgerber [62], Bd. II, S. 300 ff. – Vgl. auch Snell [52], P. Hartmann [56] und Brinkmann [50].

nicht, hier ein Subjekt, ein Ding in Ansatz zu bringen, das eine Tätigkeit vollzieht oder an dem sich ein Prozeß vollzieht.

Hinzu kommt folgendes: Wie es bei der Betrachtung des Wortschatzes oft Schwierigkeiten macht, verschiedene Wortfelder zu vergleichen, weil die zugehörigen Sinnbezirke sich für die verschiedenen Sprachen nicht decken – wir hatten das oben am Beispiel Triers für den Fall des Sinnbezirks des Verstandes hervorgehoben – so macht es erhebliche Schwierigkeiten, die grammatikalischen Formen für verschiedene Sprachen zu vergleichen: Geht man dabei von syntaktisch bestimmten und durch gemeinsame Abstammung verwandten Formen aus, dann findet man, daß die gleichen Formen oft ganz verschiedene semantische Funktionen haben – wie unten am Fall des Passivs noch deutlich werden wird – bestimmt man die Formenkreise hingegen von ihrer semantischen Funktion her, oder von ihrer *Leistung* im Sinne Weisgerbers, so wird es trivial, daß semantisch gleichwertige Formen das Gleiche für die Deutung der Erfahrung leisten. Die grammatikalischen Formen sind eben auch jeweils vor dem Hintergrund des Sprachganzen zu analysieren. Man sieht dann, daß sich die Funktionen syntaktisch bestimmter grammatikalischer Formen im Laufe der Sprachentwicklung teilweise stark ändern, ebenso wie sich die Bedeutung einzelner Wörter ändern kann. Es besteht also kein direkter Einfluß der syntaktischen Formen auf unsere Erfahrung, weil sich ihre Deutung verschieben kann, ebensowenig wie ein Einfluß syntaktischer Wortgestalten auf unsere Erfahrung besteht. Hier gibt es nur einen Einfluß der Begriffe als gedeuteter Wörter und dort nur einen Einfluß der Begriffsformen als gedeuteter grammatikalischer Formen. Insbesondere kann eine erhebliche Phasenverschiebung zwischen der semantischen und der syntaktischen Änderung dieser Formen auftreten.

Diese kritischen Anmerkungen sind keine Argumente gegen die Relativitätsthese selbst, sie schränken diese nur gegenüber manchen Äußerungen Whorfs ein und zeigen die Schwierigkeiten ihrer Begründung auf, wie sie schon Humboldt, schärfer als Whorf, gesehen hat.

Weil diese These gerade philosophisch ein so erhebliches Interesse hat, wollen wir im folgenden zwei erkenntnistheoretisch vielleicht besonders wichtige Fälle grammatikalischer Interpretationsschemata

noch etwas ausführlicher diskutieren: Das Interpretationsschema *Aktiv-Passiv* und das Schema *Subjekt-Prädikat*.

Bei der Diskussion der Interpretationsschemata aktiver und passiver Sätze beziehen wir uns auf die Untersuchungen von L. Weisgerber.¹⁹ Weisgerber geht davon aus, daß der Formenkreis passivischer Sätze wesentlich mehr umfaßt als die Sätze, deren Verben mit passivischen Endungen gebildet sind. Neben den einfachen passivischen Formen, die sich insbesondere aus transitiven Handlungsverben bilden lassen, deren Akkusativobjekt in den zugehörigen passiven Formen unbeschränkt als Subjekt auftreten kann (wie „Ich lobe dich“ – „Du wirst von mir gelobt“) zählen zum Umkreis des Passivs auch aktivische Verben, die sich für passivische Formen einsetzen lassen („Ihm wurde eine Ohrfeige gegeben“ – „Er bekam eine Ohrfeige“, „Ein Brief wurde verlesen“ – „Ein Brief kam zur Verlesung“, „Der Ring wurde gefunden“ – „Der Ring hat sich gefunden“, „Die Tür wurde geöffnet“ – „Die Tür öffnet sich“, usw.). Ferner steht das unpersönliche Passiv, das sich auch zu intransitiven Verben bilden läßt („Fritz lacht“ – „Es wird gelacht“) ganz in der Nähe des unpersönlichen Aktivs („Es wird getanzt“ – „Man tanzt“, „Es wird über Apollo 13 gesprochen“ – „Man spricht über Apollo 13“, „Es wird geklopft“ – „Man klopft“). Umgekehrt gilt auch: Wo keine „man“-Form des Aktivs möglich ist, ist auch kein unpersönliches Passiv möglich (weder „Man blüht“, noch „Es wird geblüht“). Entsprechenderweise bilden auch die Geschehensverben, die nur in der 3. Person mit sächlichem Subjekt gebraucht werden, wie „geschehen“, „gelingen“, „mißlingen“, „vorkommen“, „eintreten“, usw. kein Passiv. Endlich fällt bei der Betrachtung der Formen auf, daß nicht alle transitiven Verben ein Passiv bilden, z.B. „haben“, „bekommen“, „erhalten“, „besitzen“, „behalten“, „sich befinden“, „sich aufhalten“, usw.

Wenn man nun versucht, die semantische Funktion des Passivs zu bestimmen, so liegt – da man beim Passiv üblicherweise zuerst an die transitiven Handlungsverben denkt – auf den ersten Blick die Auffassung nahe, der passivische Satz sei eine Umkehrung des aktivischen Satzes im Subjekt-Objekt-Verhältnis, d.h. der Satz „Hans wird von Fritz geschlagen“ habe im wesentlichen den gleichen Gehalt wie

19 Vgl. Weisgerber [63b] und [63a], S. 232 ff.

„Fritz schlägt Hans“, nur daß das Geschehen vielleicht im ersten Fall mehr von Hans her, im zweiten Fall mehr von Fritz her gesehen würde.²⁰ In diesem Sinn sagt J. Wackernagel: „Mit Recht hat man das Passiv als einen Luxus der Sprache bezeichnet, weil der passivische Satz nichts anderes darstellt als die Umkehr des normalen aktivischen Satzes.“²¹ Diese Auffassung, die sich in der Bezeichnung „Passiv“ (Leideform) ausdrückt, wird aber nicht all den sprachlichen Gegebenheiten und grammatikalischen Tatbeständen gerecht, auf die oben hingewiesen wurde.

Weisgerber setzt diese Auffassung folgenden, insgesamt recht überzeugenden Ansatz entgegen: Er unterscheidet zunächst zwei Typen von Sätzen: Der erste Typ interpretiert einen Vorgang oder Zustand als Handlung eines Täter-Subjekts, als von einem solchen Subjekt gelenktes oder getragenes Geschehen oder als einen von ihm verursachten Zustand. Zu diesem Typ gehören insbesondere diejenigen aktivischen Sätze, die ein bestimmtes sächliches oder persönliches Subjekt haben, wie „Fritz lacht“, „Fritz beobachtet Hans“, „Die Kugel rollt“, usw. Der zweite Typ interpretiert einen Vorgang oder Zustand nicht in dieser Weise, d.h. er versteht, selbst wo ein bestimmtes Subjekt oder Objekt im Spiel ist, dieses nicht als Täter-Subjekt. Hierher gehören insbesondere die unpersönlichen aktivischen Sätze wie „Es regnet“ oder „Man singt die Marseillaise“, und aktivische Sätze wie „Ein Unglück ereignet sich“ oder „Fritz besitzt (hat, bekommt) ein Fahrrad“.

Wenn man die Sätze des ersten Satztyps als *Aktionssätze* bezeichnet, die des zweiten Typs als *aktionsfreie Sätze*, so ist für das Indogermanische der Aktionssatz typisch. Im Deutschen überwiegen die Aktionssätze etwa im Verhältnis 10 : 1, d.h. wir haben viel mehr sprachliche Formen zur Verfügung, einen Vorgang im Sinne einer Aktion als im Sinn eines aktionsfreien Vorgangs zu interpretieren. Für Weisgerber ist nun das Passiv, das sich in den verschiedenen indogermanischen Sprachen erst relativ spät ausgebildet hat, eine Form, dieses

20 Das entspräche dann einer anderen Topikalisierung, d. h. einer anderen Gliederung des Sachverhalts in *topic* und *comment*, in Gegenstand und Aussage über diesen Gegenstand.

21 Wackernagel [24], Bd. I, S. 135.

Überwiegen der Aktionssätze zu kompensieren; eine Form, Aktions-sätze in aktionsfreie Sätze zu transformieren, so daß der vorwiegend aktivische Wortvorrat auch zum Ausdruck von aktionsfreien Sätzen genützt werden kann. Das Passiv wird daher zu solchen Verben gebildet, die in Aktionssätzen fungieren, als insbesondere zu Handlungs-
verben, nicht aber zu solchen nur formal aktiven Formen, die keine Aktion ausdrücken, wie „sich ereignen“, „haben“, usw. Ferner steht das Passiv danach in unmittelbarer Nähe der unpersönlichen aktiven Sätze: „Man lacht“ deckt sich in seiner Bedeutung weitgehend mit „Es wird gelacht“. Weisgerber sieht danach die Umformung eines aktiven Satzes in einen passiven so: „Fritz lacht“ → „Man lacht“ → „Es wird gelacht“; „Ich esse“ → „Man ißt“ → „Es wird gegessen“, usw. D.h. das bestimmte Täter-Subjekt wird eliminiert und im Passiv wird auch noch jener unbestimmt-andeutende Hinweis auf Täter-Subjekte beseitigt, der oft in dem Wort „man“ steckt.²²

Bei Sätzen mit transitiven Verben ist der Übergang zum Passiv dann so zu verstehen: „Fritz schlägt Hans“ → „Man schlägt Hans“ → „Hans wird geschlagen“ → „Hans wird von Fritz geschlagen“. D.h. man geht hier von einem Geschehen aus, das als Handlung des Täter-Subjekts Fritz interpretiert wird, die sich auf Hans richtet (an Hans vollzieht), von da zu einer täterfreien Interpretation des Geschehens, das sich an Hans vollzieht, und von da zu einer Bestimmung dieses Geschehens als ein von Fritz verursachtes Geschehen. D.h. „Fritz“ fungiert im passivischen Satz als Teil einer Umstandsbestimmung (wie „Stock“ in „Hans wurde mit einem Stock geschlagen“). Die Hinzufügung von „von Fritz“ ist also nur eine adverbiale Ergänzung des Satzes, die mit der Angabe eines verursachenden Subjekts die durch das Passiv erreichte Ausschaltung des Täter-Subjekts praktisch wieder rückgängig macht. Diese Interpretation zeigt, wie schwierig es ist, von diesem, nach Weisgerber untypischen Fall eines passivischen Satzes her das Passiv zu verstehen.

22 In ähnlichem Sinn sagt H. Hartmann: „Ist die Person des Handelnden unbekannt oder unwichtig oder wird sie aus bestimmten Gründen im Hintergrund gehalten, dann tritt das Passiv ein; soll dagegen jemand in Gegenwart oder Vergangenheit als tätig oder wirkend beschrieben werden, so bedienen wir uns in der Regel der aktiven Redeweise.“ ([54], S. 12)

Diese Interpretation Weisgerbers hat nun viel für sich, da sie insbesondere die nahe Verwandtschaft der aktivischen und passivischen unpersönlichen Konstruktion erklärt und den oben umrissenen passivischen Formenkreis in etwa abdeckt. Allerdings erfordern die Ausdrücke „Aktionssatz“ und „aktionsfreier Satz“ sicher noch weitere gründliche Präzisierungen.

Was leistet diese Untersuchung nun für die Relativitätsthese? Sie weist im aktivischen und im passivischen Satz – allgemeiner: Im Aktionssatz und im aktionsfreien Satz – zwei Interpretationsformen für die Erfahrung nach. Diese Interpretationsformen sind aber nicht durchgängig mit den zugehörigen sprachlichen Formen verbunden, so daß wir immer dann, wenn wir z.B. einen Aktionssatz anwenden, ein (menschliches, tierisches oder übermenschliches) Subjekt annehmen und das Geschehen als Handlung dieses Subjekts deuten. So sagen wir „Die eine Kugel stößt die andere an“, ohne damit die Kugel als handelndes Subjekt anzusehen. Aber die Sprachform legt eine solche Interpretation doch oft nahe. Das zeigt sich z.B. in der alten physikalischen Redeweise von der „vis viva“, der „lebendigen Kraft“ (kinetischen Energie), die in der ersten Kugel steckt und mit der sie auf die zweite einwirkt, oder in der Deutung biologischer Vorgänge durch die Annahme einer Entelechie. Insofern ist das starke Überwiegen der aktiven Formenwelt im Indogermanischen insgesamt doch ein klares Anzeichen für eine in der Sprachtradition angelegte Weltsicht, nach der die Wirklichkeit sich vorwiegend als ein von Täter-Subjekten beherrschtes und bestimmtes Geschehen darstellt.

Wir haben oben gesagt, daß zwischen den sprachlichen Formen und ihrer Interpretation eine Phasenverschiebung eintreten kann, so daß die Ausdrucksformen ihren ursprünglichen Sinn verlieren. So etwas gilt sicher auch für die Aktionssätze, soweit sie keine menschlichen oder tierischen Subjekte haben, da wir die Welt heute eher passivisch, d.h. in Form von Zuständen und Zustandsveränderungen sehen, als in Form von subjektbestimmtem Geschehen. Das kompliziert den Nachweis eines Zusammenhangs zwischen Sprachform und Interpretationsleistung sehr und ist wohl verantwortlich dafür, daß Weisgerbers Bestimmung der semantischen Funktion von Aktiv und Passiv in vielen Einzelfällen nicht zutrifft. Im großen und besonders in der historischen Perspektive ist dieser Zusammenhang aber doch deutlich.

Noch deutlicher wird die Unterscheidung Weisgerbers, wenn man sie auf dem Hintergrund des Sprachganzen und der zugehörigen Vorstellungswelt sieht, im Kontrast unserer Sprachwelt mit anderen. H. Hartmann hat in [54] den passivischen Formenkreis von keltischen und arischen Sprachen, insbesondere des Irischen, in denen das Passiv besonders stark ausgeprägt ist, untersucht und in Beziehung gesetzt zum Weltbild und den religiösen Vorstellungen der Kultur, die hinter diesen Sprachen steht. Aufgrund seiner gerade im Detail außerordentlich aufschlußreichen Betrachtungen kommt auch er zu dem Schluß, daß die Ausbildung und Verwendung passivischer Formen zum Ausdruck von Tatbeständen, die wir im Deutschen nur aktivisch formulieren, damit zusammenhängt, daß die indogermanische Vorstellung des frei und autonom handelnden Subjekts als Ursprung und Träger eines Geschehens zurücktritt hinter der Vorstellung vom Menschen als Teil des Kosmos, von der Wirksamkeit einer kosmischen Allkraft in ihm und durch ihn hindurch.²³ Daß es sich hier um zwei verschiedene Interpretationsformen des Geschehens handelt, wird besonders deutlich auch durch Verwendungsregeln von Aktiv und Passiv im Irischen. Hartmann sagt z.B. über den Ausdruck des Befolgens einer Aufforderung: „Das Passiv ist . . . nur dort am Platze, wo jemand sich unter einem Zwang befindet und gezwungen sieht, diesem nachzugeben. Soll jedoch zum Ausdruck gebracht werden, daß er das Ansinnen trotzig ablehnt, oder sich zum mindesten die Freiheit der eigenen Entscheidung nicht durchaus entreißen läßt, so geschieht dies durch das Aktiv“.²⁴

Das Subjekt-Prädikat-Schema unserer Sätze ist das allgemeinste und damit im Sinne Whorfs auch das wirksamste Interpretationsschema unserer Sprache.

Die weitaus meisten einfachen Sätze unserer Sprache haben Subjekt-Prädikat-(Objekt-) Struktur, d.h. sie bestehen aus Eigennamen, die für bestimmte Objekte (seien sie konkret oder abstrakt, seien es Gegenstände (Sachen), Personen oder andere Subjekte) stehen, und aus einem Prädikat, das diesen Objekten ein Attribut zuschreibt (seien

23 Vgl. dazu H. Hartmann [54], S. 33, 39 und 62.

24 H. Hartmann [54], S. 29.

es Eigenschaften, Beziehungen, Zustände, Prozesse oder Handlungen). Dabei werden die Objekte aufgefaßt als mehr oder minder dauerhafte Gegebenheiten, die durch ihre verschiedenen momentanen Zustände hindurch, im Wechsel ihrer Attribute ihre Identität bewahren, die den Erscheinungen subsistieren, an denen sich das Geschehen vollzieht und die als Träger der Zustände fungieren.

In diesem Sinn interpretieren wir gewöhnlich alle Ereignisse und Sachverhalte in einer Objekt-Attribut-Struktur. Daß diese Interpretation nicht selbstverständlich ist, daß man dieses sprachliche Prädikationsschema nicht naiv in die Ontologie projizieren kann, das wird schon deutlich an den Fällen, in denen wir diese sprachliche Form verwenden, obwohl von identifizierbaren Gegenständen keine Rede sein kann. In diesem Sinn sagen wir z.B. „Der Wind weht“, „Der Himmel ist blau“, „Das Meer braust“, „Der Regen fällt“, „Sein Wille ist unbeugsam“, „Sein Schmerz ist tief“, usw.

In den unpersönlich gebrauchten Verben haben wir zudem ein Mittel, ein Geschehen anders als in der Objekt-Attribut-Form darzustellen: Die Sätze: „Es regnet“, „Es friert“, „Es ist windig“, „Es klopft“, „Es wird getanzt“, „Es wird gepflügt“ haben zwar grammatikalisch-formal ebenfalls Subjekt-Prädikat-Struktur, aber hier ist ganz deutlich, daß das Pronomen „es“ nicht für bestimmte Objekte steht, daß man diese Sätze nicht als Aussagen über Objekte deuten kann. Bei den Sätzen mit unpersönlichen Verben ist es sinnlos, nach einem Träger des Geschehens zu fragen: „Wer regnet?“, „Was friert?“ und ebenso bei den Sätzen „Es ist windig“, „Es ist kalt“, deren Adjektive hier unpersönlich gebraucht werden. Bei den übrigen Beispielssätzen ist es zwar sinnvoll, nach einem Subjekt zu fragen („Wer klopft?“, „Wer tanzt?“, „Wer pflügt?“), aber es handelt sich dabei doch nicht um Existenzsätze („Es gibt einen, der klopft“ usw.), sondern die Hinzufügung eines handelnden Subjekts hätte hier den Charakter einer adverbialen Ergänzung: In dem Satz „Es klopft“ wird ein Vorgang geschildert, in dem selbst von Personen oder Dingen nicht die Rede ist, und dieser Vorgang wird näher beschrieben durch die Angabe des Urhebers, wenn man z.B. sagt „Es wird geklopft von Fritz“.²⁵

25 Das „man“ in den unpersönlichen Sätzen läßt sich allerdings oft auch als Existenzquantor oder als Allquantor verstehen.

Die Möglichkeit, unpersönliche Sätze zu bilden, zeigt, daß nicht alles Geschehen im Objekt-Attribut-Schema interpretiert werden muß. Die Tatsache, daß wir von dieser sprachlichen Möglichkeit aber nur relativ selten Gebrauch machen, daß formal auch die unpersönlichen Sätze Subjekt-Prädikat-(Objekt-)Struktur haben und daß wir auch Substantive verwenden, wo es sich nicht um identifizierbare Objekte handelt, beweist, wie vorherrschend diese Interpretation ist.

Wir haben oben gesehen, daß Whorf annimmt, daß die Nootka-Sprache die Prädikation in diesem Sinn nicht kennt. Das wäre ein sehr wichtiger weiterer Beleg dafür, daß es sich beim Objekt-Attribut-Schema um eine Interpretationsform, nicht aber um eine vorgegebene ontologische Struktur handelt.²⁶ Da die Behauptung Whorfs jedoch nur von dem kontrolliert und präzisiert werden kann, der diese Sprache beherrscht, wollen wir einmal überlegen, wie eine einfache Sprache aussehen könnte, die keine Subjekt-Prädikat-(Objekt-)Struktur hat.

Die Grundeinheiten dieser deskriptiven Sprache – nennen wir sie L – die zu Mitteilungen verwendbar sind, sollen ebenso wie die unserer Sprache – nennen wir sie S – einfache Aussagesätze sein. Während solche Sätze nun in S in Eigennamen und Prädikate aufgegliedert

26 P. Hartmann hat im Japanischen wie in anderen ostasiatischen Sprachen einen Sprachtyp aufgewiesen, in dem die Sätze ebenfalls keine Subjekt-Prädikat-Struktur in unserem Sinn haben. Er nennt diese Sprachen „referierende“ und sagt: „Die Vorgangsbezeichnung ist stets der hauptsächliche Inhalt des japanischen Satzes. Als solche erscheint sie als einziger Satzteil in nominativischer Vorstellung. Alle übrigen Satzglieder können als Attribute zu dieser Vorgangsbezeichnung angesehen werden.“ ([52], S. 96.) D. h. Subjekts- wie Objektsangaben sind entbehrliche Ergänzungen des einfachen Satzes als eines reinen Vorgangssatzes. Diese „Subjektlosigkeit“, besser vielleicht: diese sekundäre Rolle des Subjekts, ist nach Hartmann ein Merkmal aller ostasiatischen Sprachen. Der deutsche Satz „Der Mensch sieht den Berg“ nimmt z. B. im Japanischen die Form an „Des Menschen den-Berg-Sehen“, wobei „Sehen“ (im Sinn von „Es wird gesehen“) die Vorgangsbezeichnung ist, die auch für sich allein stehen kann. Dieser Vorgang wird ergänzend beschrieben zunächst als ein „Berg-Sehen“ („Ein Berg wird gesehen“) und dann als ein Berg-Sehen des Menschen („Ein Berg wird von dem Menschen gesehen“). (Vgl. [52], S. 23.) – Für Hartmann drückt sich in dieser andersartigen Satzkonstruktion eine andersartige Weltsicht aus.

werden, also z.B. die logische Form $F(a)$, $G(a, b)$ oder $H(a, b, c)$ haben, soll diese Analyse in L nicht möglich sein. Inhaltlich würden also die Sätze von L unpersönlichen Sätzen von S entsprechen und so z.B. besagen „Es regnet“, „Es wird gegessen“, „Es wird gekämpft“, „Es ist kalt“, usw.

Man kann aber nun nicht einfach jedem einfachen Satz von S eine Satzkonstante von L zuordnen, sonst müßten für alle Sachverhalte, die sich in S in der Form $F(a)$, $F(b)$,... oder als $G(a, b)$, $G(b, a)$,... darstellen lassen, eigene Grundkonstanten eingeführt werden, so daß L viel zu unökonomisch würde. Wo S z.B. zum Ausdruck der 64 Sätze, die sich mit einer dreistelligen Prädikatkonstanten und vier Gegenstandskonstanten bilden lassen, mit fünf Konstanten auskommt, würde L dafür schon 64 benötigen.

Wenn man aber den Prädikatkonstanten von S Satzkonstanten von L entsprechen läßt, etwa in der Weise, daß einem Prädikat $F(x)$ in L ein Satz des Inhalts entspricht „Es ist da etwas F-artiges“ oder „F-sein liegt vor“ – so daß z.B. „ist rot“ entspricht „Rotsein kommt vor“, dem Prädikat „lacht“ der Satz „Es wird gelacht“ – und wenn man den Gegenstandskonstanten von S Satzoperatoren von L entsprechen läßt, so daß der Gegenstandskonstanten „a“ ein Satzoperator des Inhalts entspricht „a ist dabei beteiligt (anwesend)“, so kann man die einfachen Sätze von S der Form „a hat die Eigenschaft F“ übersetzen in „F-sein liegt vor unter Beteiligung von a“.²⁷

In dieser Weise kann man die einfachen Sätze der angegebenen Form von S über n Konstanten durch Sätze von L mit ebensovielen Konstanten darstellen.

Schwieriger wird es, wenn man Sätze mit mehrstelligen Prädikaten von S betrachtet, z.B. den Satz $F(a, b)$, der etwa soviel bedeuten möge wie „Fritz schlägt Hans“. Da die Konjunktion kommutativ ist, kann man statt dessen in L nicht einfach den Satz bilden „Es wird geschlagen und Fritz ist dabei beteiligt und Hans ist dabei beteiligt“, sondern man muß hier, um Subjekt und Objekt des Vorgangs zu unterscheiden, z.B. Satzoperatoren „a ist aktiv dabei beteiligt“ und „a ist passiv dabei beteiligt“ einführen und dann sagen „Es wird geschlagen und Fritz ist dabei aktiv beteiligt und Hans ist dabei passiv beteiligt“.

27 Man kann also z.B. für $F(a)$ schreiben $B_a(F)$, für $F(a, b)$ $B_b(B_a(F))$, usf.

Hier wird schon die Unterlegenheit der Sprache L gegenüber S deutlich, die sich noch erhöht, wenn man auch ein instrumentelles Beteiligtsein etc. einführt.

Man kann dann auch Sätze einführen, die Quantifizierungen ausdrücken, wie z.B. „Alle sind dabei beteiligt“ oder „Einige sind dabei beteiligt“ und kann so Analogien zu einfachen Sätzen der Prädikatenlogik bilden.

Große Schwierigkeiten würde es hingegen machen, in L Analogien zu den mehrfach quantifizierten Sätzen von S zu bilden. S ist also doch erheblich ausdrucksreicher als die einfache Sprache L, deren Sätze aus Verbindungen elementarer Sätze bestehen.

Die Sprache der Mengenlehre ist hingegen ein Beispiel für eine Sprache, die S an Ausdrucksreichtum nicht nachsteht und in der keine Prädikatkonstanten, sondern nur Gegenstandskonstanten und logische Operatoren vorkommen, in der sich also, so könnte man sagen, eine andere Interpretationsform ausdrückt als in S.

Der Nachteil solcher Sprachkonstruktionen liegt natürlich darin, daß wir sie doch wieder mithilfe unserer eigenen Sprache interpretieren, so daß sie die These, in andersartigen grammatikalischen Formen drücke sich oft eine andersartige Interpretationsweise aus, nicht belegen können. Sie sind aber doch vielleicht geeignet, die Möglichkeit solcher andersartiger Interpretationsformen etwas besser zu verdeutlichen und die Eigenart und Leistung des Prädikationsschemas besser in den Blick zu bekommen.

Der Anteil der Sprache an der Erfahrung besteht im Fall der Subjekt-Prädikat-(Objekt-)-Struktur der Sätze darin, daß wir mit der Sprache lernen, unsere Erfahrungen im Schema Objekt-Attribut zu systematisieren und darzustellen. So lernen wir z.B. einen Sachverhalt zu beschreiben als „Die Rose ist rot“ und nicht als „Die Röte rost“ oder „Rotsein liegt vor und die Rose ist dabei beteiligt“. Solche Beschreibungen würden eine ganz andere Systematisierung der Erscheinungen, eine ganz andere Ontologie implizieren. Dadurch, daß ein gewisser Vorrat von sprachlichen Ausdrücken und Formen vorhanden ist, die einer bestimmten Interpretation und Einordnung der Erscheinungen dienen, daß einfache und stereotype Ausdrücke und Formen für andere Interpretationen hingegen nicht vorhanden

sind, dadurch legt die Sprache die Art und Weise, wie wir das Erfahrene deuten und auffassen, in gewissem Umfang schon fest. Denn solange wir mit den vorhandenen Sprachmitteln auskommen, haben wir keinen Anlaß, uns nach neuen Mitteln umzusehen. Eine Modifikation der Grundformen unserer Sprache würde auch so weitreichende Konsequenzen für unseren Begriffsapparat und unsere Annahmen über die Welt nach sich ziehen, daß sie nur auf lange Sicht und nur von der Sprachgemeinschaft insgesamt zu verwirklichen wäre.

Auf dieser Basis des Objekt-Attribut-Schemas steht unsere Logik und unsere wissenschaftliche Begriffs- und Theorienbildung. Insofern ist es nicht übertrieben, wenn man sagt, daß z.B. unsere Mathematik und Naturwissenschaft und damit unser naturwissenschaftlich geprägtes Weltbild diese sprachliche Grundlage zur Voraussetzung haben. In diesem Sinn sagt Whorf: "Thus the world view of modern science arises by higher specialization of the basic grammar of the Western Indo-European languages. Science of course was not *caused* by this grammar; it was simply colored by it."²⁸

Diese sprachliche Basis wird dabei freilich selbst modifiziert: Unsere logischen Auffassungen prägen wiederum das Verständnis unserer Sprache. Die logische Grammatik ist nicht die „natürliche“ Grammatik unserer Sprache, aber sie beruht doch auf dem gleichen Prädikationsschema, das auch ihr zugrunde liegt.

4.4 Die erkenntnistheoretische Problematik der Relativitätsthese

Wir haben in diesem Kapitel bisher die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung vorwiegend in den Formulierungen und mit den Argumenten diskutiert, die für sie in der allgemeinen Sprachwissen-

²⁸ Whorf [56], S. 221.

schaft vorgetragen werden. Wir wollen diese These nun in unsere sprachphilosophische Erörterung des Bedeutungsproblems einordnen und ihre erkenntnistheoretische Relevanz erörtern.

Man kann die Relativitätsthese in zwei Behauptungen aufgliedern:

1. Es besteht eine Korrelation zwischen Sprache und Weltansicht der Art, daß typischen und tiefgreifenden Differenzen sprachlicher Formen typische und tiefgreifende Differenzen der Weltansicht entsprechen.
2. Die Weltansicht hängt von der Sprache ab; die Interpretationsformen der Erfahrung sind sprachlich vermittelt.

Während die zweite Behauptung besagt, daß die Sprache, die wir sprechen, die Formen unserer Erfahrung beeinflusst, also eine Einwirkung der Sprache auf die Erfahrung beinhaltet, besagt die erste Behauptung nur, daß es Entsprechungen zwischen sprachlichen Formen und Formen der Weltansicht gibt, ohne festzulegen, ob diese von jenen oder jene von diesen bestimmt werden. Die erste Behauptung ist schwächer als die zweite, denn es kann eine Korrelation zwischen Sprache und Weltansicht geben, die nicht auf einem Einfluß der Sprache auf die Erfahrung beruht; man kann aber nicht einen solchen Einfluß der Sprache annehmen, wenn auch typischen und tiefgreifenden Unterschieden sprachlicher Formen keine deutlichen Unterschiede der Erfahrung entsprechen. Erst die zweite Behauptung drückt den vollen Inhalt der Relativitätsthese aus, so wie sie Humboldt, Sapir und Whorf verstanden haben.

Die empirische Arbeit der vergleichenden Sprachwissenschaften und der Sprachgeschichte zeigt zunächst nur Korrelationen zwischen Sprachen und Erfahrungsformen auf. Um darüber hinaus eine Abhängigkeit zu begründen, kann man entweder empirisch-psychologische Untersuchungen anstellen, die z.B. zeigen, daß und wie gewisse Formen der Erfahrung von sprachlichen Parametern abhängen¹, oder man kann sich auf sprachphilosophische Überlegungen stützen. Solche sprachphilosophischen Argumente für die Relativitätsthese ergeben sich direkt aus der Diskussion der Ideen von Wittgenstein in den

¹ Vgl. dazu z. B. die in 4.2 besprochene Arbeit von Brown und Lenneberg [54].

„Philosophischen Untersuchungen“ im Abschnitt 2.4. Und eine sprachphilosophische Begründung der Relativitätsthese ist auch nur im Rahmen einer pragmatischen Bedeutungstheorie Wittgensteinischer Prägung zu erwarten:

Vom Standpunkt der realistischen Semantik aus würde man sagen: Wenn die Wörter und die grammatikalischen Formen dadurch bedeutungsvoll werden, daß wir ihnen sprachunabhängige Objekte, Begriffe oder Propositionen als Bedeutungen zuordnen, dann ist die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung falsch: Sie ist trivialerweise falsch, wenn man unter Sprache nur die laut- oder schriftsprachlichen Ausdrücke versteht, denn diese Ausdrücke allein haben auf unsere Erfahrung sicher keinen Einfluß. Ein Einfluß rein syntaktisch charakterisierter Ausdrücke ist auch nie behauptet worden, sondern immer nur ein Einfluß einer interpretierten, bedeutungsvollen Sprache. Ein bedeutungsvoller Ausdruck ist aber im realistischen Verstand ein Ausdruck für eine sprachunabhängige Entität. Selbst wenn man also Begriffe und Propositionen nicht als „objektiv reale“, in der Welt vorkommende Attribute und Sachverhalte auffaßt, und damit die Erfahrung als getreues Abbild der Wirklichkeit im Bewußtsein, sondern sie konzeptualistisch als Interpretationsweisen versteht, so bestimmen doch die sprachlichen Ausdrücke nicht diese Interpretationsweisen, sondern sie werden umgekehrt durch diese erst als bedeutungsvolle Ausdrücke, als Ausdrücke für diese Interpretationsformen definiert. Zuerst sind da die Interpretationsweisen und dann erst die durch sie erklärten Wörter und Sätze. Es gibt dann keinen Einfluß eines Zeichens auf das Bezeichnete.

Wenn man die realistische Prämisse dieses Arguments akzeptiert, so wird man dagegen wenig einwenden können.

Diese These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung hat ihren Platz nur im Rahmen der pragmatischen Bedeutungstheorien. Es ist ja schon durch die in 4.1. angeführten Zitate von Humboldt, Sapir und Whorf deutlich geworden, daß sie eine pragmatische Bedeutungstheorie vertreten,² und daß bei ihnen die Relativitätsthese auf der Basis

2 Die Bezeichnung „pragmatische Bedeutungstheorie“ ist zwar speziell für Humboldts Ideen nicht recht passend, da er nie Bedeutung und Gebrauch

dieser Bedeutungstheorie erwächst. Nur wenn die Sprachmittel nicht bloß als Ausdruck von Interpretationsformen angesehen werden, sondern als diese Interpretationsformen erst definierend, wenn wir allein mit der Sprache die Unterscheidungen und Bestimmungen erlernen, in denen wir das Erfahrene gliedern, und wenn damit die Sprache zum Mittel der Erschließung der Welt wird, ist es sinnvoll anzunehmen, daß unsere Auffassungsweisen durch unsere Sprache geprägt werden und daß verschiedene Sprachen verschiedene Interpretationsweisen darstellen können. Die pragmatische Bedeutungstheorie liefert aber nicht nur die Bedingung, unter der die Relativitätsthese angenommen werden kann, sondern sie impliziert mit ihrer Lehre von der sprachlichen Vermittlung der begrifflichen Bestimmungen diese These schon. Daß es Sprachen gibt, denen deutlich oder gar grundlegend verschiedene Interpretationsweisen entsprechen, daß also die bestehenden Unterschiede der Sprachen nicht alle für die Weltansicht unerheblich sind und die Relativitätsthese nicht nur eine prinzipielle, theoretische Bedeutung hat, ist freilich noch gesondert nachzuweisen, und dazu bedarf es der empirischen Arbeit der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Die Relativitätsthese wirft nun eine Reihe von erkenntnistheoretischen Problemen auf, die wir im folgenden erörtern wollen. Da die These aus der pragmatischen Bedeutungstheorie folgt, betreffen diese Probleme auch diese Theorie.

Die realistische Semantik enthält als Theorie der Zuordnung von Objekten, Begriffen und Propositionen zu sprachlichen Ausdrücken keine eigene erkenntnistheoretische Problematik. Denn die Zuordnungen haben konventionellen Charakter, es gibt keine objektiv richtigen Zuordnungen, die uns evtl. verborgen sein könnten, die Zuordnungen sind ohne Einfluß auf das Zugeordnete und von den zuzuordnenden Entitäten wird in der Theorie vorausgesetzt, daß sie vorgegeben sind. Die Frage, welchen ontologischen Status diese Entitäten haben, ob sie einer „an sich“, d.h. unabhängig von unserem Erkennen bestehenden Welt angehören, der physikalischen Welt der konkreten

identifiziert – für ihn gehören die Bedeutungen einer idealen, geistigen Sphäre an – aber hier ist entscheidend, daß er sprachliche Ausdrücke nicht als Mitteilungszeichen für vorgegebene Gegenstände ansieht, sondern die Gegenstände als erst durch die Sprache vermittelt.

Dinge oder einer idealen Sphäre abstrakter Begriffe, Klassen und dergleichen, wie sie der Platonismus annimmt, oder ob es sich, konzeptualistisch verstanden, um Konstruktionen des Verstandes, oder aber um Vorstellungen handelt, und wie diese Entitäten erkannt werden, das ist für die Grundgedanken der realistischen Semantik selbst nicht erheblich.

Als ein Beispiel einer realistischen Theorie haben wir in 2.1.3 die Semantik Wittgensteins im Traktat kennengelernt. Nun hat Wittgenstein im Traktat aber auch eine erkenntnistheoretische Position entwickelt, die E. Stenius veranlaßt hat, von einem *transzendental-lingualistischen* Ansatz zu sprechen, von einer sprachphilosophischen Analogie zur Transzendentalphilosophie Kants in der „Kritik der reinen Vernunft“.³ Wir wollen daher überlegen, ob es sich dabei nicht doch um eine erkenntnistheoretische Problematik handelt, die die realistische Semantik insgesamt betrifft.

Wittgenstein stützt sich mit seinen erkenntnistheoretischen Aussagen auf die Abbildtheorie der Sprache, die wir in 2.1.3 besprochen haben. Wir haben dort durch ein Zitat aus seinem Brief an B. Russell vom 19.8.1919 belegt, daß seine semantische Theorie ihm nur als Grundlage für sein zentrales Anliegen im Traktat dient, für seine Unterscheidung dessen, was sich mit Sätzen sagen läßt, und dessen, was nur gezeigt werden kann. Was sich mit einem Satz *sagen* oder *darstellen* läßt, ist die Tatsache, die ein (wahrer) Satz vermittels seiner Struktur und der Isomorphiekorrelation abbildet. Was sich demgegenüber mit Sätzen nicht darstellen läßt, sind z.B. die ontologischen Strukturen der Wirklichkeit und die Entsprechungen zwischen der syntaktischen Struktur der Sätze und der ontologischen Struktur der abgebildeten Tatsachen. Diese Strukturen und Entsprechungen *zeigen* sich in den Sätzen, können aber durch sie nicht dargestellt werden, denn die Kenntnis dieser Strukturen und Korrelationen ist die Voraussetzung dafür, daß wir Sprache überhaupt verstehen.⁴ Was aber Voraussetzung allen Sprachverstehens ist, kann nicht durch die

3 Vgl. zum folgenden die Erörterungen in Stenius [60], Kap. XI, sowie die Darstellung in Stegmüller [65], Kap. XI, I,4.

4 Vgl. Wittgenstein [22], 4.12 ff.

Sprache erklärt werden. Einer, der noch nicht Englisch kann, kann diese Sprache nicht aus dem Oxford Dictionary lernen, und ebenso wenig kann man jemand mit einem Satz, der nach der Abbildtheorie selbst als Tatsache aufgefaßt werden muß und der eine Tatsache bedeutet, sagen, was eine Tatsache ist. Es nützt dabei auch nichts, auf eine Metasprache auszuweichen, mit deren Sätzen man dann die Funktionsweise der Sätze der Objektsprache darstellen kann, denn die Metasprache würde, ebenso wie die Objektsprache und wie jede andere Sprache, die Ontologie und die Abbildungsfunktion voraussetzen müssen, nicht aber mitteilen können. Wenn wir sprechen, sind wir immer schon „in der Sprache“ und können sie nicht gewissermaßen von außen her betrachten.⁵

Daraus folgt dann für Wittgenstein, daß auch die Aussagen des Traktats, die sich mit der ontologischen Struktur der Realität und den Abbildungskategorien befassen, sinnlos sind, weil sie zu sagen versuchen, was sich nicht sagen läßt. Sie sind deswegen aber nicht wertlos, denn sie erläutern und helfen, das zu sehen, was sich nicht sagen läßt: „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist) – er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.“⁶

Mit der ihm eigenen Radikalität zieht Wittgenstein dann den Schluß, daß eine Philosophie als System theoretischer Sätze über die ontologischen Strukturen der Wirklichkeit und die Grundfunktionen der Sprache nicht möglich ist. Für ihn ist Philosophie schon im Traktat keine theoretische Wissenschaft, sondern sie hat nur mæeutische und therapeutische Funktionen.⁷

5 Ähnliches gilt nach Wittgenstein auch für die Bedeutungen der Ausdrücke. So sagt Wittgenstein: „Die Identität der Bedeutung zweier Ausdrücke läßt sich nicht *behaupten*. Denn um etwas von ihrer Bedeutung behaupten zu können, muß ich ihre Bedeutung kennen: und indem ich ihre Bedeutung kenne, weiß ich, daß sie dasselbe oder verschiedenes bedeuten ([22], 6.2322). Vgl. auch [22], 3.262.

6 Wittgenstein [22], 6.54.

7 Vgl. Wittgenstein [22], 4.111, 4.112 und 4.003.

Philosophie, speziell Sprachphilosophie, ist natürlich keine Naturwissenschaft, wie z.B. der Behaviorismus meint.⁸ Sie teilt uns nicht gänzlich neue Sachverhalte über die Sprache mit, sie will nicht mithilfe der Sprache Sprache erst verstehen lehren, sondern sie will das vorgängige Sprachverständnis, mit dessen Hilfe wir auch ihre Aussagen verstehen, systematisch analysieren und vertiefen, so daß wir durch sie die Funktionsweise der Sprache besser erfassen. Daß ihr dabei so enge Grenzen gezogen sind, wie Wittgenstein unter Bezugnahme auf die semantische Bildtheorie des Traktats meint, wird man aber angesichts der Tatsache, daß diese Bildtheorie eine viel zu beschränkte und selbst in ihrer Beschränkung auf einfache deskriptive Sätze durchaus fragwürdige Theorie ist, nicht behaupten können.

Die Thesen Wittgensteins sind Aussagen über die Grenzen der Darstellungsleistung der Sprache. Daran, daß die Welt so ist, wie wir sie sprachlich beurteilen, bzw. wie sie sich in unseren Aussagen zeigt, zweifelt Wittgenstein nicht. Wenn er sagt: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“⁹, so will er damit nicht andeuten, daß die Welt immer schon sprachlich vermittelt ist und daß es daher sinnlos wäre, von der Welt zu reden, so wie sie vor aller sprachlich-begrifflichen Bestimmung immer schon ist. Wie sich für Kant die Verstandesbegriffe ausschließlich auf mögliche Erfahrung beziehen und nicht über die Erfahrung hinaus angewendet werden können (z.B. in der rationalen Metaphysik: in rationaler Psychologie, Kosmologie oder Theologie, wie das in der Transzendentalen Dialektik dargestellt wird), so bezieht sich für Wittgenstein die sprachliche Darstellungsfunktion nur auf empirische Tatsachen. Soweit trägt die Analogie. Sie geht aber nicht so weit, daß auch in den Grenzen der Anwendbarkeit der Sprache für Wittgenstein ein Anteil der Sprache an der Erfahrung besteht, wie Kant einen Anteil der Vernunft an der Erfahrung annimmt. In den Grenzen ihrer Anwendbarkeit hat die Sprache für Wittgenstein rein abbildende Funktion, so daß die Bezeichnung „transzendentaler Lingualismus“ für seine Position im Traktat nicht ganz adäquat ist.

Die Frage, inwieweit wir mit sprachlichen Mitteln die Funktionsweise der Sprache charakterisieren können, ist aber, wie wir im

⁸ Vgl. Wittgenstein [22], 4.111 und 4.112.

⁹ Wittgenstein [22], 5.6.

Abschnitt 2.4.3 gesehen haben, nicht nur ein Problem, das speziell die realistische Semantik angeht. Darüber hinaus lassen sich auch Wittgensteins Aussagen über die Grenzen der Sprache von der realistischen Semantik des Traktats ablösen. Mit dem oben zitierten Satz „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ will Wittgenstein, wie die im Traktat folgende Erläuterung zeigt, sagen, daß man in einer Sprache immer nur über die Dinge sprechen kann, die zur Ontologie dieser Sprache gehören, daß man also in ihr sinnvollerweise, wie Carnap später formuliert¹⁰, nur *interne*, nicht aber *externe* Existenzfragen formulieren kann. Das gilt aber, wie wir unten sehen werden, ebenso für die pragmatische Sprachauffassung, ja für sie wegen der Korrelation von Sprache und Weltansicht in einem noch stärkeren Sinn.

Daß die pragmatischen Bedeutungstheorien gegenüber den realistischen eine eigene und nicht abtrennbare erkenntnistheoretische Komponente enthalten, ist schon in den Erörterungen des zweiten Kapitels deutlich geworden. Es sind bereits erkenntnistheoretische Überlegungen, mit denen die pragmatische Kritik an den Voraussetzungen der realistischen Semantik einsetzt, wenn sie betont, daß sich Begriffe nicht ohne Verwendung von Prädikaten aufweisen, unterscheiden oder bestimmen lassen, und daß es keine „Erkenntnis“ von Begriffen gibt, die nicht sprachlich vermittelt wäre. Die wichtigste erkenntnistheoretische Problematik dieser Bedeutungstheorien zeigt aber die Relativitätsthese auf: Wenn die Sprache nicht nur ein Mittel zum *Ausdruck* vorgefundener Eigenschaften, Unterschiede und Sachverhalte ist, sondern diese erst *definiert*, so kann man nicht sagen, daß die Welt, d.h. die konkreten Dinge, Zustände, Prozesse usw., *an sich*, also vor allen sprachlichen Feststellungen über sie, wohlbestimmt ist, und daß wir diese ihre vorgängige Bestimmtheit in unseren Aussagen über sie mehr oder minder korrekt ausdrücken, sondern dann entsteht so etwas wie eine wohlbestimmte Welt immer erst durch sprachliche Interpretation, dann ist die Welt immer sprachlich vermittelt.

So steht die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung in Parallele zu Kants transzendental-philosophischer These vom Anteil

¹⁰ Vgl. Carnap [50].

der Vernunft an der Erfahrung: Wie für Kant aus einem undefinierbaren „Gewühle der Empfindungen“ erst durch die Anwendung der Kategorien des Verstandes die Erfahrung entsteht und die Welt, so wie sie an sich ist, prinzipiell unerkennbar bleibt, so entsteht hier die Erfahrung erst durch Anwendung der Sprache und ihrer Kategorien, und die Annahme einer an sich, d.h. unvermittelt durch sprachliche Interpretation bestimmten „objektiven“ Welt ist sinnlos.

Während für Kant aber die Verstandesbegriffe einer universalen menschlichen Verstandesorganisation angehören, so daß die Erfahrungserkenntnis zumindest intersubjektiv gültig ist, gibt es nach der Relativitätsthese grundlegend verschiedene, prinzipiell aber gleichberechtigte Formen der Erfahrungserkenntnis.

Die These vom Anteil der Sprache an der Erfahrung beinhaltet also eine noch radikalere Relativierung unserer Erkenntnis als die These Kants vom Anteil der Vernunft an der Erfahrung.

Die Relativitätsthese hat zunächst den Anstrich des Merkwürdigen und Ungewöhnlichen: Die wirkliche Welt, auf die sich doch unsere Erkenntnis ihrer Intention nach immer richtet, gibt es gar nicht; unsere Erkenntnis steht unter der Herrschaft unserer Sprache und zeigt uns immer nur das, was die Formen dieser Sprache zulassen; es gibt nicht das richtige Weltbild, sondern nur verschiedene gleichberechtigte Weltbilder der verschiedenen Sprachen. Die Relativitätsthese scheint so eine fundamental skeptische These zu sein.

Das alles sind aber falsche oder irreführende Formulierungen:

1. Zunächst haben wir in 2.4.5 betont, daß man die Sprache auch in pragmatischer Sicht nicht als ein Spiel mit Ausdrücken auffassen kann, sondern sie als ein System von Sprechakten verstehen muß. Daß ein Spiel mit Ausdrücken unsere Erkenntnis bestimmen sollte, wäre in der Tat sehr merkwürdig und ungewöhnlich. Gar nicht merkwürdig und ungewöhnlich ist hingegen der enge Zusammenhang zwischen Sprechakten und Erfahrungen. Sprechhandlungen umfassen ja sehr viel mehr als das Äußern von Wörtern. Behauptungen sind Sprechakte, weil wir nur in sprachlichen Formen behaupten können. Behaupten besteht aber nicht nur im Äußern von Wörtern, sondern umfaßt all die Bestimmungen, die wir vornehmen, wenn wir erkennen und urteilen. Es ist also nicht sinnvoll, Sprechakte und Akte erkennt-

nismäßiger Feststellung als zwei von einander unabhängige Akte anzusehen, sie bilden eine Einheit, in der sich erkenntnismäßige Feststellungen, d.h. Urteile, immer sprachlich vollziehen und in der wir beim Äußern von Behauptungssätzen immer urteilen. In den Aussagen, daß wir nur mit (sprachlichen) Behauptungen urteilen können, und daß daher unsere (sprachlichen) Möglichkeiten zu urteilen unsere Möglichkeiten der Erkenntnis definieren, die sich ja in solchen Urteilen und begrifflichen Bestimmungen vollzieht, liegt dann nichts Erstaunliches. Nur wenn man die Sprache lediglich als Ausdrucksmittel ansieht, wenn man die Sprache aus der engen Verflechtung mit unserem gesamten Handeln und Erkennen herauslöst, wird die Relativitätsthese fragwürdig.

Der nichttriviale Charakter dieser These liegt allein darin, daß sie gegenüber dem für das übliche Sprachverständnis so natürlichen semantischen Realismus betont, wie eng Sprechen und Begreifen, Beschreiben, Begründen usw. miteinander verbunden sind; daß wir erst mit der Sprache diese Tätigkeiten als Sprechhandlungen lernen; daß in dem, was wir da lernen, und wie wir es lernen, eine kulturelle Tradition steckt; daß Erkenntnis nicht ein passives Akzeptieren vorgegebener Unterschiede ist, sondern eine aktive Ausübung einer erlernten Kunst; daß also das Bild, das wir uns von der Welt machen, das Produkt einer kulturellen Leistung ist, in der die Sprache eine ganz wesentliche Rolle spielt.

In diesem Sinn begreift Johann Gottfried Herder in seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ [91] ausdrücklich Sprache und Vernunft als Einheit und als Bedingung der Möglichkeit aller spezifisch menschlichen Kulturleistung und nimmt damit die aristotelische Bestimmung des Menschen als eines *ζῷον λόγον ἔχον* auf.¹¹ Im Horizont eben dieses Sprachverständnisses hat die Formel von der sprachlich vermittelten Welt ihren Platz.

2. Weiterhin haben wir im Abschnitt 4.2 schon betont, daß man zwei Aspekte unterscheiden muß, wenn von einer „Herrschaft der Sprache über unsere Erkenntnis“ die Rede ist: Eine Kultur formt im Lauf ihrer Auseinandersetzung mit der Umwelt ihre Sprache zusammen mit

¹¹ Vgl. Aristoteles, Politik A, 1253a10.

ihrem Weltverständnis. Hier liegt also sicher keine Herrschaft der Sprache über die Erkenntnis vor, sondern, im großen gesehen, eine Einheit von Sprachbildung und Erkenntnisprozeß. Der einzelne hingegen übernimmt die Sprache von der Kulturgemeinschaft, der er angehört. Er steht, wenn er sich ein Bild von der Welt macht, durchaus unter einem bestimmenden Einfluß. Dieser Einfluß ist aber wieder nicht der der Sprache als eines isolierten Zeichensystems, sondern der der *kulturellen Gesamttradition*, in die die Sprache eng verflochten ist. Ferner besteht dieser Einfluß, was die Erkenntnis angeht, wohl weniger in einem System von Schranken, die sie aufrichtet, als in einem System von Hilfsmitteln, die dem einzelnen für seine Erkenntnis in die Hand gegeben werden. Nichts hindert ihn, diesen Hilfsmitteln neue hinzuzufügen oder die alten umzugestalten. Die Grenzen, denen er sich bei der Übernahme einer Sprache gegenüber sieht, sind nicht so sehr Beschränkungen, die ihm auferlegt werden, sondern sie liegen in der beschränkten Anzahl der Möglichkeiten, die ihm angeboten werden und – das muß allerdings hinzugefügt werden – in der Schwierigkeit, selbst neue Möglichkeiten zu schaffen.

3. Wenn davon geredet wird, daß die Sprache die Erfahrung bestimmt, so ist das nicht so zu verstehen, daß die Sprache bestimmt, was wir erfahren. Zunächst einmal gibt uns die Sprache nur die Begriffe in die Hand, als Beschreibungsmittel für empirische Feststellungen, also z.B. das Prädikat „rot“ zur Unterscheidung roter und nichtroter Dinge. Ob ein bestimmter Gegenstand rot ist oder nicht, ist dann aber Sache der Beobachtung und wird von der Sprache nicht präjudiziert. Die Sprache ist also gewissermaßen nur ein Koordinatennetz zur Bestimmung der Lage eines Punktes, das aber die Koordinaten dieses Punktes noch nicht festlegt, sondern eine Lagebestimmung erst ermöglicht.

Man kann auch sagen, daß die Sprache schon die Geltung gewisser Sätze, der analytischen Sätze festlegt. Wenn auch die Grenze zwischen den analytischen und synthetischen Sätzen nicht scharf ist, wie wir das im Abschnitt 2.3.2 besprochen haben, so gibt es doch eine große Menge eindeutig synthetischer Sätze, über deren Geltung die Sprache allein nichts aussagt.

Weiterhin ist aber die Sprache als Mittel für die Analyse und Systeme-

matisierung der Erfahrungen geschaffen und die natürlichen Sprachen sind solche, die sich dabei bewährt haben. Die Sprachen sind gewissermaßen Systeme von Werkzeugen, die sich zur Bearbeitung eines Materials bewährt haben. Sie wurden also nicht frei erfunden, sondern erprobt, und insofern bestimmt auch die Erfahrung die Sprache, wie das Material die Wahl der Werkzeuge bestimmt. Es ist z.B. nicht jedes Begriffssystem in gleicher Weise zur Formulierung einfacher Gesetzesaussagen mit hohem Allgemeinheitsgrad geeignet. So bedeutet die Einführung fruchtbarer Begriffe in den Wissenschaften eine wichtige Leistung, und diese Leistung bestätigt sich empirisch dadurch, daß es gelingt, mit diesen Begriffen viele relevante gesetzmäßige Zusammenhänge einfach zu formulieren.¹²

Allerdings bestimmt eben nicht nur das Material die Wahl der Werkzeuge, sondern auch die Zwecke der Materialbearbeitung. Und ebenso bestimmt auch das, was man etwas vage, aber einprägsam „Kulturwollen“ genannt hat, speziell die Erkenntnisintention und das Erkenntnisinteresse, die Wahl der Sprachform, und so gibt es auch ganz verschiedene Sprachen zur Bearbeitung desselben „Erfahrungsmaterials“.

4. Die Relativitätsthese ist keine negative Existenzthese des Inhalts, daß es die eine, wahre Wirklichkeit oder Wirklichkeit an sich nicht gibt.

Jede „Es gibt“ – oder „Es gibt nicht“ – Aussage ist immer nur sinnvoll im Rahmen der Sprache, der sie angehört, und ihre Bedeutung bestimmt sich im Gesamtsystem dieser Sprache. Zu jeder deskriptiven Sprache als einer Sprache, mit der wir über etwas reden, gehört eine Ontologie, d.h. eine Gesamtheit von Objekten, Eigenschaften, Bezeichnungen und Sachverhalten, über die wir mit dieser Sprache reden. Dabei spielt es keine Rolle, ob diese Ontologie im realistischen Sprachverständnis als sprachunabhängig angesehen wird, oder im pragmatischen Sinn als durch die Sprache vermittelt. Das Verständnis dieser Sprache bezieht sich immer auf diese Ontologie. Daher ist es nicht sinnvoll, die Existenz dieser vorausgesetzten Objekte in der Sprache zu leugnen, oder die Existenz von Objekten, die nicht zu dieser Ontologie gehören, zu behaupten.

12 Vgl. dazu Hempels Aussagen über den *systematic import* von Begriffen in [65a].

Zur Verdeutlichung zwei Beispiele:

a) Der Behauptungssatz „a existiert nicht“ – symbolisch $\neg \forall x(x = a)$ – ist trivialerweise falsch oder sinnlos. Denn ist „a“ ein Name, so gibt es einen Gegenstand a, den er bezeichnet, und die Behauptung ist so (analytisch) falsch, oder „a“ ist kein Name, dann ist sie sinnlos.¹³

b) Beim Aufbau einer prädikatenlogischen Sprache legt man deren Deutung einen nichtleeren Objektbereich γ zugrunde als Menge aller Gegenstände, über die man in dieser Sprache sprechen kann. Ein Satz der Form „Es gibt ein F“ wird dann so gedeutet, daß es ein Objekt aus γ mit der Eigenschaft F gibt. Die Sätze „Es gibt kein Objekt aus γ “ und „Es gibt ein Objekt, das nicht in γ enthalten ist“ sind dann als Sätze dieser Sprache trivialerweise falsch: Wenn man der Überzeugung ist, γ sei leer, oder wenn man über Gegenstände sprechen will, die nicht in γ enthalten sind, dann muß man eben eine andere Sprache wählen.¹⁴ Informativ sind nur Existenzsätze, die innerhalb der Ontologie der Sprache Unterscheidungen treffen, d.h. Sätze der Form „Es gibt ein F“, wobei „F“ ein auf γ definiertes, nicht aber γ definierendes Prädikat ist.¹⁵ Mit Wittgensteins Worten: Die Sprache bestimmt die Grenzen des Bereichs der Objekte, über die wir in ihr sinnvolle Aussagen machen können.

In die gleiche Richtung zielen die Aussagen von J.L. Austin in [62b], Kap. 7, nach denen „wirklich“ kein Prädikat ist, mit dem wir eine Ontologie auszeichnen können, sondern dazu dient, im Rahmen einer Ontologie deskriptive Unterscheidungen zu machen, die zudem von Fall zu Fall verschieden sind. So unterscheiden wir „wirkliche“ Freunde von vorgeblichen oder unzuverlässigen Freunden, „wirkli-

13 Wir haben in 3.2.1.2 angegeben, wie man in einer Sprache wie L auch über Dinge reden kann, die als nichtexistierend angesehen werden. Macht man einen Unterschied zwischen der Menge U der möglichen Objekte und der Menge U' der existierenden Objekte, so läßt sich der Satz „a existiert nicht“ entweder im Sinne von „a ist kein mögliches Objekt“ durch „ $\neg \forall x(x = a)$ “, oder im Sinne von „a ist kein wirkliches Objekt“ durch „ $\neg \forall x(x = a)$ “ formulieren. In beiden Fällen muß das Objekt a zur Ontologie von L, d.h. zur Menge U, bzw. U' gehören.

14 „Sprache“ heißt dabei immer „interpretierte Sprache“. Man kann natürlich auch die Ausdrücke einer Sprache als eines syntaktischen Systems über einem anderen Gegenstandsbereich deuten.

15 Vgl. dazu die Ausführungen von R. Carnap in [50].

che“ Krankheiten von eingebildeten, usw. Ein Verwendung dieses Wortes im Kontext „wirkliche Welt“, „wirklich existierendes Objekt“ hingegen ist nicht erklärt.¹⁶

Hinter diesen Argumenten steht die einfache Tatsache, daß wir immer nur in einer bestimmten Sprache Aussagen machen können des Inhalts, daß etwas sich so und so verhält, und daß wir dabei durch den Sprachgebrauch eine Ontologie voraussetzen, die wir in dieser Sprache sinnvoll nicht infrage stellen können. Über das, was jenseits der Grenzen einer Sprache liegt, was sich in ihr nicht sagen läßt, können wir in ihr nicht sprechen. Wir können in ihr nicht einmal sagen, daß es jenseits dieser Grenzen etwas gibt. Aus dieser Einsicht, daß es für jede Sprache Grenzen dessen gibt, was sich in ihr sagen läßt, folgt nicht, daß es etwas gibt, das man in ihr nicht sagen kann. Das kann man nur zeigen, indem man etwas in einer anderen Sprache sagt, das sich nicht in die erste übersetzen läßt. Daß es etwas gibt, was jenseits unserer Sprachmöglichkeit überhaupt liegt, was sich überhaupt nicht sagen läßt, läßt sich also nicht zeigen.

All das besagt nicht, daß es für uns nur die „besprochene“ Welt gibt, so wie sie sich uns in der Sprache darstellt, nicht aber die „wirkliche“ Welt. „Wirklich“ und „besprochen“ sind überflüssige Epitheta: Die Welt, in der wir handelnd leben, ist für uns die „wirkliche“ Welt, wenn dieses Wort überhaupt eine Bedeutung haben soll – es gibt keine wirklichere. Und diese Welt ist die, über die wir sprechen, denn die Sprache ist Teil unseres Handelns und Lebens.

Wieder reduziert sich also die Relativitätsthese auf eine ganz schlichte Aussage: Unser Erkennen in dem anspruchsvolleren Sinn, indem es sich typischerweise z.B. von dem Erleben der Tiere unterscheidet, ist ein sprachliches Begreifen und daher gibt es jenseits der Sprache keine Erkenntnis: Soweit meine Erkenntnis reichen wird, soweit wird auch die Sprache reichen; wo immer etwas zu erkennen ist, da ist es auch sprachlich zu begreifen. Die Bedeutung dieser schlichten Aussage liegt auch hier wieder nur darin, daß man nicht zwischen der vorgegebenen Welt und der Sprache als Mittel zu ihrer Beschreibung unterscheiden darf, sondern sehen muß, daß die begrif-

16 Vgl. dazu auch Savigny [69], S. 233 ff.

fene, erkannte und besprochene Welt immer eine mit den sprachlichen Erkenntnismitteln erschlossene Welt ist und das Ergebnis einer kulturellen Leistung darstellt.

5. Die Relativitätsthese ist keine skeptische These. Wenn gesagt wird, daß „die Wirklichkeit“ für uns immer mit der Ontologie unserer Sprache zusammenfällt, so folgt daraus nicht, daß wir in unserer Sprache wie in einem Käfig eingesperrt sind und nicht erkennen können, was sich in ihr nicht sagen läßt, oder daß die „Wirklichkeit an sich“ unseren Blicken verborgen ist.

Wir haben schon betont: Die Sprache ist ein offenes System; soweit unsere Erkenntnis je reichen wird, soweit wird dann auch unsere Sprache reichen. Und die Aussage, daß es eine Wirklichkeit gibt, die wir sprachlich nicht erfassen können, ist nicht nur ebenso unbeweisbar wie die alte skeptische Grundthese „Es gibt keine sichere Erkenntnis“ (um diesen Satz zu beweisen, müßte man ja wohl sicher erkennen, daß er wahr ist), sondern sogar sinnlos. Es wurde ja bereits gezeigt, warum ein Satz der Sprache S: „Es gibt Objekte, über die man in S nicht sprechen kann“ sinnlos ist. In diesem Sinn sagt Wittgenstein im Traktat: „Skeptizismus ist *nicht* unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann. Denn Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas *gesagt* werden *kann*“.¹⁷

Wenn es verschiedene Sprachen mit verschiedenen Ontologien gibt, so ergibt sich daraus wohl ein Relativismus, aber kein Skeptizismus. Man kann nicht sagen: Es kann nur eine Ontologie richtig sein, welche aber richtig ist, können wir nicht entscheiden, denn alle stellen mögliche, d.h. mit der Erfahrung verträgliche Interpretationen dar. Richtig und falsch sind in diesem Sinn nur Sätze, nicht aber Begriffssysteme. Man muß also zu den Begriffssystemen die grundlegenden Annahmen hinzufügen, die mit diesen Begriffen formuliert sind, und so verschiedene Weltansichten wie Theorien ansehen. Theorien, die in ganz verschiedenen Sprachen und Begriffssystemen formuliert sind, können durchaus nebeneinander bestehen, ohne daß man sagen könn-

17 Wittgenstein [22], 6.51.

te, die Richtigkeit der einen schliesse aus, daß die andere richtig sei.¹⁸ In diesem Sinn enthält also der Relativismus keine skeptische Komponente des Inhalts: nur *eine* Weltansicht kann richtig sein, welche wissen wir aber nicht.

¹⁸ Für empirische Theorien wird das in Kutschera [72] ausführlich diskutiert.

Literaturverzeichnis

- Abraham, S. und Kiefer, F. [66]: *A Theory of Structural Semantics*, Den Haag 1966.
- Alston, W. P. [63a]: *Meaning and use*, *Philosophical Quarterly* 13 (1963), S. 107–124; abgedr. in Parkinson [68].
- Alston, W. P. [63b]: *The quest for meanings*, *Mind* 72 (1963), S. 79–87.
- Alston, W. P. [67]: *Philosophy of Language*, in Edwards [67], Bd. IV, S. 386–390.
- Antal, L. [61]: *Sign, meaning, context*, *Lingua* 10 (1961), S. 211–219.
- Arnauld, A. und Lancelot, C. [60]: *Grammaire générale et raisonnée* (Die Grammatik von Port Royal), Paris 1660. Herausgegeben von H. Brekle, 2 Bde., Stuttgart 1966.
- Austin, J. L. [61]: *Philosophical Papers*, Oxford 1961.
- Austin, J. L. [62a]: *How to do things with words*, Cambridge/Mass. 1962.
- Austin, J. L. [62b]: *Sense and Sensibilia*, hrsg. von G. J. Warnock, Oxford 1962.
- Ayer, A. J. [63]: *The Concept of a Person and Other Essays*, London 1963.
- Ayer, A. J. (Hrsg.) [59]: *Logical Positivism*, New York 1959.
- Bach, E., Harms, R. T. (Hrsg.) [68a]: *Universals in Linguistic Theory*, New York 1968.
- Bach, E. [68b]: *Nouns and noun phrases*, in Bach [68a], S. 91–122.
- Bacon, F. [57]: *The Works of Francis Bacon*, hrsg. von Spedding, Ellis und Heath, London 1857–1874.
- Bacon, R. [69]: *Grammatica Graeca*, Oxford Manuscripts, hrsg. von E. Charles, 1869.
- Bambrough, R. [60]: *Universals and family resemblances*, *Proceedings of the Aristotelian Society* 61 (1960/61), S. 207–222; abgedr. in Pitcher [66].
- Bar-Hillel, Y. [50]: *On syntactical categories*, *Journal of Symbolic Logic* 15 (1950), S. 1–16.
- Bar-Hillel, Y. [53]: *A quasi-arithmetical notation for syntactic description*, *Language* 29 (1953), S. 47–58.
- Bar-Hillel, Y. [70]: *Aspects of Language*, Jerusalem 1970.
- Bar-Hillel, Y. und Shamir, E. [60a]: *Finite-state languages: formal representation and adequacy problems*, *The Bulletin of the Research Council of Israel*, 8F, No. 3 (1960) S. 155–166.
- Bar-Hillel, Y., Gaifman, C. und Shamir, E. [60b]: *On categorical and phrase structure grammars*, *The Bulletin of the Research Council of Israel*, 9F, No. 3 (1960), S. 1–16.
- Basilius, H. [52]: *Neo-Humboldtian Ethnolinguistics*, *Word* 8 (1952), S. 95–105.
- Becker, K. F. [42]: *Ausführliche deutsche Grammatik*, Bd. I, Prag 1842.
- Beckmann, G. A. [63]: *Die Nachfolgekonstruktionen des lateinischen In-*

- strumentalis in den romanischen Sprachen. Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Tübingen 1963.
- Bierwisch, M. [66]: Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden, Kursbuch 5 (1966), S. 77–152.
- Black, M. [59]: Linguistic Relativity, *Philosophical Review* 68 (1959), S. 228–238.
- Bohnert, H. G. [63]: Carnap's theory of definition and analyticity, in Schilpp [63], S. 407–430.
- Brekke, H. E. [69a]: Generative semantics vs. deep syntax, in Kiefer [69], S. 80–90.
- Brekke, H. E. [69b]: Review of N. Chomsky "Cartesian Linguistics", *Linguistics* 49 (1969), S. 74–91.
- Brekke, H. E. [70a]: Generative Satzsemantik und transformationelle Syntax im System der englischen Nominalkomposition, München 1970.
- Brekke, H. E. [70b]: Generative Satzsemantik versus generative Syntax als Komponenten eines Grammatikmodells, *Linguistik und Didaktik* 1 (1970), S. 129–136.
- Brentano, F. [30]: Wahrheit und Evidenz, hrsg. von O. Kraus, Leipzig 1930.
- Brinkmann, H. [50]: Die Wortarten im Deutschen, *Wirkendes Wort* 1 (1950), S. 65–79.
- Brown, R. W. und Lenneberg, H. E. [54]: A study in language and cognition, *Journal of Abnormal and Social Psychology* 49 (1954), S. 454–462.
- Bühler, K. [34]: Sprachtheorie, Stuttgart 1934, ² 1965.
- Carnap, R. [28]: Der logische Aufbau der Welt, ¹ Leipzig 1928, ² Hamburg 1961.
- Carnap, R. [32]: Über Protokollsätze, *Erkenntnis* 3 (1932/33), S. 215–228.
- Carnap, R. [37]: *The Logical Syntax of Language*, London 1937.
- Carnap, R. [49]: A reply to L. Linsky; *Philosophy of Science* 16 (1949), S. 347–350.
- Carnap, R. [50]: Empiricism, semantics, and ontology, *Revue Internationale de Philosophie* 11 (1950), S. 20–40; abgedr. in Linsky [52].
- Carnap, R. [52]: Meaning postulates, *Philosophical Studies* 3 (1952), S. 65–80, abgedr. in Carnap [56].
- Carnap, R. [55]: Meaning and synonymy in natural languages, *Philosophical Studies* 7 (1955), S. 33–47, abgedr. in Carnap [56].
- Carnap, R. [56]: *Meaning and Necessity*, Chicago ² 1956.
- Carnap, R. [63]: Reply to Quine, in Schilpp [63], S. 915–922.
- Chappell, V. C. (Hrsg.) [64]: *Ordinary Language*, Englewood Cliffs/N. J. 1964.
- Charlesworth, M. J. [59]: *Philosophy and Linguistic Analysis*, Pittsburgh 1959.
- Chomsky, N. [56]: Three models for the description of language, I. R. E. *Transactions of Information Theory*, Bd. IT 2 (1956), S. 113–124; abgedr. in Luce [65].

- Chomsky, N. [57]: *Syntactic Structures*, The Hague 1957.
- Chomsky, N. [59a]: On certain formal properties of grammars, *Information and Control* 2 (1959), S. 137–167, abgedr. in Luce [65].
- Chomsky, N. [59b]: Review of Skinner's "Verbal Behavior", *Language* 35 (1959), S. 26–58, abgedr. in Fodor [64].
- Chomsky, N. [61a]: On the notion 'rule of grammar', in Jakobson [61], S. 6–24; abgedr. in Fodor [64].
- Chomsky, N. [61b]: Some methodological remarks on generative grammar, *Word* 17 (1961), S. 219–239.
- Chomsky, N. [62a]: A transformational approach to syntax, in A. A. Hill (Hrsg.): *Proceedings of the Third Texas Conference of Linguistic Analysis in English*, Austin 1962, S. 124–158; abgedr. in Fodor [64].
- Chomsky, N. [62b]: Explanatory models in linguistics, in Nagel [62], S. 528–550.
- Chomsky, N. [64]: Current issues in linguistic theory, in Fodor [64], S. 50–118.
- Chomsky, N. [65]: *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge/Mass. 1965.
- Chomsky, N. [66a]: Topics in the theory of generative grammar, in Sebeok [66], S. 1–60.
- Chomsky, N. [66b]: *Cartesian Linguistics*, New York 1966.
- Chomsky, N. [67]: Recent contributions to the theory of innate ideas, *Synthese* 17 (1967), S. 2–11.
- Chomsky, N. [68]: Quine's empirical assumptions, *Synthese* 19 (1968/69), S. 53–68.
- Chomsky, N. und Miller, G. A. [59]: Finite state languages, *Information and Control* 1 (1959), S. 91–112; abgedr. in Luce [65].
- Church, A. [43a]: Carnap's "Introduction to Semantics", *Philosophical Review* 52 (1943), S. 298–304.
- Church, A. [43b]: Review of Quine: Notes on existence and necessity, *Journal of Symbolic Logic* 8 (1943), S. 45–47.
- Church, A. [46]: Rezension von Aufsätzen von M. G. White und M. Black, *Journal of Symbolic Logic* 11 (1946), S. 132–134.
- Church, A. [50]: On Carnap's analysis of statements of assertion and belief, *Analysis* 10 (1950), S. 97–99. Abgedr. in Macdonald [54].
- Church, A. [51a]: The need for abstract entities in semantic analysis, *Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences* 80 (1951), S. 100–112.
- Church, A. [51b]: A formulation of the logic of sense and denotation, in Henle [51], S. 3–24.
- Church, A. [54]: Intensional isomorphism and identity of belief, *Philosophical Studies* 5 (1954), S. 65–73.
- Cohen, L. J. [64]: Do illocutionary forces exist?, *The Philosophical Quarterly* 14 (1964), S. 118–137.
- Copi, I. M. und Beard, R. W. (Hrsg.) [66]: *Essays on Wittgenstein's Tractatus*, London 1966.

- Cordemoy, G. de [77]: *Discours Physique de la Parole*, Faksimile-Nachdruck der Ausgabe von 1677 mit einem Kommentar von H. E. Brekle, Stuttgart 1970.
- Cresswell, M. J. [73]: *Logics and Languages*, London 1973.
- Curry, H. B. [61]: Some logical aspects of grammatical structure, in Jakobson [61], S. 56–68.
- Davidson, D. [63]: The method of extension and intension, in Schilpp [63], S. 311–349.
- Davidson, D. [68]: On saying that, *Synthese* 19 (1968/69), S. 130–146.
- Davis, M. [58]: *Computability and Unsolvability*, New York 1958.
- Duhem, P. [06]: *La theorie physique, son object et sa structure*, Paris 1906.
- Edwards, P. (Hrsg.) [67]: *Encyclopedia of Philosophy*, 8 Bde., New York 1967.
- Fearing, F. [54]: An examination of the conceptions of B. Whorf in the light of theories of perception and cognition, in Hoiyer [54a], S. 47–81.
- Feigl, H. und Sellars, W. (Hrsg.) [49]: *Readings in Philosophical Analysis*, New York 1949.
- Fillmore, Ch. [68]: The case for case, in Bach [68a], S. 1–88.
- Findlay, J. N. [61]: Use, usage, and meaning, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. vol. 35 (1961), S. 231–242.
- Fodor, J. A. und Katz, J. J. [63]: The structure of a semantic theory, *Language* 39 (1963), S. 170–210; abgedr. in Fodor [64].
- Fodor, J. A. und Katz, J. J. (Hrsg.) [64]: *The Structure of Language, Readings in the Philosophy of Language*, Englewood Cliffs, N. J. 1964.
- Frege, G. [79]: *Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*, Halle 1879,² (hrsg. v. I. Angelelli) Darmstadt 1964.
- Frege, G. [92a]: Über Sinn und Bedeutung, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* N. F. 100 (1892), S. 25–50. Abgedr. in Frege [67].
- Frege, G. [92b]: Über Begriff und Gegenstand, *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie* 16 (1892), S. 192–205. Abgedr. in Frege [67].
- Frege, G. [18]: *Logische Untersuchungen* I: Der Gedanke, Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus 1 (1918/19), S. 58–77, II: Die Verneinung, ebenda S. 143–157, III: Gedankengefüge, ebenda 3 (1923/26), S. 36–51. Abgedruckt in Frege [67].
- Frege, G. [67]: *Kleine Schriften*, hrsg. von I. Angelelli, Darmstadt 1967.
- Frege, G. [69]: *Nachgelassene Schriften*, hrsg. von H. Hermes, F. Kambartel und F. Kaulbach, Hamburg 1969.
- Gewirth, A. [53]: The distinction between analytic and synthetic truths, *Journal of Philosophy* 50 (1953), S. 397–425.
- Gipper, H. [69]: *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung*, Düsseldorf ²1969.

- Goodman, N. [49]: On likeness of meaning, *Analysis* 10 (1949/50), S. 1–7, revidierte Fassung abgedr. in Linsky [52].
- Goodman, N. [51]: *The Structure of Appearance*, Cambridge/Mass. 1951, ²Indianapolis 1966.
- Goodman, N. [52]: On some differences about meaning, *Analysis* 13 (1952/53), S. 90–96, abgedr. in Macdonald [54].
- Goodman, N. [61]: *About, Mind* 70 (1961), S. 1–24.
- Goodman, N. [67]: The epistemological argument, *Synthese* 17 (1967), S. 23–28.
- Grebe, P. (Hrsg.) [66]: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, Der große Duden Bd. 4, Mannheim ²1966.
- Grice, H. P. [57]: Meaning, *Philosophical Review* 66 (1957), S. 377–388.
- Grice, H. P. und Strawson, P. F. [56]: In defense of a dogma, *Philosophical Review* 65 (1956), S. 141–158.
- Griffin, J. [64]: *Wittgenstein's Logical Atomism*, Oxford 1964.
- Groot, A. W. de [56]: Classification of the uses of a case illustrated on the genitive in Latin, *Lingua* 6 (1956/57), S. 8–66.
- Hallet, G. [67]: *Wittgenstein's Definition of Meaning as Use*, New York 1967.
- Harman, G. H. [63]: Generative grammars without transformation rules: a defense of phrase structure, *Language* 39 (1963), S. 597–616.
- Harman, G. H. [67]: Quine on meaning and existence, *The Review of Metaphysics* 21 (1967/68), S. 124–151, 343–367.
- Harman, G. H. [68]: An introduction to "Translation and Meaning", chapter two of "Word and Object", *Synthese* 19 (1968/69), S. 14–26.
- Harman, G. H. und Davidson, D. [72]: *Semantics of Natural Language*, Dordrecht 1972.
- Hartmann, H. [54]: *Das Passiv. Eine Studie zur Geistesgeschichte der Kelten, Italiker, Arier*, Heidelberg 1954.
- Hartmann, P. [52]: *Einige Grundzüge des japanischen Satzbaus – gezeigt an den Ausdrücken für das Sehen*, Heidelberg 1952.
- Hartmann, P. [56]: *Wortart und Aussageform*, Heidelberg 1956.
- Heger, K. [63]: Homographie, Homonymie und Polysemie, *Zeitschrift für Romanische Philologie* 79 (1963), S. 471–491.
- Heger, K. [69]: Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole, *Zeitschrift für Romanische Philologie* 85 (1969), S. 144–215.
- Hempel, C. G. [34]: On the logical positivists' theory of truth, *Analysis* 2 (1934/35), S. 49–59.
- Hempel, C. G. [65]: *Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science*, New York 1965.
- Hempel, C. G. und Oppenheim, P. [36]: *Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik*, Leiden 1936.
- Henle P. (Hrsg.) [65]: *Language, Thought and Culture*, Chicago ²1965.
- Henle, P., Kallen, H. M. und Langer, S. K. (Hrsg.) [51]: *Structure, Method*,

- and Meaning: Essays in Honor of Henry M. Sheffer, New York 1951.
- Herder, J. G. [91]: Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in J. G. Herder: Sämtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, Bd. V, Berlin 1891.
- Hermes, H. [61]: Aufzählbarkeit, Entscheidbarkeit, Berechenbarkeit, Berlin 1961.
- Hintikka, J. J. [68]: Behavioral criteria of radical translation, *Synthese* 19 (1968/69), S. 69–81.
- Hjelmslev, L. [43]: Prolegomena to a Theory of Language (aus dem Dänischen (1943), übers. von F. J. Whitefield), Bloomington/Ind., 1953.
- Hörmann, H. [67]: Psychologie der Sprache, Berlin 1967.
- Hoiyer, H. (Hrsg.) [54a]: Language in Culture, Chicago 1954.
- Hoiyer, H. [54b]: The Sapir-Whorf Hypothesis, in Hoiyer [54a], S. 92–105.
- Holdcroft, D. [64]: Meaning and illocutionary acts, *Ratio* 6 (1964), S. 128–143, abgedr. in Parkinson [68].
- Humboldt, W. v. [03]: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903 ff.
- Husserl, E. [00]: Logische Untersuchungen, Bd. 1, Halle a.S. 1900.
- Jakobson, R. (Hrsg.) [61]: Structure of Language and its Mathematical Aspects, Proceedings of the 12th Symposium in Applied Mathematics, Providence 1961.
- Kamlah, W. und Lorenzen, P. [67]: Logische Propädeutik, Mannheim, 1967.
- Katz, J. J. [64a]: Analyticity and contradiction in natural language, in Fodor [64], S. 519–543.
- Katz, J. J. [66]: The Philosophy of Language, New York 1966.
- Katz, J. J. und Postal, P. [64b]: An Integrated Theory of Linguistic Descriptions, Cambridge/Mass. 1964.
- Keenan, E. [72]: On semantically based grammar, *Linguistic Inquiry* III, 4 (1972).
- Kemeny, J. G. [63]: Analyticity vs. fuzziness, *Synthese* 15 (1963), S. 57–80.
- Kiefer, F. (Hrsg.) [69]: Studies in Syntax and Semantics, Dordrecht 1969.
- Köhler, W. [37]: Psychological remarks on some questions of anthropology, *American Journal of Psychology* 50 (1937), S. 271–288.
- Kripke, S. [72]: Naming and necessity, in Harman und Davidson [72] S. 253–355.
- Kutschera, F. v. [64]: Die Antinomien der Logik, Freiburg 1964.
- Kutschera, F. v. [67]: Elementare Logik, Wien 1967.
- Kutschera, F. v. [72]: Wissenschaftstheorie. Grundzüge der allgemeinen Methodologie der empirischen Wissenschaften, München 1972.
- Kutschera, F. v. [73]: Eine logische Analyse des sprachwissenschaftlichen Feldbegriffs, *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 3 (1973), S. 71–84.
- Kutschera, F. v. [73a]: Einführung in die Logik der Normen, Werte und Entscheidungen, Freiburg 1973.
- Kutschera, F. v. [74]: Partial Interpretations, in E. Keenan (Hrsg.): Formal

- Semantics of Natural Language, Cambridge 1974.
- Kutschera, F. v. und Breitkopf, A. [71]: Einführung in die moderne Logik, Freiburg 1971.
- Lakoff, G. [70]: Linguistics and Natural Logic, Ann Arbor 1970 (mimeographed).
- Lambek, J. [61]: On the calculus of syntactic types, in Jakobson [61], S. 166–178.
- Lambert, K. (Hrsg. [70]: Philosophical Problems in Logic, Dordrecht 1970.
- Langford, C. H. [42]: The notion of analysis in Moore's philosophy, in Schilpp [42], S. 321–342.
- Lashley, K. S. [51]: The problem of serial order in behavior, in: Jeffress (Hrsg.): Hixon Symposium on Cerebral Mechanism in Behavior, New York 1951.
- Lees, R. B. [57]: Review of Chomsky's *Syntactic Structures*, *Language* 33 (1957), S. 375–408.
- Lenk, H. [67]: Zu Wittgensteins Theorie der Sprachspiele, *Kant-Studien* 58 (1967), S. 458–480.
- Lenneberg, E. H. und Roberts, J. M. [53]: The denotata of color terms. Paper read at Linguistic Society of America, Bloomington/Ind., August 1953.
- Lewis, C. I. [43]: The modes of meaning, *Philosophy and Phenomenological Research* 4 (1943/44), S. 236–249. Abgedr. in Linsky [52].
- Lewis, D. [68]: Counterpart theory and quantified modal logic, *The Journal of Philosophy* 65 (1968), S. 113–126.
- Lewis, D. [69]: *Convention, A Philosophical Study*, Cambridge/Mass. 1969.
- Lewis, D. [70]: General semantics, *Synthese* 22 (1970), S. 18–67.
- Lewis, D. [73]: *Counterfactuals*, Oxford 1973.
- Lewis, H. D. (Hrsg.) [56]: *Contemporary British Philosophy*, London 1956.
- Linsky, L. [49]: Some notes on Carnap's concept of intensional isomorphism and the paradox of analysis, *Philosophy of Science* 16 (1949), S. 343–347.
- Linsky, L. [52]: *Semantics and the Philosophy of Language*, Urbana/III. 1952.
- Linsky, L. [67]: *Referring*, London 1967.
- Lorenz, K. [70]: *Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der analytischen Philosophie*, Frankfurt a. M. 1970.
- Luce, R. D., Bush, R. R. und Galanter, E. (Hrsg.) [65]: *Readings in Mathematical Psychology*, Bd. II, New York 1965.
- Lyons, J. [69]: *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge 1969.
- Lyons, J. [66]: Towards a 'notional' theory of the 'parts of speech', *Journal of Linguistics* 2 (1966), S. 209–236.
- McCawley, J. D. [68]: The role of semantics in a grammar, in Bach [68a], S. 124–169.
- Macdonald, M. (Hrsg.) [54]: *Philosophy and Analysis*, Oxford 1954.

- Mace, C. A. (Hrsg.) [66]: *British Philosophy in the Mid-Century*. A Cambridge Symposium, London ²1966.
- Malcolm, N. (Hrsg.) [58]: *Ludwig Wittgenstein – A Memoir*, London 1958.
- Marchand, H. [69]: *The Categories and Types of Present-Day English Word-Formation: A Synchronic-Diachronic Approach*, ²München 1969.
- Martin, R. M. [52]: On 'Analytic', *Philosophical Studies* 3 (1952), S. 42–47.
- Martin, R. M. [59]: *The Notion of Analytic Truth*, Philadelphia 1959.
- Mates, B. [50]: *Synonymity*, University of California Publications in Philosophy 25 (1950), abgedr. in Linsky [52].
- Mates, B. [51]: Analytic sentences, *Philosophical Review* 60 (1951), S. 525–534.
- Mates, B. [58]: On the verification of statements about ordinary language, *Inquiry* 1 (1958), abgedr. in Chappell [64], S. 64–74.
- Mittelstraß, J. [68]: Die Prädikation und die Wiederkehr des Gleichen, *Ratio* 10 (1968), S. 53–61.
- Montague, R. [70]: Universal grammar, *Theoria* 36 (1970), S. 373–398. – Deutsche Übersetzung mit Kommentar von H. Schnelle, Braunschweig 1972.
- Montague, R. [70a]: The proper treatment of quantification in ordinary English, *Manuskript eines Vortrags in Stanford* 1970.
- Morris, Ch. W. [38]: *Foundations of the Theory of Signs* (International Encyclopedia of Unified Science, vol. I, No. 2), Chicago 1938.
- Morris, Ch. [46]: *Signs, Language and Behavior*, New York 1946, ²1955.
- Naess, A. [49]: Toward a Theory of Interpretation and Preciseness, *Theoria* 15 (1949), S. 220–241, abgedr. in Linsky [52].
- Naess, A. [53]: *Interpretation and Preciseness: A contribution to the theory of communication*, *Skrifter Norske Videnskaps Akademi, Oslo, II. Hist-Filos. Klasse* (1953), No. 1.
- Nagel, E., Suppes, P. und Tarski, A. (Hrsg.) [62]: *Logic, Methodology, and Philosophy of Science*, Stanford 1962.
- Neurath, O. [32]: Protokollsätze, *Erkenntnis* 3 (1932/33), S. 204–214.
- Ohmann, S. [51]: *Wortinhalt und Weltbild*, Stockholm 1951.
- Pap, A. [55]: Belief, synonymity and analysis, *Philos. Studies* 6 (1955), S. 11–15.
- Pap, A. [57]: Belief and propositions, *Philosophy of Science* 24 (1957), S. 123–136.
- Pap, A. [58]: *Semantics and Necessary Truth*, New Haven/Conn, 1958.
- Parkinson, G. H. R. (Hrsg.) [68]: *The Theory of Meaning*, Oxford 1968.
- Patzig, G. [70]: *Sprache und Logik*, Göttingen 1970.
- Peach, B. [52]: A nondescriptive theory of the analytic, *Philosophical Review* 61 (1952), S. 349–367.
- Pitcher, G. [64]: *The Philosophy of Wittgenstein*, Englewood Cliffs 1964.
- Pitcher, G. (Hrsg.) [66]: *Wittgenstein – The Philosophical Investigations*,

- New York 1966.
- Postal, P. [64a]: *Constituent Structure*, Bloomington 1964.
- Postal, P. [64b]: Limitations of phrase structure grammars, in Fodor [64], S. 137–151.
- Postal, P. [64c]: Underlying and superficial linguistic structure, *Harvard Educational Review* 34 (1964), S. 246–266.
- Putman, H. [54]: Synonymy and the analysis of belief sentences, *Analysis* 14 (1953/54), S. 114–122.
- Putnam, H. [61]: Some issues in the theory of grammar, in Jakobson [61], S. 25–42.
- Putnam, H. [62a]: The Analytic and the Synthetic, in H. Feigl und G. Maxwell (Hrsg.): *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, Bd. III, Minneapolis 1962, S. 358–397.
- Putnam, H. [62b]: It ain't necessarily so, *Journal of Philosophy* 59 (1962), S. 658–671.
- Putnam, H. [67]: The 'innateness hypothesis' and explanatory models in linguistics, *Synthese* 17 (1967), S. 12–22.
- Quine, W. V. [48]: On what there is, *The Review of Metaphysics* 2 (1948/49), S. 21–38, abgedr. in Quine [64a].
- Quine, W. V. [51a]: Two dogmas of empiricism, *The Philosophical Review* 60 (1951), S. 20–43, abgedr. in Quine [64a].
- Quine, W. V. [51b]: *Mathematical Logic*, Cambridge/Mass. ² 1951.
- Quine, W. V. [56]: Quantifiers and propositional attitudes, *The Journal of Philosophy* 53 (1956), S. 177–187, abgedr. in Quine [66].
- Quine, W. V. [57]: The scope and language of science, *The British Journal of the Philosophy of Science* 8 (1957/58), S. 1–17, abgedr. in Quine [66].
- Quine, W. V. [58]: Speaking of objects, *Proceedings and Addresses of the American Philos. Association, Eastern Division*, 1958, abgedr. in Quine [69a].
- Quine, W. V. [59]: *Methods of Logic*, New York ²1959.
- Quine, W. V. [60]: *Word and Object*, Cambridge/Mass. 1960.
- Quine, W. V. [63]: Carnap and logical truth, in Schilpp [63], S. 385–406.
- Quine, W. V. [64a]: *From a Logical Point of View*, Cambridge/Mass. ² 1964.
- Quine, W. V. [64b]: Reference and modality, in Quine [64a], S. 139–159.
- Quine, W. V. [64c]: Notes on the theory of reference, in Quine [64a], S. 130–138.
- Quine, W. V. [66]: *The Ways of Paradox and Other Essays*, New York 1966.
- Quine, W. V. [69a]: *Ontological Relativity and Other Essays*, New York 1969.
- Quine, W. V. [69b]: Propositional objects, in Quine [69a], S. 139–160.
- Quine, W. V. [69c]: Natural kinds, in Quine [69a], S. 114–138.

Reichenbach, H. [47]: *Elements of Symbolic Logic*, New York 1947.

- Rescher, N. [68]: *Topics in Philosophical Logic*, Dordrecht 1968.
- Robins, R. H. [51]: *Ancient and Medieval Grammatical Theory in Europe with Particular Reference to Modern Linguistic Doctrine*, London 1951.
- Russell, B. [05]: On denoting, *Mind* 14 (1905), S. 479–493, abgedr. in Feigl [49].
- Russell, B. [18]: The philosophy of logical atomism, *The Monist* 28 (1918), S. 495–527; 29 (1919), S. 32–63, 190–222, 345–380.
- Russell, B. [40]: *An Inquiry into Meaning and Truth*, London 1940.
- Russell, B. [56a]: *Logic and Knowledge, Essays 1901–1950*, hrsg. von R. C. Marsh, London 1956.
- Russell, B. [56b]: Logical atomism, in Russell [56a], S. 323–343.
- Ryle, G. [49]: *The Concept of Mind*, London 1949.
- Ryle, G. [53]: Ordinary Language, *The Philosophical Review* 62 (1953), S. 167–186, abgedr. in Chappell [64].
- Ryle, G. [60]: Use, usage and meaning, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Bd. 55 (1960), S. 223–230; abgedr. in Parkinson [68].
- Ryle, G. [66]: The theory of meaning, in Mace [66], S. 237–264.
- Sapir, E. [12]: Language and environment, *American Anthropologist* 14 (1912), S. 226–242, abgedr. in Sapir [49].
- Sapir, E. [29]: The status of linguistics as a science, *Language* 5 (1929), S. 207–214.
- Sapir, E. [49]: *Selected Writings of Eduard Sapir*, hrsg. von D. G. Mandelbaum, Berkeley 1949.
- Saussure, F. de [16]: *Cours de Linguistique Générale*, Paris¹ 1916. Deutsch: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin² 1967.
- Savigny, E. v. [69]: *Die Philosophie der normalen Sprache*, Frankfurt a. M. 1969.
- Savigny, E. v. [70]: *Analytische Philosophie*, Freiburg 1970.
- Scheffler, J. [54]: An inscriptional approach to indirect quotation, *Analysis* 14 (1953/54), S. 83–90.
- Scheffler, J. [55]: On synonymy and indirect discourse, *Philosophy of Science* 22 (1955), S. 39–44.
- Schilpp, P. (Hrsg.) [42]: *The Philosophy of G. E. Moore*, Evanston/Ill. 1942.
- Schilpp, P. (Hrsg.) [63]: *The Philosophy of Rudolf Carnap*, La Salle/Ill. 1963.
- Schlick, M. [36]: Meaning and verification, *The Philosophical Review* 45 (1936), S. 339–369.
- Schmidt, F. [61]: *Logik der Syntax*, Berlin³ 1961.
- Schnelle, H. [73]: *Sprachphilosophie und Linguistik*, Reinbeck b. Hamburg 1973.
- Schwyzer, H. R. G. [62]: Wittgenstein's picture theory of language, *Inquiry* 5 (1962), S. 46–64; abgedr. in Copi [66].
- Searle, J. R. [58]: Proper names, *Mind* 67 (1958), S. 166–173.
- Searle, J. R. [68]: Austin on locutionary and illocutionary acts, *The Philosophical Review* 77 (1968), S. 405–424.

- Searle, J. R. [69]: *Speech Acts*, Cambridge 1969.
- Sebeok, T. A. (Hrsg.) [66]: *Current Trends in Linguistics*, Bd. 3, *Theoretical Foundations*, Den Haag 1966.
- Shwayder, D. S. [60]: *Uses of language and uses of words*, *Theoria* 26 (1960), S. 31–43; abgedr. in Parkinson [68].
- Shwayder, D. S. [63]: *Critical notice on E. Stenius „Wittgenstein's Tractatus“*, *Mind* 72 (1963), S. 275–288; *Gekürzte Version unter dem Titel „On the picture theory of language“* in Copi [66].
- Skinner, B. F. [57]: *Verbal Behavior*, New York 1957.
- Snell, B. [52]: *Der Aufbau der Sprache*, Hamburg 1952.
- Stegmüller, W. [56]: *Das Universalienproblem einst und jetzt*, *Archiv für Philosophie* 6 (1956), S. 192–225 und 7 (1957), S. 45–81.
- Stegmüller, W. [57]: *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*, Wien 1957.
- Stegmüller, W. [65]: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*, ³Stuttgart 1965.
- Stegmüller, W. [69]: *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*, Berlin 1969.
- Stegmüller, W. [70]: *Theorie und Erfahrung*, Berlin 1970.
- Stenius, E. [60]: *Wittgenstein's Tractatus, A Critical Exposition of its Main Lines of Thought*, Oxford 1960.
- Stenius, E. [67]: *Mood and language-game*, *Synthese* 17 (1967), S. 254–279.
- Stenzel, J. [34]: *Philosophie der Sprache*, Berlin 1934.
- Stevenson, Ch. [44]: *Ethics and Language*, New Haven 1944.
- Strawson, P. F. [49]: *Truth*, *Analysis* 9 (1948/49), S. 83–97, abgedr. in Macdonald [54], S. 260–277.
- Strawson, P. F. [50]: *Truth*, *Proceedings of the Aristotelian Society*, *Supplementary vol.* 24 (1950), S. 129–156.
- Strawson, P. F. [50a]: *On referring*, *Mind* 59 (1959), S. 320–344.
- Strawson, P. F. [54]: *Review of Wittgenstein's Philosophical Investigations*, *Mind* 63 (1954), S. 70–99, abgedr. in Pitcher [66].
- Strawson, P. F. [64]: *Intention and convention in speech acts*, *The Philosophical Review* 73 (1964), S. 439–460.
- Tarski, A. [23]: *O wyrazie pierwotnym logistyki*, *Przegląd filozoficzny* 26 (1923), S. 68–89. Engl. Übersetzung *“On the primitive term of logic”*, in Tarski [56].
- Tarski, A. [35]: *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen*, *Studia philosophica* 1 (1935/36), S. 261–405, Engl. Übersetzung in Tarski [55].
- Tarski, A. [44]: *The semantic conception of truth and the foundations of semantics*, *Journal of Philosophy and Phenomenological Research* 4 (1943/44), S. 341–375, abgedr. in Feigl [49].
- Tarski, A. [56]: *Logic, Semantics, Metamathematics*, Oxford 1956.
- Thiel, Ch. [65]: *Sinn und Bedeutung in der Logik Gottlob Freges*, Meisen-

- heim a. G. 1965.
- Tinbergen, N. [51]: *The Study of Instinct*, Toronto 1951.
- Trier, J. [31]: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes – Die Geschichte eines sprachlichen Feldes*, Heidelberg 1931.
- Trier, J. [32]: Sprachliche Felder, *Zeitschrift für deutsche Bildung* 8 (1932), S. 417–427.
- Trier, J. [34a]: Deutsche Bedeutungsforschung, in: *Germanische Philologie, Ergebnisse und Aufgaben*, Festschrift für Otto Behaghel, hrsg. v. Alfred Goetze und Wilhelm Horn, Heidelberg 1934, S. 173–200.
- Trier, J. [34b]: Das sprachliche Feld. *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 10 (1934), S. 428–449.
- Uexküll, J. v. [21]: *Umwelt und Innenwelt der Tiere*, Berlin ²1921.
- Uexküll, J. v. [28]: *Theoretische Biologie*, Berlin ²1928.
- Wackernagel, J. [24]: *Vorlesungen über Syntax*, 2 Bde., Basel 1924/26.
- Waismann, F. [56]: How I see philosophy, in Lewis [56], abgedr. in Ayer [59].
- Wang, Hao [55]: Notes on the Analytic-Synthetic distinction, *Theoria* 21 (1955), S. 158–178.
- Weinrich, H. [64]: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1964.
- Weisgerber, L. [58]: Der Mensch im Akkusativ, *Wirkendes Wort* 8 (1958), S. 193–205.
- Weisgerber, L. [62]: Von den Kräften der deutschen Sprache, Bd. I: Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik, Düsseldorf ³1962
Bd. II: Die sprachliche Gestaltung der Welt, Düsseldorf ³1962
Bd. III: Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur, Düsseldorf ¹1950, ²1964.
Bd. IV: Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache, Düsseldorf ²1959.
- Weisgerber, L. [63a]: Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen, Düsseldorf 1963.
- Weisgerber, L. [63b]: Die Welt im „Passiv“, in: *Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung*, Festschrift für F. Maurer, hrsg. von Siegfried Gutenbrunner, Stuttgart 1963.
- Wheatley, J. [63]: Some aspects of meaning and use (abstract), *Journal of Philosophy* 60 (1963), S. 643–644.
- White, M. G. [50]: The analytic and the synthetic: an untenable dualism, in S. Hook (Hrsg.): *John Dewey: Philosopher of Science and Freedom*, New York 1950, S. 316–330, abgedr. in Linsky [52].
- Whorf, B. L. [56]: *Language, Thought and Reality*, hrsg. v. John B. Carroll, New York 1956.
- Wittgenstein, L. [61]: *Tagebücher 1914–1918*, hrsg. v. G. H. von Wright und G. E. M. Anscombe, Oxford 1961.
- Wittgenstein, L. [22]: *Tractatus logico-philosophicus*, in *Ostwalds Annalen der Naturphilosophie* (1921), deutsch-englische Ausgabe, London 1922.

- Wittgenstein, L. [53]: *Philosophische Untersuchungen*, hrsg. v. G. Anscombe, R. Rhees, Oxford 1953.
- Wittgenstein, L. [56]: *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, hrsg. von G. H. v. Wright, R. Rhees, G. E. M. Anscombe, Oxford 1956.
- Wittgenstein L. [58]: *The Blue and Brown Books*, Oxford 1958.
- Wright, G. H. von [55]: Ludwig Wittgenstein, *Biographical Sketch*, *The Philos. Review* 64 (1955), abgedr. in Malcolm [58], S. 1–22.
- Xenakis, J. [54]: *Meaning*, *Methodos* 6 (1954), S. 299–327.
- Ziff, P. [60]: *Semantic Analysis*, Ithaca/N. Y. 1960.

Stichwortverzeichnis

A

Abbildtheorie (semantische) 32 ff.
Abstrichmethode 218
adäquat (semantisch, syntaktisch) 206
Adäquationstheorie 73
Adjektiv 209, 237 f., 311 ff.
Adverb 210, 241 ff.
Ähnlichkeitsrelation 197
Äquivalenz, logische 67
Äquivalenz, definitorische 101
Äußerung 17, 233
Äußerungsergebnis 17
Äußerungsvollzug 17
aktionsfreier Satz 321
Aktionssatz 321
Aktiv (als Interpretationsschema) 320 ff.
Allomorphie 110 f.
Alltagssprache 16
analysierende Relation 222
analytisch 104 ff.
Anführung 29
Anwendungskriterium 154, 184
Appell 26
Argument 224 f.
Artikel 209, 238
Attribut 40, 52, 216, 252
Ausdruck 18, 84
Ausdruckstyp 84 f.
Ausdrucksvorkommen 18
Ausdrückbarkeit (codability) 309 f.
Ausweitung (der Wortbedeutung) 112
Automaten, nichtdeterministische,
endliche 273

B

Bedeutung (vs. Bezug) 45 f., 83, 95
Bedeutung (im Sinne Freges) 57 ff.
Bedeutungsähnlichkeit 194
Bedeutungsmodi 25 ff.
Begriff 40
Begriff, extensionaler 61
Beispielsklassen 197
Bezug 45 f., 83, 95
Betätigungssatz, zugewandter 258
Bindemittel 245

C

Comment 321, 217
Competence 24
Connotation 46

D

Denotation 46
deskriptive Bedeutung 25, 174 ff.
deskriptive Komponente 26
deskriptiver Gehalt 25
Deskriptor 84
Distinktor 276

E

Eigennamen 38, 45 f., 208
Eigennamen, ostensive 50 f.
Eigenschaft (vs. Merkmal) 281
Einengung (der Wortbedeutung)
112
Erfolgsverb 170
Erfüllungsbegriff 78
Erwähnung (Anführung) 29
Evidenztheorie (der Wahrheit) 74
evokative Bedeutungskomponente 26
expressive Komponente 26
Extension 66, 225 f., 233
Existenzfragen (interne, externe) 336

F

Familienähnlichkeiten 160, 190 ff.
Feldbegriff 201 ff.
Flexion 213 f., 244 ff.
Form (einer Sprache) 23
Formatoren 85
Funktork 259

G

Gattungsnamen 208, 312
Gebrauch (vs. Anführung) 28
Gebrauch (Art und Weise,
Instanzen) 141

Genus 244 ff.
Gleichsetzungs-nominativ 216
Grammatik, apriorische 255
Grammatik, rationale, universale 255

H

Handlungsausßerung 147
Hochsprache 16
Homographie 110
Homonymie 112
Homophonie 110

I

Ideen, eingeborene 283 ff.
Identifikator 84
illokutionäre Rolle 143, 168 ff.
Indexausdruck 19
Individualbegriff 66
Intension 66, 228 ff., 233
Intensionsgleichheit 67
Interjektion 210
Interpretation,
 extensionale 226
 intensionale 231
 partielle 261
 pragmatische 233 f.
Interpretationsregel 55
isogene Ausdrücke 275
Isomorphie 53 f.
Isomorphie, intensionale 67 ff.
Isomorphiekorrelator 53

K

Kasus 247
Kategorialgrammatiken 273
Kategorien, formale-substantielle 284
Kategorien, logische 223 f.
Kennzeichnung 49, 260
Kohärenztheorie (der Wahrheit) 75
Kollektiva 209
Komparativformen 248
Kongruenz 217
Konjunktionen 210, 243 f.
Konkomitanten 124
Kontext, extensionaler, 67 f.
 indirekter 61
 intensionaler 67 f.
 nichtintensionaler 69
Kontextabhängigkeit 112 ff., 194

kontextfrei (Relationen) 265
kontextgebunden (Relationen) 265
Konventionalismus, semantischer 35 ff.
Konventionstheorie (der Wahrheit) 75
Kopula 215 f.
Kundgabe 26

L

Language Acquisition Device 284
Langue 24
Lingualismus, transzendentaler 333
lokutionärer Akt 169, Anm. 61

M

Mehrdeutigkeit 111
Mehrwertigkeit 111
Merkmal 281
Metasprache 29
mögliche Objekte 227
Morphem 205

N

Namensrelation 40
Naturalismus, semantischer 32 ff.
Nominalismus 43
Numeralia 209, 241
Numerus 245 f.

O

Oberflächenstruktur 254 ff., 272
Objektsprache 29
Offenheit der Begriffe 159, 193
Onomatopöie 33
Operant 91

P

Paradoxie der Analyse 62
Parole 24
Passiv 320 ff.
Performance 24
performative Aussage 172
performative Bedeutung 174 ff.
performative Beschreibung 176 f.
performativer Modus 170 f.
performativer Operator 173
performatives Verbum 172
phonetischer Aspekt 18
Phonologie 23

Plastizität (der Bedeutung) 220 f.
Polysemie 112
Porosität der Begriffe 193
Prädikatbedeutung 39, 46 f., 152 ff.
Präpositionen 210, 243, 260
Präskriptor 84
Pragmatik 30
pragmatisch 30
Pragmatismus 78
Präsupposition 260
privat (für Ausdrücke) 183 ff.
privatsprachlich 183 ff.
Pronomina 209, 239
Proposition 40

Q

Quasireihe 197 ff.

R

Realisierung (eines Wortes) 21
Redetypen 25, 85 f.
Relativitätsprinzip, linguistisches 300 ff.
Rhema 217

S

Sachverhalt 39 f., 52
Satz 39, 47, 234, 215 ff.
Satz, unpersönlicher 325 f.
Satzbauplan 218
Satzmodell 218
Satzobjekt 216
Satzprädikat 39
Satzreihen 216 f.
Satzsubjekt 215, 252
SB-Grammatiken, allgemeine 268
SB-Grammatiken, einfache 268
Selektor 276
Sema 217
Semantik 30
Semantik, interpretative 276
semantischer Aspekt 18, 170 ff.
Semi-Thue-Systeme 262 ff.
Semiotik 30
Sinn 57 ff.
Sinnbezirk 201
Sprache, Alltagssprache 16
Sprache, Hochsprache 16
Sprache, künstliche 16
Sprache, natürliche 16
Sprache, Umgangssprache 16

Sprachkraft 292
Sprachspiele 136 ff.
Sprechakt 166 ff.
Standardnamen 72
Stoffnamen 209, 312
Strukturbeschreibung 267 ff.
Subjekt-Prädikat-Schema (der Interpretation) 324 ff.
Subjekt-Prädikat-Struktur 314 f., 324 ff.
Substanz (der sprachl. Realisierungen) 23
Substitutionskategorien 274 ff.
Substitutionsprinzip 60, 67
Substantiv 208, 235 f., 311 f.
synkategorematisch 43
Synonymität 100 ff.
Synsemantika 43
syntaktisch 30
Syntax 30
synthetisch 104 ff.

T

Tatsache 52
Tempus 248
Tiefenstruktur 254 ff., 272
topic 217, 321
Transformationsgrammatik 270
Transformationsregel 270
Typ 18, 199 ff.
Typenbegriffe 276

U

Umgangssprache 16
Umstandsangabe, -bestimmung 216
252 ff.
Universalien, linguistische 284

V

Valuator 84
Verb 209, 236 f., 311 ff.
Verb, unpersönliches 325
Verifikationstheorie (der Bedeutung) 31 f.
Vorkommnis (eines Ausdrucks) 18
Vorkommnis, extensionales, intensionales 67 f.
Vorkommnis, nicht intensionales 69

W

Wahrheitswert 47
Weltansicht 290
Wertverlauf (einer Funktion) 226
Wortarten 208 ff.
Wortbildung 214 f.
Wortfeld 201
Wortlehre 208 ff.
Wortspaltung 111
Wortstellung 84
Wortverschmelzung 111

Z

Zustandssysteme,
deterministische, endliche 273

Verzeichnis der logischen Symbole

\neg	nicht
\wedge	und
\vee	oder
\supset	impliziert (wenn-, dann)
\equiv	äquivalent (genau dann, wenn)
\bigwedge	für alle
\bigvee	es gibt (mindestens) ein
$\forall = n$	es gibt genau n
$=$	identisch
$:=$	definitorisch gleich
\rightarrow	logische Folge
\bigwedge	leere Menge
λx	Klasse der x mit –
$\{x_1, \dots, x_n\}$	Klasse mit den Elementen x_1, \dots, x_n
ϵ	ist Element von
\cap	Durchschnitt
\cup	Vereinigung
\subset	ist Teilmenge von
\bigcap_i	Durchschnitt aller Klassen mit den Indices i
\bigcup_i	Vereinigung aller Klassen mit den Indices i